

AUFTRAG



HEFT 240 / 241 / 2000

40. JAHRGANG



Militärbischof Dr. Johannes Dyba vom 30.11. 1990 bis 23.07.2000
Militärbischof Dr. Walter Mixa seit 31.08.2000

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN

INHALT

KIRCHE UNTER SOLDATEN (I)

- Nachruf für Militärbischof Dr. Johannes Dyba
(Jürgen Bringmann) 4

40. WOCHEN DER BEGEGNUNG

ZENTRALE VERSAMMLUNG (ZV)

- Der Zukunft Hoffnung geben – Mit Christus für
Gerechtigkeit und Frieden (PS) 12
- „Funktion Salz“ – Aufgaben des ZdK
(Manfred Heinz) 15
- Was bringt uns der katholische Glaube?
(Hartmut Steinborn) 17
- Nachbarschaftshilfe 2000/2001 (Peter Weber) 18
- Zweitausend Jahre Christentum: Was dürfen wir
im 3. Jahrtausend von der Kirche erwarten?
(Bertram Meier) 19
- Gerechtigkeit – eine Tugend in christlicher
Bewährung 26
- Die Seelsorgesituation in der Bundeswehr
(Ludger Uhle) 27
- Machen Sie mit!? (Brigitte Mathias/Paul Schulz) . 28

BUNDESKONFERENZ DER GKS

- Bericht von der Bundeskonferenz (PS) 31
- Die Zeichen der Zeit lesen und deuten
(Walter Theis) 33
- Wider die Mutlosigkeit und das Nicht-Anfangen
– Eine Predigt (Ludger Uhle) 35
- Der Zukunft Hoffnung geben – Zur Bestandskraft
des Christentums im 21. Jahrhundert in einer Welt
der Gerechtigkeit und des Friedens
(Lothar Bossle) 36
- GKS-ERKLÄRUNG: Kampfeinsätze der Bundeswehr
zum Schutz fundamentaler Menschenrechte 43

FRIEDENS- UND SICHERHEITSPOLITIK

- ZdK: Zur Zukunft des Wehrdienstes 46
- ai: Mangelnde Bereitschaft zur Lösung von
Menschenrechtskrisen 49
- Deutsche Außenpolitik zwischen nationalen Inter-
essen, moralischen Bedenken und historischen
Belastungen (Eckhard Stuff) 50
- Der Einfluss der humanitären Hilfe auf Krieg
und Frieden (Klaus Liebetanz) 52
- CIMIC – Kooperation zwischen Streitkräften,
Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen
(Klaus Liebetanz) 55
- Besuch bei den deutschen Truppen in Mazedonien
und im Kosovo (Paul Schulz) 59
- Lw-Musikkorps 3 in Usbekistan
(Bernd Wübbeke) 75

SOLDATISCHES SELBSTVERSTÄNDNIS

- TRADITION IN DER BUNDESWEHR: Feldwebel
Anton Schmid – Ein Vorbild für Menschlichkeit
im Krieg (Fritz Stern) 76

MENSCHENRECHTE UND RELIGIONSFREIHEIT

- JUSTITIA ET PAX: Christ sein ist auch heute
lebensgefährlich (Andreas Rauch) 79
- Zehn Jahre Kairoer Erklärung für Menschenrechte
(Karl Hafen) 81
- Molukken: Menschenrechtler für internationale
Intervention 82

GESELLSCHAFT NAH UND FERN

- Gedanken zum Tode des syrischen Staatspräsidenten
Hafiz Al Assad (Volker W. Böhler) 83
- Der Prozess der Gewalt (Wolfgang Sofsky) 90
- Kritik an Neudefinition des Familienbegriffs 93
- „Katyn-Familien“ in Israel (Joachim G. Görlich) . 93
- Eindrücke von der EXPO 2000 „Mensch – Natur –
Technik“ (Paul Schulz) 94

SPIRITUALITÄT

- ELIJA: Feuer und Flamme für die Quelle und den
Sinn des Lebens (Michael Overmann) 96
- Matthias-Wallfahrt nach Trier (Matthias Völkel) 102

94. KATHOLIKENTAG IN HAMBURG

- Kirche unter Soldaten auf dem Katholikentag in
Hamburg (Paul Schulz) 104
- Noch war ihm die Zeit gegeben, um die Ewigkeit zu
gewinnen – Predigt von Militärbischof Dyba 106
- FORUM: Die allgemeine Wehrpflicht
– ein Auslaufmodell? 108
- Männerthemen auf dem Katholikentag
(Andreas Ruffing) 110
- FORUM: Herausforderungen weiblich-männlicher
Zeitgenossenschaft 111

KIRCHE UNTER SOLDATEN (II)

- Dr. Walter Mixa – neuer Katholischer
Militärbischof (bt) 112
- WELTFRIEDENSTAG in Trier und Limburg 113
42. INTERNATIONALE SOLDATENWALLFAHRT
- LOURDES 2000 (MS) 114
- AUS DEM WEHRBEREICH II 115
- Zum Seminar 3. Lebensphase 116
- WB VI – GKS-Kreis Hammelburg: 117
- WB VI – GKS-Kreis Ingolstadt 118
- WB VI – GKS-Kreis Neuburg/Donau 1118

Zum Titelbild: Militärbischof Johannes Dyba und der Eichstätter Diözesanbischof Walter Mixa im Gespräch bei der 36. Woche der Begegnung am 24. April 1996 im Bildungshaus der Diözese „Schloss Hirschberg“. (Foto: Th. Pinzka)

PERSONALIA

Pater Arno ofm wurde 65 Jahre alt	119
Personalia	119-121
DAS INTERVIEW: (HF) – Offizier und Journalist aus Berufung	121
BRIEFE AN DIE REDAKTION	116, 128
GKS im WB I	123

GEFUNDEN	26
KURZ NOTIERT	54, 82, 103, 113
TERMINE 2000	3
AUTOREN	128
BUCHBESPRECHUNGEN	129

TERMINE • TERMINE • TERMINE

September

15.09.	Umzug KMBA nach Berlin; neue Anschrift: Am Weidendam 2, 10117 Berlin Postfach 64 02 26, 10048 Berlin Tel: 030/4981-0; BwKz 8203
22.-24.09	BV GKS im Haus Marienberge, Katzwinkel- Elkhausen

Oktober

06.-07.10.	17. Deleg.Vers. der AGKOD in Münster
10.10.	Politikergespräch: KMBA, ZV, GKS mit Win- fried Nachtwei (Bündnis 90/Die Grünen) in Berlin
20.-21.10.	AK/WBKonf WB I in Parchim
20.-22.10.	AK/WB WB VI in Volkersberg
18. – 22.10.	Seminar 3. Lebensphase in Nürnberg
21.10.	Vorstand ZV Berlin
27.-29.10.	AK/WBKonf WB III in Wermelskirchen

November

06.-10.11	45. GesKonf der Kath.Militärseelsorge in Ber- lin
12.-15.11.	AMI-Konferenz in Rom
15.-22.11.	Internationale Rom-Wallfahrt der Militär- seelsorge zum Hl. Jahr

31.10.	Redaktionsschluss AUFTRAG 242
24.-25.11.	Vollversammlung ZdK in Bad Godesberg
24.-26.11.	AK/WBKonf WB II in Wörthausen
27./28.11.	Herbstkonferenz der GKMD in Fulda

Dezember

11.12.	EA GKS in Bonn
--------	----------------

Termine im Jahr 2001

22.01.	Gespräch BV GKS mit Präs. Pax Christi
22.01.	EA GKS in Bonn oder im Zusammenhang mit Jahresempfang des MGv (26.01.) am 27.01. in Berlin
01.02.	Int. Soldatengottesdienst zur Feier des Weltfriedenstag 2001 in Köln
21.-23.04.	Vorkonferenz 41. WdB
23.-28.04.	41. WdB in Berlin (Anreise am 21.04.) 23.-25.04. ZV 25.-28.04. BuKonf GKS
23.05.	KAS-Mitgliederversammlung in Bonn
01.-12.06.	Jakobuswallfahrt Münster-Köln-Aachen
29.10.-02.11.	8. Seminar GKS-Akademie Oberst Helmut Korn in Fulda

Verwendete Abkürzungen: AGKOD – Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen Deutschlands, AK – Arbeitskonferenz des Wehrbereichsdekans, AMI – Apostolat Militaire International, BuKonf – Bundeskonferenz, BV GKS – Bundesvorstand der GKS, EA – Exekutivausschuss, GKMD – Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands, IS – Internationaler Sachausschuss, MGv – Militärgeneralvikar, SA InFü – Sachausschuss „Innere Führung“, SA S+F – Sachausschuss „Sicherheit und Frieden“, SA KI – Sachausschuss „Konzeption und Information“, WB – Wehrbereich, WdB – Woche der Begegnung, ZV – Zentrale Versammlung

editorial

Liebe Lesergemeinde,

nicht nur im Interesse unserer Lesergemeinde von Flensburg im Norden bis Tetovo in Mazedonien hofft die Redaktion, dass diese umfangreiche Doppel-Ausgabe des AUFTRAG's mit einem Umfang von 132 Seiten eine einmalige Ausnahme bleiben wird. Die Arbeit ist in unserer Miniredaktion kaum noch zu bewältigen. Aber die Dokumentation der 40. Woche der Begegnung in der ersten Maiwoche in Salem und des 94. Deutschen Katholikentags im Juni in Hamburg musste ebenso im Heft ihren Niederschlag finden, wie die Berichterstattung über den Abschied der „Kirche unter Soldaten“ von ihrem Militärbischof Johannes Dyba, der am 23. Juli so überraschend verstorben war. Auch die mittlerweile erfolgte Ernennung

des Eichstätter Diözesanbischof Walter Mixa zum neuen Militärbischof, war ein aktuell noch zu berücksichtigendes Thema.

Und schließlich berichte ich über persönliche Erlebnisse und Eindrücke, die ich bei einem achttägigen Besuch beim Bundesvorsitzenden der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, gewonnen habe. Dieser steht seit Mai im sechsmonatigen Einsatz als Kommandeur des Logistikregiments KFOR in Mazedonien und im Kosovo. – Wir haben versucht, die z.T. umfangreichen Beiträge durch zahlreiche Fotos abwechslungsreich zu gestalten, damit das Leseinteresse erhalten bleibt. Ich wünsche Ihnen einen ungeschmälernten Lesegenuss und auch die erforderliche Zeit und Muße dazu.

Ihr Paul Schulz

NACHRUF FÜR ERZBISCHOF DR. DR. JOHANNES DYBA

Unser Militärbischof ist nicht tot – er ist am Ziel seines Lebens, bei Gott

JÜRGEN BRINGMANN

So, wie es über diesem Nachruf und Rückblick steht, würde es Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba, Bischof von Fulda und Katholischer Militärbischof, wohl auch sehen und selbst ausdrücken – Erzbischof Dyba, der am 23. Juli 2000 unerwartet im Alter von nur 70 Jahren heimgerufen wurde. Und: So sehen wir es auch!

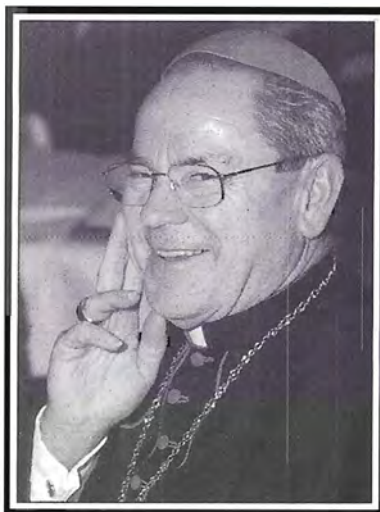
Kurzer Lebenslauf

Johannes Dyba wurde am 15. September 1929 in Berlin geboren. Nach der Gymnasialzeit, die er in Berlin und Heiligenstadt absolvierte, nahm er in Bamberg das Studium der Rechtswissenschaften auf, das er 1954 mit der Promotion an der Universität Heidelberg abschloss.

Schon zuvor hatte er sich für den Weg zum Priestertum entschieden und 1953 seine theologischen Studien in Bonn begonnen. Am 2. Februar 1959 empfing er die Priesterweihe durch Kardinal Frings im Kölner Dom. Seine ersten pastoralen Erfahrungen sammelte er als Kaplan in Köln-Junkersdorf und Wuppertal-Barmen, bevor er zum Studium des Kanonischen Rechts und zum Besuch der Päpstlichen Diplomatenakademie nach Rom gesandt wurde. Dort promovierte er 1962 zum Doktor des Kanonischen Rechts.

Anschließend trat er in den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls ein, war zunächst Mitarbeiter und dann Leiter der deutschen Abteilung des Päpstlichen Staatssekretariates, also des Außenministeriums des Vatikan. Seit 1967 arbeitete er an den Apostolischen Nuntiaturen in Buenos Aires, Den Haag, Kinshasa und Kairo.

1977 kehrte Johannes Dyba nach Rom zurück und wirkte als Vizesekretär der Päpstlichen Kommission



Erzbischof DDr. Johannes Dyba
*15.09.1929 in Berlin, †23.07.2000 in Fulda

Justitia et Pax. Nach seiner Ernennung zum Erzbischof am 25. August 1979 empfing er die Bischofsweihe durch Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli am 13. Oktober 1979 im Kölner Dom. Anschließend vertrat er den Heiligen Stuhl in verschiedenen Ländern Westafrikas.

Nach über 20-jähriger Tätigkeit im Diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls wurde er am 4. Juni 1983 zum Bischof von Fulda ernannt und am 4. September 1983 in sein Amt eingeführt. Er war Mitglied der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz und wurde durch Papst Johannes Paul II. im Jahre 1993 in die römische Bischofskongregation berufen.

Seit dem 30. November 1990 bekleidete Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba zusätzlich das Amt des Katholischen Militärbischofs für die Deutsche Bundeswehr. Der Papst berief ihn 1991 in den Rat des Zentralbüros der Militärordinariate in Rom.

Vorbild für sein bischöfliches Wirken war ihm der Heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen, dessen Grab in Fulda liegt.

Der Bundesminister der Verteidigung Rudolf Scharping schrieb in seinem Nachruf:

„Am 23. Juli 2000 verstarb der Katholische Militärbischof, Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba, Bischof von Fulda, Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Militärbischof Dr. Dyba hat seit 1990 die entscheidenden kirchlichen Voraussetzungen dafür geschaffen, dass sich die Katholische Militärseelsorge neuen Herausforderungen mit Erfolg stellen konnte. Dies gilt insbesondere für den Aufbau der Katholischen Militärseelsorge in der 'Armee der Einheit' in den neuen Bundesländern und die geistliche Begleitung unserer Soldaten bei Auslandseinsätzen zur internationalen Friedenssicherung.

Als Verfechter des von der Gesellschaft der Bundeswehr erteilten Auftrags stellte er sich schützend vor unsere Soldaten, wenn deren ethische Integrität in Zweifel gezogen wurde. Er hat damit unterstrichen, dass die Katholische Militärseelsorge ein unverzichtbarer Bestandteil für den Friedensdienst unserer Soldaten ist.

Militärbischof Dyba hat mit seiner Ausstrahlung den Soldaten der Bundeswehr das Bewusstsein vermittelt, dass Frieden und Versöhnung höchste Güter menschlichen Zusammenlebens sind. In den fast zehn Jahren seines Wirkens für die Katholische Militärseelsorge der Bundeswehr hat er die Herzen der Soldaten für sich gewonnen.

Die Bundeswehr ist Bischof Dyba zu großem Dank verpflichtet. Sie wird ihm stets ein ehrendes Gedenken bewahren.“

Für das Katholische Militärbischofsamt, zugleich für die Zentrale Versammlung der ka-

tholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs und für die Gemeinschaft Katholischer Soldaten wurde regional und bundesweit Bischof Dybas mit der folgenden Anzeige gedacht:

Das Apostolat Militaire International (AMI), der weltweite Zusammenschluss katholischer Soldaten, dankte Bischof Dyba für seinen Einsatz für den soldatischen Dienst am Frieden ebenfalls mit einer Anzeige (s.S. 6).

Rund 10.000 Menschen haben am Dienstag nach seinem Tod in Fulda im Verlauf von elfeinhalb Stunden von Erzbischof Johannes Dyba Abschied genommen. Der in den Morgenstunden des Sonntags, des 23. Juli 2000, gestorbene Oberhirte von Fulda und Militärbischof war in der Michaelskirche neben dem Dom aufgebahrt, der Sarg war auf Wunsch der Familie geschlossen. Trauernde aller Altersstufen zogen still oder weinend vorbei, besprengten den Sarg mit Weihwasser, beteten den Rosenkranz oder das Vaterunser und trugen sich in Kondolenzbücher ein. An der künftigen Grabstelle des 70-Jährigen in der Johanneskapelle des Fuldaer Doms legten Menschen Blumen nieder und entzündeten Lichter.

Der Fuldaer Erzbischof und Katholische Militärbischof wurde am Freitag, 28. Juli 2000, im Boden des Fuldaer Doms bestattet, der auf den Fundamenten des 744 vom heiligen Bonifatius gegründeten Klosters Fulda steht. Vor der Beisetzung, an der wegen der räumlichen Enge nur Verwandte, die Zelebranten und das Domkapitel teilnehmen konnten, fand im Dom ein Requiem statt. Die Predigt hielt der Paderborner Erzbischof Johannes Joachim Degenhardt.

Zuvor war der Sarg von Soldaten – zuerst von Vertretern katholischer Verbände – aus der Michaelskirche heraus und in feierlichem Zug zum Domplatz getragen worden, wo das Wachbataillon der Bundeswehr die Ehrenformation bildete. Das Stabsmusikkorps der Bundeswehr spielte einen Trauermarsch, einen Trauerchoral und die Nationalhymne. Danach trugen die Soldaten der Bundeswehr den Sarg in den Dom zum Requiem.



Am Trauergottesdienst nahmen unter anderem der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof Karl Lehmann, der österreichische Militärbischof Mag. Christian Werner sowie der hessische Ministerpräsident Roland Koch teil; hochrangigste Vertreter der Bundeswehr waren Staatssekretär Klaus-Günther Biederbick und der Generalinspekteur, General Harald Kujat.

Papst Johannes Paul II. bekundete in einem Schreiben an das Bistum Fulda Betroffenheit und Trauer. Er würdigte Dyba als aufrichtigen und liebenswerten Menschen. Dyba habe, „vom langen Atem der Leidenschaft erfüllt“, dem Anspruch nachgeeifert, den der Apostel Paulus gesetzt habe: „Verkünde das Wort, ob man es hören will oder nicht“.

Vatikan-Staatssekretär Kardinal Joseph Ratzinger bezeichnete Dyba als „große Gestalt im deutschen Episkopat“. Dyba sei überzeugt gewesen, dass nur klare Worte und unmissverständliches Zeugnis helfen könnten, dass die

Menschen in einer Welt voller Zweideutigkeiten „das Evangelium im Klartext brauchen“. Er habe das Wort des Glaubens „gelesen und ungelesen“ ausgerichtet und dafür Schläge eingesteckt, die im Schutz der öffentlichen Meinung oft sehr bösartig sein konnten. „Er hat darunter gelitten, aber der Glaube war ihm das Leiden wert.“

Ein Pontifikalrequiem für Militärbischof Johannes Dyba wurde am Donnerstag, 10. August, 18.30 Uhr, in Bonn in der Kirche des Katholischen Militärbischofs, St. Elisabeth, zelebriert.

Zur Einführung sagte der Apostolische Nuntius in Deutschland,



Katholisches



Militärbischofamt

*Leben wir, so leben wir dem Herrn;
sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Ob wir leben oder ob wir sterben,
wir gehören dem Herrn. (Röm 14,8)*

Gott, der Herr über Leben und Tod, hat seinen treuen Diener,
unseren Hochwürdigsten Herrn Militärbischof

Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba

Bischof von Fulda

in den frühen Morgenstunden des Sonntags, 23. Juli 2000, in sein Reich gerufen.

Er diente der Kirche in Deutschland als Militärbischof von 1990 bis zu seinem Tode. In seine Amtszeit fielen weitreichende Veränderungen im Auftrag der Streitkräfte und im Leben der Soldaten und ihrer Familien. Sein besonderes Augenmerk galt dem Aufbau der Katholischen Militärseelsorge in den neuen Bundesländern und der seelsorglichen Begleitung deutscher Soldatinnen und Soldaten bei Auslandseinsätzen.

Wir danken ihm für seine Offenheit und Klarheit, für seine besonnene Aufrichtigkeit und Glaubenstreue.

Wir bitten um das Gebet für unseren verstorbenen Militärbischof und um Fürbitte in der Eucharistiefeier.

53113 Bonn, den 24. Juli 2000

Kath. Militärbischofsamt, Adenauerallee 115

Prälat Jürgen Nabbefeld
(Militärgeneralvikar)

Oberst i.G. Werner Böß
(Vorsitzender der Zentralen
Versammlung kath. Soldaten
im Jurisdiktionsbereich des
Kath. Militärbischofs)

Oberst Dipl.Ing. Karl-Jürgen Klein
(Bundesvorsitzender der
Gemeinschaft Katholischer
Soldaten)

Die Überführung des Verstorbenen von der Michaelskirche zum Dom findet am Freitag, dem 28. Juli 2000, um 10.00 Uhr in Fulda statt. Anschließend sind in der Kathedralkirche das Requiem und die Beisetzung.

Am Donnerstag, dem 10. August 2000, feiern wir in der Kirche des Kath. Militärbischofs in Bonn (St. Elisabeth, Bernhard-Custodis-Str. 2) um 18.30 Uhr für den verstorbenen Militärbischof ein Pontificalrequiem.

Erzbischof Dr. Giovanni Lajolo:

„Am 28. Juli wurde der verstorbene Erzbischof Dr. Johannes Dyba in Fulda beigesetzt. Das Bistum und die Bundeswehr sind von seinem Tod in besonderer Weise betroffen. Die Bundeswehr möchte in diesem Gottesdienst in St. Elisabeth, der Kirche des Militärbischofs, noch einmal des Mannes gedenken, der fast zehn Jahre als katholischer Militärbischof für die geistliche Betreuung der katholischen Soldaten auf dem Hintergrund ihrer besonderen Lebensbedingungen Sorge getragen hat.“

In Erzbischof Dyba habe auch ich einen alten Freund verloren. Kennen gelernt habe ich ihn 1971 in Den Haag, als er Nuntiaturret bei der dortigen Apostolischen Nuntiaturret war. Ich habe ihn dann nochmals getroffen, als er in Rom Unterstaatssekretär beim Päpstlichen Rat Justitia et Pax war und ich im Staatssekretariat arbeitete. Ja, und noch bevor ich als Nuntius nach Bonn kam, lud er mich ein, am 2. Juni 1996 in Ful-

„Wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes Ackerfeld, Gottes Bau. Der Gnade Gottes entsprechend, die mir geschenkt wurde, habe ich wie ein guter Baumeister den Grund gelegt; ein anderer baut darauf weiter. Jeder soll darauf achten, wie er weiter baut. Denn einen anderen Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist: Jesus Christus.“

(1. Paulusbrief an die Korinther, 3, 9-11)

Das Apostolat Militaire International (AMI), der internationale Zusammenschluss katholischer Soldaten in mehr als 35 Ländern weltweit, trauert mit seinen deutschen Mitgliedern und Kameraden um

Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba
Katholischer deutscher Militärbischof
Bischof von Fulda

den Gott am 23. Juli 2000 im Alter von 70 Jahren plötzlich und unerwartet zu sich gerufen hat.

Militärbischof Dyba war ein Mann klarer Worte – „sei es gelegen oder ungelegen“. Deswegen schätzten ihn nicht nur die deutschen Soldaten, für deren Dienst für ihr Vaterland und als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker er sich uneingeschränkt einsetzte – aus seiner festen Überzeugung heraus, dass dieser Dienst wahrhaft zur Festigung des Friedens in aller Welt beiträgt.

In seinem Sinne werden die katholischen Soldaten sich weltweit weiterhin für Frieden, Freiheit, Sicherheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde einsetzen.

Ernest König
General und Kommandeur Landesverteidigungsakademie
Präsident AMI
Wien, 24. Juli 2000

Jürgen Bringmann
Oberst
Generalsekretär AMI
Bonn, 24. Juli 2000

da das Pontifikalamt anlässlich des Bonifatiusfestes zu halten. Nicht selten sprach er mit mir über seine Sorgen um den Glauben und das christliche Leben in Deutschland. Wenn er aber auf seine Erfahrungen als Militärbischof und auf seine Begegnungen mit den jungen Soldaten und den Offizieren der Bundeswehr zu sprechen kam, strahlte er nur Anerkennung und Freude aus. Ich kann sagen, dass er gerne, ja sogar mit Begeisterung Militärbischof gewesen ist. Und ich weiß auch, dass er bei Soldaten und Offizieren aufrichtige Wertschätzung und große Sympathie genoss.

Ich begrüße alle, die zu diesem Gottesdienst gekommen sind, allen voran Herrn Staatssekretär Biederbick als Vertreter des Bundesministers der Verteidigung, und in Vertretung des Generalinspektors der Bundeswehr den Stellvertretenden Generalinspekteur, Herrn Generalleutnant Moede; alle Soldatinnen und Soldaten sowie alle Schwestern und Brüder, die hier anwesend sind. Ich freue mich, unter den Konzelebranten auch den Diözesanadministrator von Fulda, Herrn Weihbischof Kapp, und den Herrn Militärgeneralvikar Prälat Nabbefeld begrüßen zu können.

Wenn wir als Christen eines Verstorbenen im Gottesdienst gedenken, dann ist das zugleich ein Akt der Pietät und eine Tat der Liebe: Wir empfehlen ihn der Barmherzigkeit und der Liebe Gottes an. Wir bitten Gott, dass er das Leben des Verstorbenen vollende, indem er ihm Anteil gebe an seiner eigenen Herrlichkeit. Wir dürfen ihn so bitten, weil uns der menschgewordene Sohn Gottes Jesus Christus durch seinen Tod und seine Auferstehung berufen hat, seine Brüder und Schwestern zu werden, und uns so das Tor zum Vater geöffnet hat.

Wir beten für den Verstorbenen. Aber auch wir selbst bedürfen der verzeihenden Liebe Gottes. So wollen wir zu Beginn dieser Feier das Erbarmen des Herrn auch auf uns herabrufen.“

Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld hielt die folgende Predigt:

„Exzellenz, hochwürdigster Herr Apostolischer Nuntius, hochwürdigste Herren Bischöfe, liebe Mitbrüder, verehrte Angehörige, liebe Soldatinnen und Soldaten, Schwestern und Brüder im Glauben!

Wir feiern heute – hier in der Kirche des Katholischen Militärbischofs – für unseren verstorbenen Militärbischof Johannes Dyba ein Requiem.

Requiem aeternam dona eis, Domine; et lux perpetua luceat eis – „Ewige Ruhe schenke ihnen, o Herr, es leuchte ihnen das ewige Licht“.

Als ich am Freitag vor seinem Tod bei ihm war, gingen wir in sein Arbeitszimmer. An der Türschwelle sagte ich: ‘Mensch, was ist denn hier los?’ – Darauf der Bischof: ‘Wie, was ist hier los?’ – Meine Antwort: ‘Hier ist ja aufgeräumt!’ Daraufhin rief er seinen Kaplan und sagte: ‘Der Generalvikar hat bemerkt, dass ich aufgeräumt habe.’

Alles war aufgeräumt, alles war geordnet. – Im Nachhinein erscheint mir dies natürlich in einem neuen Licht.

Bei einer Abiturfeier – d.h. bei Menschen, die das Leben noch vor sich haben – hielt der Dichter Manfred Hausmann einmal eine Rede über die Frage „WOHIN?“.

In dieser Rede führte er wörtlich aus: „Auf diese Frage gibt es nur eine einzige Antwort, die absolute

Die letzte Lourdes-Wallfahrt des Militärbischofs mit Soldaten im Mai diesen Jahres. Ob beim Gottesdienst an der Grotte, bei den Kranken oder im Zeltlager, hier war Johannes Dyba Seelsorger und in seinem Element.

(Fotos Beyel KMBA)



Gültigkeit hat: in den Tod! Alle anderen Antworten bleiben Vermutungen bzw. haben nur vorläufigen Charakter.

Erzbischof Dyba antwortete einmal auf die Frage eines Journalisten, warum er nicht in die Politik gegangen sei: „In der Demokratie herrscht die Mehrheit und in der Kirche herrscht die Wahrheit.“ Und: er wolle nicht „für die vorletzten Dinge leben.“

Erzbischof Dyba wollte für die „letzten Dinge“ leben. Ich habe noch gut seine Predigt im Soldatengottesdienst während des Katholikentages in Hamburg im Ohr. Das Thema des Katholikentages lautete: „Sein ist die Zeit“. Er mahnte in seiner Predigt an, dass dies nicht das Ganze sei. Das vollständige Zitat aus der Oster-

liturgie lautet: „Christus, gestern und heute – Anfang und Ende – Alpha und Omega – Sein ist die Zeit und die Ewigkeit – Sein ist die Macht und die Herrlichkeit – in alle Ewigkeit“.

Auf die Frage WOHIN gibt es nur eine einzige Antwort, die absolute Gültigkeit hat: in den Tod. Alle anderen Antworten bleiben Vermutungen bzw. haben nur vorläufigen Charakter.

Erzbischof Dyba hat die Endlichkeit des Lebens immer vor Augen gehabt. Für ihn war der ewige Gott das Ziel seines Lebens. Er ahnte in seinem fortschreitenden Leben etwas von Gottes Ewigkeit. Ihm war durch und durch bewusst – was Romano Guardini einmal in seinem Gebet EWIGKEIT beschrieben hat: „Wir Menschen bauen unser Haus und



Bei den Veranstaltungen des organisierten Laienapostolats war die Anwesenheit des Militärbischofs immer ein Höhepunkt. Das Bild oben beweist den lockeren Umgang miteinander, trotz des Ernstes der Beratungen; Erzbischof Dyba im Pausengespräch mit dem Vorsitzenden der zentralen Versammlung, Oberst i.G. Werner Bös, und dem Vorsitzenden der GKS, dem heutigen Oberst Karl-Jürgen Klein, bei der Woche der Begegnung 1997 auf Schloss Hirschberg bei Beilngries.

Beim Empfang während der 6. GKS-Akademie Oberst Helmut Korn im November 1995 im Bonifatiushaus in Fulda verlieh der Militärbischof Oberst i.G. Jürgen Bringmann das Komturkreuz des Ordens vom Hl. Papst Silvester, es assistiert der Ehrenbundesvorsitzende der GKS und Leiter der Akademie, Oberstleutnant a.D. Paul Schulz.



schaffen unser Werk und wissen, dass es zerfallen muss. - Wenn die Zeit vollendet ist, soll auch dort meine Heimat sein. Lass mein Gemüt vom Hauch deiner Ewigkeit berührt sein, damit ich das Werk der Zeit richtig tue und es einst hinübertragen dürfe in dein ewiges Reich“. „Damit ich das Werk der Zeit richtig tue.“

In den vergangenen Monaten und Jahren stand Erzbischof Dyba andauernd unter großer Anspannung. Er sagte öfters zu mir: „Danke für Ihre Arbeit; die Militärseelsorge ist für mich Erholung!“

Die Beratungen und Voten der deutschen Bischöfe

zur Schwangerenkonfliktberatung und anderen Problemen setzten ihm mehr zu, als er das nach außen zeigte. Er galt ja bei vielen in unserer Gesellschaft von vornherein als konservativ (gemeint als Schimpfwort), als unbelehrbar, unbequem.

Seine leidenschaftliche Liebe zum Leben – im wahrsten Sinn des Wortes – ob des geborenen wie des ungeborenen, ließ ihn innerlich nicht kalt. Hier blieb er – ich möchte sagen: zum Glück – unbeugsam.

Ich bin der festen Überzeugung, dass er in der Geschichte der Katholischen Kirche in Deutschland – auf längere Sicht gesehen – einen herausragenden Platz einnehmen wird.

Beliebtheit war nun wirklich nicht sein Lebensziel. „Die Märtyrer starben nicht, weil sie so beliebt waren“, pflegte er zu sagen auf die Frage, ob er nicht ein bisschen netter formulieren könne. Er setzte sich ein für klare Strukturen in unserer Kirche und besonders für deutliche ethische Grundlinien und wehrte sich gegen alle Tendenzen, die zu einer Schwächung der Werteordnung führen.

Im Streit um das Mörderurteil wussten die Soldaten in ihrem Militärbischof einen Menschen an ihrer Seite, der nicht nur die ethischen Aspekte dieser Diskussion immer wieder ins rechte Licht rückte, sondern auch durch seine offene Art für alle Soldaten zum Fürsprecher in der Öffentlichkeit wurde.

Er war kirchlicher Diplomat, aber kein diplomatisch-taktischer Mensch, der nach Schlupflöchern suchte, um sich vor klaren Antworten zu drücken oder sich herauszuwinden.

Er hat gerne gefeiert (eine gut katholische Sitte) und er war ein freundlicher Gastgeber. Die Süddeutsche Zeitung schrieb in diesen Tagen: „Seinen schärfsten Kritikern drängte er seinen besten Schnaps auf und erklärte ihnen beiläufig, wie falsch sie lägen.“

Er war unkompliziert. Nur ein kleines Beispiel: Als ich das Amt des Generalvikars übernommen hatte, sagte er zu mir: „Wenn Sie mir einen Brief fertig machen, setzen sie darunter in Klammern „Erzbischof Johannes Dyba“. Die Dr.'s können Sie weglassen. Dass ein Bischof einen Doktor hat, weiß jeder; wenn er keinen hat, braucht er auch keinen mehr.“

Oft erzählte er, wie er Urlaubsseelsorger auf einem Kreuzfahrtschiff war und es ihn vergnügte, wenn die Passagiere feststellten, wie nett der schreckliche Dyba sein konnte.

Erzbischof Dyba war ein gläubiger Mensch. Sein bischöflicher Wahlspruch lautete: „Filii Dei Sumus – Kinder Gottes sind wir“. Er stand fest in diesem Glauben in Wort und in Tat. Er kannte auch Glaubenszweifel – aber er sagte manchmal über Menschen, die ihre Zweifel kultivierten: „Zweifel sind nicht dazu da, dass man sie mästet.“

Für Erzbischof Dyba war der Tod – wie es der hl. Augustinus einmal ausdrückt – „das Tor zum Leben“. Für viele unserer Zeitgenossen ist der Tod nichts anderes als ein Auslöschen und Verlöschen ohne Hoffnung auf Zukunft. Hier sind wir als Glaubende zu einer Antwort herausgefordert.

Manfred Hausmann hat in seiner Rede über die Frage WOHIN gesagt: „Darauf gibt es nur eine einzige Antwort, die absolute Gültigkeit hat: in den Tod.“

Wir Glaubende fragen aber nach dem, was darin eigentlich zum Ausdruck kommt. Gott, an den wir glauben, überlässt uns Menschen nicht uns selbst, und das heißt: er überlässt uns nicht dem Tod. Gott kam mitten hinein in unser menschliches Leben. Er kam in unser Leben und brach damit diese unheimliche auf uns lastende Todesatmosphäre auf.

Vielleicht haben Sie das schon einmal erlebt: Es gibt ja solche verschlossenen Situationen in unser aller Leben, in denen die Missverständnisse und das Misstrauen wachsen. Und dann auf einmal – hoffentlich haben Sie das auch schon einmal erlebt – kommt einer, der mitten hineingeht in diese Situation der Selbstverschlossenheit und sie durch sein Hineingehen überwindet.

Jesus Christus ist in unsere Todessituation hineingegangen und hat sie dadurch überwunden, indem er unser menschliches Leben bis zum Tode auf sich nahm und uns durch seinen Tod am Kreuz und seine Auferstehung neues Leben und Hoffnung auf ein Leben bei Gott geschenkt hat. „Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin.“

Jesus lebte nicht auf Kosten anderer; nicht in der Selbstverweigerung Gott gegenüber. Menschlichen Hass erwiderte er nicht mit Hass. Dort, wo ihm Hass entgegenschlug, setzte er die Liebe. Wo menschliche Verzweiflung sich selbst auffraß, brachte er Hoffnung. Als man ihn in den Tod stieß, drohte er nicht mit dem Gericht, er betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“.

Erzbischof Dyba ist zu Gott, dem Ursprung und Ziel seines Lebens, zurückgekehrt. Er hat – wie der Apostel Paulus schreibt – „den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt“. Und an anderer Stelle schreibt Paulus: „Wenn wir ihm gleich geworden sind im Tod, dann werden wir mit ihm auch in seiner Auferstehung vereinigt sein.“ Amen.

Am Ende des Requiems gedachte der Staatssekretär des Bundesministeriums der Verteidigung, Klaus-Günther Biederbick, des verstorbenen Militärbischofs:

„Vor wenigen Tagen haben wir in Fulda von Erzbischof Dyba Abschied genommen. Es war eine Zeremonie, die tief bewegt hat.“

Vom stillen Abschiednehmen in der romanischen Michaelskapelle, zum Halt des Kondukts vor der Domplatte bis hin zum Trauergottesdienst in dem gewaltigen barocken Zentralbau. Tausende standen am Rand und verfolgten den Trauerzug. Der Dom war ein Meer von Menschen, Fahnen, Messgebinden, Uniformen.

Hier, so hatte man den Eindruck, ist nicht irgendeiner von uns gegangen. Hier hat uns ein wahrer Fürst verlassen, in des alten Wortes Bedeutung. Für die Bundeswehr war Erzbischof Dyba ein ganz besonderer Mann.

Vor nahezu zehn Jahren, im November 1990, hat der Heilige Stuhl Erzbischof Dr. Dyba zum Katholischen Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr ernannt.

Erzbischof Dyba hat sich trotz seiner umfangreichen Aufgaben als Bischof von Fulda und seiner Sonderfunktionen beim Heiligen Stuhl für das Amt des Katholischen Militärbischofs zur Verfügung gestellt. Er hat dies zu Anfang nicht mit großer Begeisterung getan, wie er mir einmal selbst gesagt hat. Aber er hat dieses Amt angenommen und schon bald so ausgeübt, dass man meinte, er hätte es schon immer gehabt.

Bischof Dyba hat die Verantwortung für die Seelsorge an den katholischen Soldaten in einer Zeit übernommen, in der die Bundeswehr einen dynamischen Wandel erfährt. Die Wiedervereinigung Deutschlands löste tief greifende Veränderungen struktureller Art aus. Dies wirkte sich auf das Leben der Soldaten und ihrer Familien, aber auch

Erzbischof Dyba war kontaktfreudig, und gesellig. Soldaten gleich welchen Ranges suchten das Gespräch mit ihm. Ein Bier konnte dabei hilfreich sein, war dazu aber nicht nötig.

auf die Arbeit der Katholischen Militärseelsorge nachhaltig aus.

Unter der seelsorglichen Leitung von Bischof Dyba wurde der Aufbau der Katholischen Militärseelsorge im Beitrittsgebiet auf der Grundlage bewährter staatskirchenrechtlicher Vereinbarungen vollendet. Vor Ort präsent, fand er mit seiner ungezwungenen Art – aber klarer Sprache – schnell Zugang zu den Soldaten und deren Familien. Bei diesen Begegnungen nutzte er die Chance des Dialogs, gerade auch mit jungen Soldaten. Kirche unter den Soldaten gegenwärtig zu machen, war für den Katholischen Militärbischof Aufgabe und Programm; in der umstrukturierten „Armee der Einheit“ ein hoher Anspruch, der sich erfüllt hat. Durch die Gewährleistung der religiösen Freiheitsrechte gewann nicht nur die Militärseelsorge, sondern auch die Bundeswehr insgesamt an Ansehen und Akzeptanz in den neuen Bundesländern. Damit hat die Katholische Militärseelsorge zugleich einen wertvollen Beitrag zur inneren Einheit Deutschlands geleistet.

Mit nie versiegender Tatkraft vermittelte Bischof Dyba den Soldaten bei zahlreichen Truppenbesuchen – gerade im Einsatz – immer wieder sein wahrhaftiges Interesse für ihre persönlichen Anliegen, Sorgen und seelischen Nöte. Mit beispielgebendem Engagement ermutigte er die Soldaten, dienstlichen Mehrbelastungen und damit verbundenen familiären Problemstellungen mit Zuversicht und Lebensmut zu begegnen; Vielen gab er damit Kraft für die Zukunftsbewältigung im Glauben.



Erzbischof Dyba hat mit Beharrlichkeit immer wieder klargestellt, dass unsere Soldaten Friedensdienst leisten. Er hat nicht nur unseren Soldaten, sondern auch der Gesellschaft das Bewusstsein vermittelt, dass der Beitrag der Bundeswehr zur Festigung des Friedens und zur Verwirklichung der Menschenrechte ethisch und moralisch gerechtfertigt ist. Zugleich war es ihm ein Herzensanliegen, dass der Soldat im Glauben Halt findet und sich an christliche, sittliche Werte gebunden fühlt. Sein besonderes Augenmerk richtete sich auf die ethische Fundierung des Berufs des Soldaten und die Schärfung seines Wertebewusstseins. Die Vermittlung dieser Grundwerte – auch durch die Militärseelsorge – ist für die Bundeswehr wegen ihrer aktuellen, gesellschaftspolitischen Tragweite von herausragender Bedeutung.

Erzbischof Dyba begnügte sich nicht mit flüchtigen Begegnungen. Er hatte die besondere Gabe, auf Menschen in einer Art und Weise einzugehen, dass viele sich ihm öffneten. So konnte er sich ein gründliches Bild vom Soldaten der Bundeswehr, im Dienst und in der Freizeit, verschaffen. Wo immer er in Erscheinung trat, fand er durch seine Menschlichkeit und Unkompliziertheit schnell Zugang zu Soldaten aller Dienstgrade. Es gelang ihm, sie in seinen Bann zu ziehen und die Herzen einzunehmen.

Seine gewinnende Herzlichkeit, verbunden mit einem tiefen Verständnis für die soldatische Situation, nahm nicht nur die katholischen Soldaten für ihn ein. Sein Humor und seine gelassene Heiterkeit erreichte auch eine Vielzahl anderer Konfessionen.

Bischof Dyba förderte die kirchliche Laienarbeit innerhalb der Bundeswehr, insbesondere bei Begegnungen des Laienapostolats der katholischen Militärseelsorge; auf diese Weise trug er entscheidend zum inneren Zusammenhalt in den Streitkräften bei.

In einer Zeit andauernden gesellschaftlichen und politischen Wandels hat Erzbischof Dr. Dyba in den fast zehn Jahren seines Wirkens Maßstäbe in der katholischen Militärseelsorge gesetzt. Er hat das Amt des Katholischen Militärbischofs mit

seiner überragenden Persönlichkeit geprägt und die Seelsorge an den katholischen Soldaten mit sicherer Hand geleitet und gestaltet.

Bischof Dyba hat sich hohe Verdienste um die katholische Militärseelsorge erworben. Er hat zugleich einen wertvollen Beitrag zu einem vertrauensvollen, partnerschaftlichen Verhältnis zwischen Staat und Kirche geleistet. Der gemeinsamen Verantwortung für die Gewährleistung der freien religiösen Betätigung in den Streitkräften war er sich stets bewusst. In diesem Geiste wird die Militärseelsorge auch in der Bundeswehr der Zukunft einen hohen Rang behalten.

Der plötzliche Tod von Erzbischof Johannes Dyba hinterlässt eine besonders schmerzliche Lücke. Die Katholische Kirche und mit ihr die Katholische Militärseelsorge verliert eine prägende Kraft. Die Bundeswehr betrauert zutiefst den zu frühen Heimgang ihres geistlichen Mentors und Wegbegleiters. Sie wird sich dieses Katholischen Militärbischofs immer erinnern als eines großen Seelsorgers und väterlichen Freundes aller Soldaten.“

Die Trauerrede des Stellvertreters des Generalinspektors der Bundeswehr, Generalleutnant Hartmut Moede, war zugleich der Abschied der Soldaten vom Katholischen Militärbischof:

„Vor gerade sechs Wochen verabschiedete sich hier, in seiner Bischofskirche in Bonn, der Katholische Militärbischof, Erzbischof Dr. Dr. Johannes Dyba, Bischof von Fulda, zusammen mit seiner Kurie, dem Katholischen Militärbischofsamt, von Bonn, um in die neue Hauptstadt Berlin zu ziehen.

Heute nun haben wir uns wieder in St. Elisabeth versammelt, um einen endgültigeren Abschied von unserem verstorbenen katholischen Militärbischof zu nehmen, nachdem die Bundeswehr bereits vor zwei Wochen in seiner Bischofskirche in Fulda öffentlich mit militärischem Zeremoniell von ihm Abschied genommen hat.

Vor einem knappen Jahr hatte Bischof Dyba seinen siebzigsten Geburtstag in einem großen Kreis von Repräsentanten des kirchlichen und öffentlichen Lebens gefeiert. Seine

Verdienste spiegelten sich in den Festreden und den zahlreichen Glückwünschen wider, in denen auch besonders seine unerschütterliche, offene und klare Position zu Fragen der Werteordnung unserer Gesellschaft hervorgehoben wurde – eine Position, die häufig den Widerspruch in den öffentlichen Medien herausforderte. Dieses Vertreten einer klaren Position ist kennzeichnend für Bischof Dyba. Er war ein Mann nach dem Worte des Apostels Paulus (2. Tim 4, 2): „Tritt auf, sei es gelegen oder ungelegen, rüge, mahne, weise zurecht – mit aller Geduld und Lehrweisheit“.

Sein Tod lenkt den Blick zurück auf den Zeitpunkt seiner Amtsübernahme als Militärbischof am 30. November 1990, wenige Wochen nach der Vollendung der Einheit und Freiheit Deutschlands.

Dieses herausragende Ereignis ging einher mit der Auflösung der ehemaligen Nationalen Volksarmee und der Aufstellung neuer Verbände der Bundeswehr in den neuen Bundesländern. Die Verankerung der katholischen Militärseelsorge in den neuen Truppenteilen war daher eine der ersten Aufgaben, denen sich Bischof Dyba mit dem Einsatz seiner ganzen Person erfolgreich widmete.

Für Bischof Dyba war die seelsorgerische Begleitung unserer Soldaten immer Verpflichtung, ja sogar im soldatischen Sinne Pflicht, und Herzensangelegenheit zugleich. Die Überzeugung, dass soldatischer Dienst in der Bundeswehr Dienst am Frieden ist, hat ihn getragen.

Diese Überzeugung machte er auch durch sein Engagement, mit dem er die seelsorgerische Betreuung unserer Soldaten bei Auslandseinsätzen aufbaute und gewährleistete, für jedermann sichtbar, Einsätze, die er bereits in einem sehr frühen Stadium der politischen Grundsatzdiskussion als „tätige Solidarität mit der Völkergemeinschaft in der Verteidigung einer gerechten internationalen Ordnung“ bezeichnete und legitimierte. Die Soldaten im Einsatz sowie ihre Familien zu Hause wussten und wissen noch immer diesen Beistand zu schätzen.

Bischof Dyba war ein Mann der klaren Worte. Er stellte sich schützend vor seine Soldaten, als diese sich als Mörder bezeichnen lassen

mussten. Mit unverwechselbarer Stimme – um mit Kardinal Ratzinger zu sprechen – hat Bischof Dyba klar gestellt, dass Soldaten der Bundeswehr als Staatsbürger in Uniform auf dem Boden des Grundgesetzes stehen und Anerkennung, ja Hochachtung verdienen, wenn sie im Auftrag des eigenen Landes oder der Völkergemeinschaft unter Einsatz ihres Lebens entsetzliches Unrecht verhindern. Sein Wort und seine klare Position haben bei den Soldaten der Bundeswehr, unabhängig von der Konfession, Eindruck hinterlassen. Sein Wort und seine Botschaft gaben uns Mut, Zuversicht und Motivation.

Bischof Dyba suchte die Nähe zu seinen Soldaten. Bei zahlreichen Truppenbesuchen bei Heer, Luftwaffe und Marine im In- und Ausland wurde immer wieder rasch deutlich, wie sehr man einander schätzte. Bischof Dyba verstand es, Glaubensfragen mit Fragen des täglichen Lebens anschaulich zu verknüpfen, sie in ei-

nen Sinnzusammenhang zu stellen und diesen den Soldaten in schlichter Klarheit zu vermitteln. Dabei mag es von Vorteil gewesen sein, dass er aus der Kindheit in Berlin die Schlagfertigkeit und aus der Ausbildungszeit im Kölner Raum die umgängliche Lebensart erworben und sich erhalten hatte. Vielleicht machte auch gerade diese Konstellation die Verständigung so einfach.

Eine besondere Nähe zu ihrem Bischof erfuhren viele Soldaten bei der internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes, wo – wie auch in diesem Jahr – alljährlich ca. 15.000 Soldaten aus zahlreichen Nationen zusammentrafen.

Bischof Dyba hat das Amt des Katholischen Militärbischofs durch seine überragende Persönlichkeit geprägt. Er hat sich hohe Verdienste um die katholische Militärseelsorge in der Bundeswehr und um die Bundeswehr insgesamt erworben. Sein Wirken bleibt im Bewusstsein der

militärischen Führung und vieler Bundeswehrangehöriger als unverzichtbares Element fest verankert. Wir Soldaten sind ihm zu Dank verpflichtet und werden die Erinnerung an ihn mit großem Respekt wach halten.“

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) dankt ihrem Militärbischof Johannes Dyba – und wir gehen davon aus, dass er es hört – für seine Unterstützung ihrer Laienarbeit, nicht zuletzt bei der Akademie Oberst Helmut Korn, die alle zwei Jahre an seinem Bischofsitz in Fulda stattfindet, und auch für sein Engagement für die internationale Arbeit im Rahmen des Apostolat Militaire International (AMI).

Wir werden unseren Bischof nicht vergessen, wir werden in seinem Sinne weiter arbeiten, und wir werden für ihn beten, denn – so würde er selbst es vielleicht sagen –, auch ein Bischof hat das nötig. □



Fotonachweis:
Archiv (1), Beyel KMBA (2), Brockmeier (3), Pinzka (3)

40. WOCHEN DER BEGEGNUNG IN SALEM AM KUMMEROWER SEE IN MECKLENBURG VORPOMMERN

Der Zukunft Hoffnung geben – Mit Christus für Gerechtigkeit und Frieden

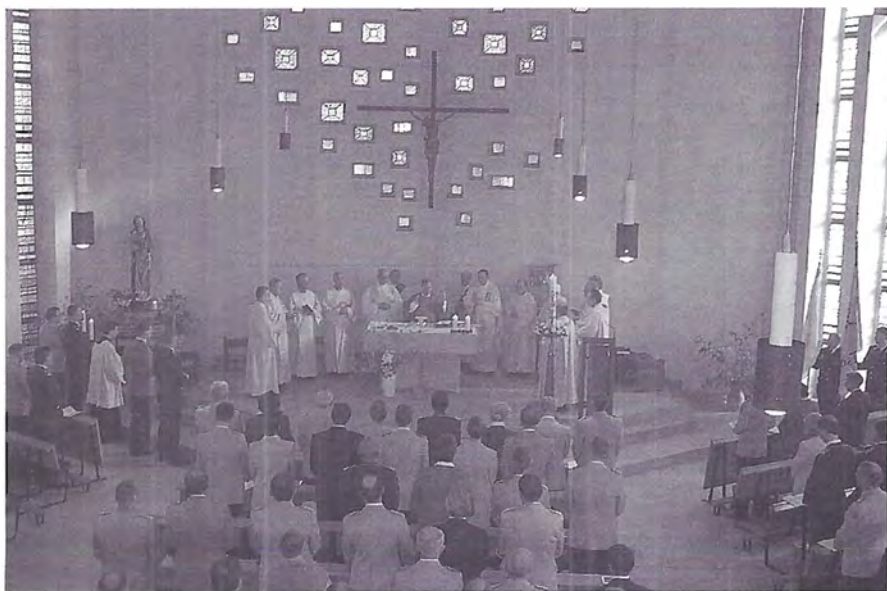
Der Tagungsort

„**D**epression überwinden – Christen im Osten Deutschlands sind noch auf der Suche nach ihrer Zukunft“ lautete die Überschrift im Rheinischen Merkur am 5. Mai 2000 zur Situation der Kirchen in den neuen Bundesländern. Wer sein Apostolat in der „Kirche unter Soldaten“ ernst nimmt, kennt diese Situation im Territorialkommando Ost oder hat davon zumindest schon gehört: „In den nach über 40 Jahren Sozialismus und zwölf Jahren Nationalsozialismus dezimierten Kirchen der neuen Bundesländer liegt heute die Mitgliedschaft bei durchschnittlich 20 Prozent, regional sogar nur bei sieben Prozent. Damit ist die Kirche eine Minderheit – aber sie ist immer noch die größte organisierte Gemeinschaft überhaupt“, so die Zeitung weiter:

Mecklenburg-Vorpommern, in dem die diesjährige 40. Woche der Begegnung vom 1. bis 6. Mai stattfand, gehört zu den Regionen, in denen das Christentum am stärksten verdunstet ist, obwohl die meisten der schmucken Dörfer von mächtigen Kirchen dominiert werden. Diese sind teils „sozialistisch“ heruntergekommen, teils wieder „bundesrepublikanisch“ renoviert. Diese Kirchen waren Herrschaftssymbole einer aus dem Westen eingewanderten Oberschicht, die von der einheimischen Bevölkerung als „ostelbische Junker“ ebenso abgelehnt wurde, wie die mit ihnen eingetroffenen und oft in ihrem Dienst stehenden Geistlichen. Gründe, warum die überwiegend protestantische Kirche in dieser relativ dünn besiedelten, ländlichen Region entlang der Ostseeküste auch vor 1933 nicht so recht heimisch werden konnte. Für Katholiken war

Mecklenburg-Vorpommern immer schon tiefste Diaspora.

Hier wollte die „Kirche unter Soldaten“ mit ihrer zentralen Tagung des organisierten Laienapostolat, der Woche der Begegnung, Flagge zeigen. Dies nicht, um zu missionieren, sondern aus Interesse an der Region, den hier lebenden Menschen, den dort Dienst leistenden Soldaten und den sie begleitenden Militärgeistlichen. „Wir haben uns für diesen Ort entschieden, um uns ein Bild von den kirchlichen Verhältnissen in diesem Teil unseres Vaterlandes zu verschaffen, aber auch um den Katholiken in dieser Region den Rücken zu stärken“, meinte dazu Oberst i.G. Werner Bös, der Vorsitzende der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs. In der Kolping Familienferienstätte am Kummerower See



Höhepunkt der Woche, zugleich Abschluss der ZV und Beginn der BK war am Mittwoch das Pontifikalamt des Militärbischofs mit den Delegierten beider Gremien sowie Gästen aus Kirche, Politik und Gesellschaft der Region in der katholischen Kirche St. Josef / St. Lukas von Neubrandenburg, an das sich ein Empfang in der Stadthalle anschloss.



Nach der Predigt firmte Erzbischof Johannes Dyba Oberleutnant Michael Kleisinger. Der Bischof legt dem Firmling zur Ausgießung des Hl. Geistes die Hand auf, hinter dem Firmling steht der Firmpate.

stand ein geeignetes Tagungshaus zur Verfügung (s.a. AUFTRAG Nr. 237, S. 88 f.).

Wie der Hausleiter Peter Neumann mitteilte, hatte der Landesverband Westfalen des Kolpingwerks Deutschland schon zu DDR-Zeiten enge Kontakte zu Kolping in Mecklenburg gepflegt. Unmittelbar nach der Wende von 1989 sei der Plan gereift, am Kummerower See ein Familienerholungshaus zu errichten. Dies konnten die 280 Mitglieder in Mecklenburg-Vorpommern nur mit dem 180.000 Mitglieder starken Landesverband Westfalen verwirklichen. Von 31,5 Millionen Mark für das Projekt mussten zehn Prozent Eigenmittel und Eigenleistung aufgebracht werden. „200 Mitglieder des Kolpingwerkes haben dazu freiwillige Aufbauarbeit geleistet“, so Neumann. 1996 war Baubeginn, der Betrieb mit 280 Gästebetten wurde 1998 aufgenommen. „Die Militärseelsorge ist hier gern gesehen. Das Haus hat wenig organisatorische Arbeit mit Soldatengruppen – der Bierumsatz in der Bar steigert sich enorm“, bemerkte Neumann schmunzelnd. Zu Beginn, so stellte er auf Nachfrage nach dem Verhältnis zur heimischen Bevölkerung fest, habe es starke Vorbehalte auf Grund von Unwissenheit gegeben. Die Leute meinten, Kolping sei eine Sekte. Mittlerweile aber sei das Haus nicht zuletzt wegen seiner schönen Lage und der Gastronomie ein beliebtes Ausflugsziel geworden.

Woche der Begegnung

Die 40. Woche der Begegnung stand unter dem Thema „Der Zukunft Hoffnung geben – Mit Christus für Gerechtigkeit und Frieden“. Am Beginn des neuen Jahrtausends und während der Feier des Hl. Jahres 2000 wollte das organisierte Laien-

»Wer sind diese, die weiße Gewänder tragen, und woher sind sie gekommen?« – »Es sind die, die aus der großen Bedrängnis kommen; sie haben ihre Gewänder gewaschen und ... weiß gemacht. Deshalb stehen sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm bei Tag und Nacht Sie werden keinen Hunger und keinen Durst mehr leiden, und weder Sonnenglut noch irgendeine sengende Hitze wird auf ihnen lasten.« (Offb 7,13-17) (Fotos F. Brockmeier)

apostolat der Militärseelsorge über neue Impulse nachdenken für die Erneuerung und Wandlung in das hinein, was wir „christliches Leben“ nennen (Militärdekan Walter Theis).

In diesem Jahr trafen sich die in der katholischen Militärseelsorge organisierten Laien zum zweiten Mal in den neuen Bundesländern. 1999 tagten sie im Bischof Benno-Haus in Schmochtitz bei Bautzen, dem Bildungshaus des im Bundesland Sachsen liegenden Bistums Dresden-Meißen.

Die Woche der Begegnung besteht traditionsgemäß aus der Zentralen Versammlung (ZV) in der ersten und der Bundeskonferenz (BK) der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in der zweiten Wochenhälfte. Eröffnet wird die Woche am Montag nachmittag mit einer Eucharistiefeier, in deren Predigt der Militärgeneralvikar spirituelle Impulse für die Tagung gibt (diesmal stellte er die Frage, „Wie können wir das Leben vertiefen?“ in den Mittelpunkt).

Zentrale Versammlung Eröffnung

Militärgeneralvikar Nabbefeld eröffnete die Beratungen der ZV mit Anmerkungen über Themen mit Relevanz zur Weltkirche (Vertreibungstote des Papstes), zur Kirche in Deutschland (Entscheidung zur Schwangerschaftskonfliktberatung) und zur Militärseelsorge. Auf die von ihm gestellte Frage, „Wie geht es mit

der Kirche weiter?“, stellte er fest, die öffentliche Diskussion treffe nicht die eigentlichen Probleme. Nach seiner Auffassung würden Glaubensprobleme nicht diskutiert. Diese müssten jedoch Schwerpunkte der Gremienarbeit auf allen Ebenen sein, womit er meinte: „Grundlagen des Glaubens weitergeben und Zeugnis für den Glauben ablegen.“

Zum Thema „Schwangerschaftskonfliktberatung ohne Scheinvergabe“ bemerkte Prälat Nabbefeld, weil in der deutschen Bevölkerung das Bewusstsein für das uneingeschränkte Recht des Menschen auf Leben schwinde, sei die Haltung der katholischen Kirche nur konsequent. Und er stellte die Frage: „Was tun wir eigentlich in der Militärseelsorge für Soldatinnen und Soldatenfrauen, die schwanger werden, aber ihr Kind nicht austragen wollen?“

Bezüglich der angekündigten Bundeswehreform wartet die Militärseelsorge ab, so der Generalvikar, bis „die Fakten der neuen Strukturen auf dem Tisch liegen“. Die im Entwurf fertig gestellte „Pastoralkonzeption“ der Militärseelsorge, die mit der Verlegung der Kurie des Militärbischofs von Bonn nach Berlin (am 15. September 2000) in Kraft treten solle, trage den Entwicklungen schon weitgehend Rechnung. Vorrang haben nach Anmerkungen des Beauftragten des Militärbischofs für die Zentrale Versammlung, Militärdekan Prälat Walter Theis, dass möglichen Vakanzenzeiten entgegengewirkt werden könne, die durch Priestermangel oder durch die Verwendung von



Militärpfarrern bei Friedenseinsätzen im Ausland verursacht werden.

Der Militärgeneralvikar kündigte als Leiter des Militärbischofamt eine veränderte Aufgabenverteilung im Amt zum Herbst des Jahres an. Da in den 90er-Jahren die Arbeit der Militärseelsorge im Ausland und bei Auslandseinsätzen erheblich zugenommen habe, werde die Zuständigkeit des Referates V im KMBA auf diese Tätigkeit konzentriert. Damit gehe die Zuständigkeit für das Laienapostolat an das Referat IV „Seelsorge“ über. Die Aufgabe des Beauftragten des Militärbischofs für die ZV werde dann von Militärdekan Walter



Bild links: Militärbischof Johannes Dyba mit dem Vorsitzenden der ZV, Oberst Werner Bös bei der Pressekonferenz.

Bild oben: Blick in die Konferenzaula der Kolping-Tagungsstätte Salem.

(Fotos PS)

Bildung von Mitarbeiterkreisen und Seelsorgebezirksräten bei den Militärgenossen, zum Hamburger Katholikentag oder zur internationalen Soldatenwallfahrt nach Rom 2000 kann hier aus Gründen der Aktualität nicht eingegangen werden.

Personalia

Die ZV verabschiedete offiziell Stabsfeldwebel a.D. Walter Hütten, der bereits 1997 bei der 47. Woche der Begegnung in Mülheim/Ruhr wegen vorzeitiger Zuruhesetzung aus der Vorstandsarbeit ausgeschieden war. 22 Jahre war Hütten im organisierten Laienapostolat der Militärseelsorge engagiert, davon fast 20 Jahre als stellvertretender Bundesvorsitzender der GKS und deren langjähriger Vertreter im Vorstand der ZV.

Für Oberst Volker Böhler, der im September 1999 wegen Eintritts in den Ruhestand aus dem Vorstand der ZV ausschied und damit auch den Vorsitz im Sachausschuss „Dienstalltag und Christsein“ abgab, rückte Magdalena Berners in den Vorstand nach. Frau Berners, von Beruf Krankenschwester und mit dem in der GKS aktiven Hauptfeldwebel Huber Berners, Schatzmeister FGKS, verheiratet, ein Kind, arbeitet seit sieben Jahren als Mitglied im Sachausschuss „Frau und Familie“ des Vorstands der ZV mit. (PS)

Theis auf Militärdekan Georg Kestel übertragen, der dann auch der Geistliche Beirat der GKS auf Bundesebene werde.

Beratungen der ZV

Von den Beratungen der ZV sind die folgenden Tagesordnungspunkte herauszustellen

- die Wahl eines Vertreters der ZV ins Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) mit einer vorangestellten „Aufgabenbeschreibung der ZdK-Vertreter“ von Dipl.-Theol. Manfred Heinz, Geschäftsführer der ZV (s.S. 15 f.);
- der Beschluss der ZV zur Nachbarschaftshilfe 2000/2001;
- ein Thesenpapier des Leiters Sachausschuss „Entwicklung, Friede, Mission, Umwelt“ der ZV mit Gedanken zum Millennium (s.S. 17 f.), das von der ZV ohne

Diskussion zur Kenntnis genommen wurde;

- der Vortrag von Dr. Bertram Meier „2000 Jahre Christentum – Was hat die Weltkirche im 3. Jahrtausend zu bieten?“, der im Wortlaut auf den Seiten 19-25 wiedergegeben ist;
- ein Expertengespräch über das Thema „Gerechtigkeit – eine Tugend in christlicher Bewährung“ (s.S. 26);
- das Wort des Moderators des Priesterrates, Militärpfarrer Ludger Uhle, Standortpfarrer Rheine (s.S. 27) und schließlich
- die Initiative „Machen Sie mit?“ des Sachausschusses „Frau und Familie“ des Vorstands der ZV (s.S. 28 ff.).

Auf die zahlreichen weiteren Beiträge aus den Wehrbereichen, die Berichte der Vorsitzenden von ZV und GKS, Sachstandsberichte zur

„Funktion Salz“

Zur Aufgabe des Zentralkomitees der deutschen Katholiken und den Erwartungen an seine Mitglieder

MANFRED HEINZ



Die Wahl eines Vertreters der Zentralen Versammlung in das ZdK bildete einen wichtigen Punkt der Beratungen der ZV. Oberstleutnant Helmut Jermer schied nach 12 Jahren Zugehörigkeit aus diesem höchsten Gremium des deutschen Laienkatholizismus aus. Mit Oberst i.G. Werner Bös stellte sich der Vorsitzende des Vorstands der ZV der Wahl. Wie frühere Voten des Plenums der ZV zeigten, ist das Abstimmungsverhalten der Delegierten nur schwer vorherzusagen.

Um allen Wahlberechtigten die Bedeutung der Mitgliedschaft im ZdK zu verdeutlichen, hielt der Geschäftsführer der ZV, Dipl.-Theol. Manfred Heinz, Referent im Referat V „Kirche und Gemeinde“ des KMBA eine Einführung. Oberst Bös wurde mit der Mehrheit der Stimmen der ZV gewählt. (PS)

I. Die Aufgaben

„Salz der Erde“ – mit dieser Überschrift betitelt das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) eine Informationsbroschüre über sich selbst. In Anlehnung an den Auftrag und die Mahnung Jesu an die Jünger: „Ihr seid das Salz der Erde“, sieht das ZdK seine Aufgabe darin, sich an der Gestaltung von Staat und Gesellschaft zu beteiligen und am Leben der Kirche mitzuwirken. Sein Selbstverständnis leitet es vor allem daraus ab, dass es Laien repräsentiert, die durch ihr Zeugnis den Glauben der Welt mitteilen. Durch Laien wird die Kirche in der Welt, wird Welt in der Kirche gegenwärtig. Das heutige ZdK steht hier in einer 150-jährigen Tradition. Seine Anfänge liegen im Revolutionsjahr 1848, wo ein Erstarben der öffentlichen Bedeutung der Kirche und ein Erwachen der Laienbewegung einsetzte. Ausdruck hierfür waren die Deutschen Katholikentage.

In kirchenrechtlicher Sicht ist das ZdK das von der Deutschen Bischofskonferenz anerkannte Organ, das die Kräfte des Laienapostolates koordiniert und die apostolischen Tätigkeit der Kirche fördern soll. Die Mitglieder fassen ihre Entschlüsse in eigener Verantwortung und sind dabei von Beschlüssen anderer Gremien unabhängig.

Zusammensetzung des ZdK

Drei Gruppen bilden das ZdK:

- 97 Persönlichkeiten werden von der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Organisationen Deutschlands gewählt
- 84 Personen kommen aus den 27 (Erz-)Diözesen sowie der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs (diese ist seit 1988 vertreten)
- bis zu 45 Einzelpersonlichkeiten, die aus dem öffentlichen Leben, der Wissenschaft, Kultur, Kunst, Politik kommen und von den vorgenannten Gruppen gewählt werden.

Das ZdK umfasst somit ca. 226 Personen.

Aufgaben des ZdK

Wichtige Aufgaben, die das ZdK seinem Statut nach ausübt sind:

1. Es beobachtet Entwicklungen im gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Leben und vertritt die Anliegen der Katholiken in der Öffentlichkeit.
2. Es wirkt an den kirchlichen Entscheidungen auf überdiözesaner Ebene mit und berät die Deutsche Bischofskonferenz in Fragen des gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Lebens.

3. Es hat gemeinsame Initiativen und Veranstaltungen der deutschen Katholiken, z.B. wie die Deutschen Katholikentage vorzubereiten und durchzuführen.
4. Es nimmt die Anliegen und Aufgaben der deutschen Katholiken im Ausland und auf internationaler Ebene wahr.

Die thematische Arbeitsweise

Das ZdK hat sich eine Arbeitsstruktur in Form von 10 Sachbereichen zugelegt, die kontinuierlich beobachtet werden sollen:

Sachbereich 1

Pastorale Grundfragen

Sachbereich 2

Grundfragen des Rechts, des Staates, der Völkergemeinschaft und der politischen Ethik (Politische Grundfragen)

Sachbereich 3

Grundfragen der Arbeit, der Wirtschaft, der Finanzen und der Sozialordnung unter besonderer Berücksichtigung ethischer Fragestellungen (Gesellschaftliche Grundfragen)

Sachbereich 4

Grundfragen der Bildung, der Wissenschaft und der Kultur (Kulturpolitische Grundfragen)

Sachbereich 5

Ehe, Familie, Kinder (Familienpolitische Fragen)

Sachbereich 6

Soziale und caritative Dienste (Soziale Arbeit)

Sachbereich 7

Publizistik und Medienpolitik

Sachbereich 8

Umwelt und Technik

Sachbereich 9

Weltweite Solidarität und Entwicklungszusammenarbeit

Sachbereich 10

Europäische Zusammenarbeit

Für jeden Sachbereich wurde ein(e) kompetente(r) Sprecher/in gewählt, die in ihrer Arbeit teilweise durch ständige, teilweise durch ad-hoc Arbeitskreise unterstützt werden. In den Arbeitskreisen arbeiten durch das Präsidium berufene Personen mit, die zum Teil aus dem Kreis der Mitglieder des ZdK selbst kommen oder aber außenstehende Sachverständige sind.

Weiterhin wurde ein Gesprächskreis: „Juden und Christen“ eingerichtet.

Organisationsstruktur des ZdK:

Das ZdK organisiert sich in der folgenden Struktur:

1. *Das Präsidium* bestehend aus:
 - Präsident (derzeit Staatsminister Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, Sächsischer Minister für Wissenschaft und Kunst)
 - 4 Vizepräsidenten
 - Generalsekretär
 - Geistlicher Assistent
2. *Der Hauptausschuss* zählt bis zu 45 Mitglieder. Seine Aufgabe besteht vereinfacht gesagt darin, die inhaltliche Arbeit zwischen den Vollversammlungen zu bestimmen und Entscheidungen zu treffen.
3. *Gemeinsame Konferenz* 10 Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz und 10 Mitglieder des ZdK treffen sich zu gemeinsamen Konsultationen
4. *Generalsekretariat in Bonn*

II. Die Erwartungen an die Mitglieder des ZdK

1. Kommunikation

Das ZdK sieht seinen Auftrag in der Kommunikation. Es ist Forum des Gesprächs, des Austausches und der Information. Kommunikation geschieht zwischen den Mitgliedern untereinander, aber auch zwischen den Mitgliedern der jeweiligen Räte und Verbände, die sie vertreten. Das bedeutet: Das ZdK-Mitglied muss mitreden können und eine eigenständige Meinung und Bewertung – auch vor einem größeren Kreis von Menschen – vertreten können.

Das führt zu:

2. Kompetenz

Ein Mitglied muss sich über die Themen, die im ZdK beraten werden, kundig machen. Das bedeutet konkret, z.B. das oft umfangreiche Informationsmaterial, das zur Vorbereitung einer Vollversammlung schriftlich verteilt wird, zu studieren.

3. Präsenz und Repräsentanz

Zweimal jährlich finden die Vollversammlungen statt (freitags und samstags) mit je einem Vortreffen für die Vertreter aus den diözesanen Räten sowie der Verbände (donnerstags abends).

Einmal jährlich treffen sich die Vorsitzenden, Geschäftsführer und Vertreter aus den diözesanen Räten zu einer Konferenz (Freitag, Samstag). Die in der Arbeitsgemeinschaft katholischer Organisationen Deutschlands (AGKOD) zusammengefassten Verbände halten eine Delegiertenkonferenz ab.

Präsenz heißt auch Rückbindung der Vertreter an das sie entsendende Gremium. Konkret bedeutet das: Teilnahme an der Sitzung des Vorstandes der Zentralen Versammlung (drei Mal jährlich samstags) und Teilnahme an der Zentralen Versammlung.

Wer eine Mitgliedschaft im ZdK anstrebt, sollte deshalb auch über eine gewisse Verfügbarkeit seiner dienstlichen Zeit besitzen.

4. Beharrlichkeit und Frustrationstoleranz

In einem solch großen Gremium wie dem ZdK kann der Einzelne namenlos werden; das Gefühl bekommen, nur ein „Handheber“ zu werden. Er wird feststellen, dass Absprachen getroffen werden, dass er sich mit seiner Meinung nicht durchsetzen kann – trotz besserer Argumente. Hier ist beharrliches Werben für die eigene Position nötig. Manche Beschlüsse und Erklärungen sind Kompromisspapiere. Für manch einen ist dies sehr unbefriedigend.

Der Moderator der ZV:
Oberstleutnant i.G. Franz-Josef Pütz

5. Solide Gläubigkeit / Sentire cum Ecclesia

Gemeint ist damit das „Mitleben“ mit dieser Kirche und ihren Vollzügen. Das Mitleben in der Kirche – mit all ihrer Menschlichkeit. Das meint ein Wissen von der Verfasstheit dieser Kirche als Volk Gottes, mit ihren Ämtern und Diensten, mit ihrem Heils- und Weltauftrag, von Laien und Priestern.

III. Warum sich in das ZdK wählen lassen?

Grundsätzlich lebt die Kirche von der Mitarbeit aller, lebt durch Menschen, die in ihr und für ihren Auftrag Mitverantwortung übernehmen wollen.

Wer mitarbeitet erfährt vieles aus dem gesamtkirchlichen Bereich, das, was sich in anderen (Erz-)Diözesen oder in den katholischen Verbänden tut.

Wer sich angesprochen fühlt, kann in einer organisierten Struktur den Auftrag „Salz zu sein“ ernst nehmen und als Christ die Gesellschaft mitgestalten.

Wer mitarbeitet, kommt in Kontakt mit vielen Themen, erhält für sein persönliches Leben Anregungen und Entwicklungsanstöße.

Wer mitarbeitet, kommt in Kontakt mit vielen unterschiedlichen Menschen, mit vielen interessanten und wenigen ärgerlichen. □



Was bringt uns der katholische Glaube?

Gedanken zum Millennium – Thesenpapier aus dem Ausschuss „Entwicklung, Friede, Mission, Umwelt“
des Vorstands der ZV zum Christentum im 3. Jahrtausend

HARTMUT STEINBORN

1. Die Renaissance und später noch stärker die französische Revolution von 1789 haben den monotheistischen christlichen Glauben in seiner Bedeutung wieder relativiert, zugleich aber auch den Konfessionsstreit entschärft. Die Erinnerung und Einbeziehung der Antike in christliche Weltanschauung und die Proklamation von **Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit** der Menschen vor dem Gesetz, welche an die Gleichheit aller vor Gott erinnert, führten dazu, dass Glaubensvielfalt zu-, aber Glaubensstiefe abnahmen.
Die friderizianisch-preußische Auffassung, jeder solle nach seiner Façon selig werden können, war eine Etappe auf dem Weg zu säkularen, pluralistischen Staaten der Moderne, die ein Maximum an individueller Freiheit und Religionsfreiheit gewähren, zugleich aber – wie der Verfassungsrichter Wolfgang Bockenförde nachweist – auf die Wirkkraft von Religion als Grundlage für staatliches Zusammenleben von Menschen angewiesen sind, um bestehen zu können.
Auch wenn in unseren Tagen, an der Millenniumswende, der Islam im Zentrum Europas immer unübersehbarer vertreten ist neben Anhängern asiatischer Religionen, stellt sich für jeden die bekannte „Gretchen“-Frage aus dem Faust: „Wie hältst du es mit der Religion?“
2. Eine wichtige Auswirkung der gesicherten Gleichheit aller vor staatlicher Gesetzgebung ist die **Parallelität von unterschiedlichen Lebensstilen**, die nebeneinander existieren, sich entwickeln und auf ihre Ziele, Kultur(formen) und ihre Glaubwürdigkeit zu befragen und ggf. näher zu untersuchen sind.
Darunter fallen auch Lebensstile
3. Der Grundkonsens der Staatsbürger über Normen und Werte ermöglicht ihr friedliches und gedeihliches Zusammenleben. Die staatliche oder gesellschaftliche Normen begründenden Werte stammen letzten Endes aber immer aus dem Bereich von Religion(en), wie Bockenförde zu Recht sagt.
Unabhängig vom jeweiligen Ursprung müssen Werte im alltäglichen Leben umgesetzt werden, im Verhalten oder durch Taten sichtbar und verantwortet werden, denn **Verantwortung** ist die Kehrseite und Bedingung von Freiheit.
Toleranz ist ebenfalls unabdingbar; sie garantiert, dass die Würde und die Rechte der Mitmenschen beachtet und gewahrt werden. Zusammenleben und friedliche Konfliktlösung werden durch sie möglich.
Dennoch reicht Toleranz allein noch nicht aus; wichtig für gedeihliches Zusammenleben sind auch die Zukunftserwartungen der Menschen an die nächste und an die fernere Zukunft, die Vorstellungen davon, was nach dem Tod auf uns zukommt und was uns Hoffnung gibt.
4. Glaube ist – im Gegensatz zur Psychologie – in der Lage, uns **Handlungsmotive** und zugleich **Maßstäbe für unser Verhalten** in der sozialen Umwelt zu geben.
5. Glaube gibt uns **bleibende Heimat**, unabhängig davon, wo wir uns geographisch befinden (**geistige Heimat**). – Wer geographische Heimat, oft die Geburtsregion, verlässt, erweitert seinen
- Horizont und vertieft seine geistigen Wertbezüge, denn die Fremde fordert Bewährung, wir erinnern uns an die Geschichte des Volkes Israel, das der Herr von den Plagen Ägyptens befreite und in die Verantwortung führte.
6. Die Weitergabe unseres Glaubens ist Akt des Tradierens / Überliefers gelebter christlicher Botschaft, Wertbezüge und unserer Hoffnung, dass mit dem natürlichen Tode nicht alles zu Ende ist. Beim Tradieren kommt es jedoch nicht darauf an Asche zu hüten, sondern „die Flamme am Brennen zu halten und das Feuer auch unter wechselnden Bedingungen zu nähren und nach bewährten Methoden zu hüten, damit es nicht erlischt, sondern fortdauernd brennt“.
7. Christlicher Glaube ist besonders gekennzeichnet durch den Glauben an die **Dreifaltigkeit Gottes**: in drei Personen ein einziger Gott – Gottvater, der Sohn und Erlöser der Menschen, der heilige Geist und Führer der Menschen auf ihrem irdischen Weg.
Die anderen monotheistischen Religionen kennen diese Vorstellung nicht, das Judentum und der Islam schließen sie sogar aus.
Das christliche Gottesbild ist personal und geht von der vorausschauenden Liebe Gottes aus, der als Schöpfer, Richter und Vater um die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen weiß; Gottvater sendet daher seinen Sohn in die Welt, damit dieser am Kreuz das Erlösungswerk vollendet, wobei der heilige Geist zum Gelingen beiträgt, wie aus den Evangelien zu entnehmen ist.
Jede der göttlichen Personen ist

Liebe pur, darin handeln sie als ein Gott. Sie sind ein Gott, weil die göttlichen Personen nicht auseinander zu dividieren sind, sie handeln nie gegeneinander wie es etwa von heidnischen Göttern, z.B. der Griechen, in Sagen überliefert wird, sondern ihr Wirken ergänzt sich zu Ganzheit, Fülle und Allmacht.

8. Glaube wirkt primär durch Taten, die Liebe erfahrbar machen; begleitende Worte können erklärend wirken, künden, verkünden und einsichtig machen. „Liebe leben“ heißt voranschreiten, das Böse erzeugt fortlaufend – in einem Teufelskreis – neues Böses.
9. Römische Soldaten waren einst u.a. erste Glaubensboten in Deutschland; manche von ihnen mussten für ihren christlichen

Glauben das Martyrium auf sich nehmen und gelangten zur Ehre der Altäre.

Die „Bundeswehr der Einheit“ brachte es mit sich, dass katholische Soldaten in die neuen Bundesländern versetzt wurden und hier von ihrem Glauben Zeugnis geben und für ihren *Lebensstil und ihre Hoffnung* ein anschauliches Beispiel geben konnten und können.

10. Die „Bundeswehr mit erweitertem Auftrag“ soll sicherstellen, dass deutsche Soldaten an Einsätzen der Vereinten Nationen teilnehmen können und bei Bedarf auch in anderen Ländern exemplarisch für Menschenrechte, Gerechtigkeit und Frieden eintreten, also einen Beitrag „zur Sicherheit und Freiheit der Völker“ (GS, Nr. 79) leisten, der un-

verzichtbar ist und in der europäischen christlichen Tradition steht.

Der 1975 durch die Unterzeichnung des KSZE-Vertrages in Helsinki begonnene Weg zu vermehrter Achtung der Menschenrechte, zu Freiheit, Recht, Toleranz und Friede – in der eigenen Großregion – zwingt uns, Wort zu halten und voranzuschreiten, denn „Pacta sunt servanda“, d.h. Verträge muss man einhalten, schon allein um der Glaubwürdigkeit willen.

11. Das neue Jahrtausend gibt uns Gelegenheit, uns als Soldaten für den Frieden zu beweisen und zu bewähren, um „der Zukunft – nicht nur in Europa, aber der christlichen Tradition entsprechend hier zuerst – Hoffnung zu geben“. □

Nachbarschaftshilfe 2000/2001

PETER WEBER

Die Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten hat beschlossen, die Aktion Nachbarschaftshilfe für den Zeitraum 2000/2001 als sozial caritative Maßnahme katholischer Soldaten unter dem Motto „Genesung für tschernobyl-geschädigte Kinder in der Ukraine“ fortzuführen. Die Durchführung der Nachbarschaftshilfe erfolgt in Absprache und unter Inhilfenahme der Solidaraktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa RENOVABIS.

Projektbeschreibung

In der Ukraine leben unverändert viele Kinder, die infolge des Reaktorunglücks von Tschernobyl an Strahlenkrankheiten und Folgeschäden radioaktiven Belastungen leiden. Durch ihre geschwächte Widerstandskraft und angegriffene Gesundheit können sie vielfach kein normales Leben führen und ihre weitere Entwicklung ist durch die Erkrankungen behindert. In den Bergen der Karpato-Ukraine wurde zur Erholung und Regeneration der tschernobylgeschädigten Kinder ein Feriendorf errichtet. Die Eröffnung des Kinderferiendorfes in Jablonitsa fand aus Anlass des Zehnten Jahrestages des Reaktorunglücks in Tschernobyl am 24. April 1996 statt.

Das Kinderferiendorf bietet den

Kindern eine etwa 4 Wochen andauernde Erholung in nicht strahlenbelasteter und klimatisch hervorragender Umgebung, verbunden mit einer vitaminreichen und gesunden Ernährung und medizinischer Betreuung. Die bisherigen Erfahrungen bestätigen, dass sich der allgemeine Gesundheitszustand und die Blutwerte der Kinder innerhalb von vier Wochen erheblich verbessern.

Das Kinderferiendorf besteht aus fünf Wohnkomplexen mit insgesamt 20 Häusern. Die Betreuung und Unterbringung der Kinder erfolgt in Gruppen. Pro Gruppe stehen drei Holzhäuser als Schlafräume für je acht bis zehn Kinder und ein Haus als Gruppenzentrum zur Verfügung. So können bei einer Maßnahme 120 bis maximal 150 Kinder untergebracht werden. Im Zentralgebäude sind neben Küche und

Speisesaal auch die aus Deutschland stammenden Laborcontainer zur medizinischen Versorgung untergebracht.

Als Zuschuss zu den Baukosten für das Zentralgebäude und den laufenden Betriebskosten stellt RENOVABIS insgesamt DM 816.000 zur Verfügung. Bei einem Tagessatz von circa 15 Mark kann mit 360 Mark ein Aufenthalt von 24 Tagen für ein Kind gesichert werden. Mit der diesjährigen Aktion Nachbarschaftshilfe möchte die Zentrale Versammlung der katholischen Soldaten möglichst vielen Kindern einen kostenlosen Aufenthalt in dem Kinderferiendorf ermöglichen, da aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Situation in der Ukraine, die aus den verstrahlten Gebieten umgesiedelten Familien einen solchen Aufenthalt nicht finanzieren können.

Mit dem Erlös der letztjährigen Nachbarschaftshilfe in Höhe von 17.500 Mark konnten 1.167 Übernachtungen finanziert werden. Rund 50 Kindern konnte somit ein 24-tägiger Erholungsaufenthalt ermöglicht werden. □

KURZFASSUNG:

„Deutschland ist zum Missionsland geworden“. Ein Kult der Spontaneität und die Unverbindlichkeit einer diffusen Religiosität hat sich in den letzten Jahrzehnten in der katholischen Kirche in Deutschland sowie in ganz Europa etabliert. Millionen rechnen in ihrem Leben nicht mehr mit Gott, sie bekämpfen ihn nicht, sie kümmern sich einfach nicht um ihn. Während die einen nicht mehr zwischen Golgota und Colgate unterscheiden können, haben andere ihre liebe Not, wenn sie die vier Evangelisten oder die zwölf Apostel aufzählen sollen. Eine Umfrage in Deutschland hat gezeigt, dass nur noch etwa 37 Prozent der Bürger an ein Leben nach dem Tod glauben, in den neuen Bundesländern sind es nur 16 Prozent. Ein Leben ohne Aussicht auf den Himmel bedeutet aber Torschlusspanik immer und überall. Wer so lebt, muss immer schneller machen, um ja nichts zu versäumen bei der Arbeit, in der Liebe, im Amüsement und bei der Karriere. Gerade vor einem solchen Lebenshintergrund muss die Kirche nach Auffassung des Referenten eine Alternative setzen. Die Menschen sehnen sich nach einem Himmel, der nicht utopisch ist, sondern seriös. Viele Scharlatane machen Angebote, wie man „Zick-

zack“ in den Himmel käme. Die Kirche hingegen kann trotz allem „Zick-zack“ des Lebensweges die Tür zum Himmel öffnen. Der Referent sieht im so genannte Kirchenfrust „ein Ventil“ für Frustrationen durch die Gesellschaft, die man nicht so leicht prügeln könne wie die Kirche.

Zu Beginn des neuen Jahrtausend sieht Meier in den katholischen Ortskirchen Europas millionenfach gelebtes, glaubhaftes christliches Leben bei vielen Einzelnen sowie in zahlreichen Pfarrgemeinden. Die Quelle der christlichen Vergangenheit sei auch zu Beginn des Dritten Jahrtausend nicht versiegt.

Das Haus Europa brauche einen Brunnen, das sei der Glauben. Eine der Stärken der Kirche bestehe gerade darin, dass sie Menschen zusammenbringe. Kirche sei *Communio*, Gemeinschaft – und zwar nicht irgendeine, sondern eine familienübergreifende, resümierte der im Vatikan ansässige Theologe. Die Kirche der Zukunft sei global präsent und stark vor Ort. In Rom liege das *centrum communionis*. Dieses *centrum* sei für die Universalkirche wie für die Teilkirchen ein nicht nur affektives, sondern auch effektives *centrum*. Dr. Meier rief die Christen auf, „Visitenkarten“ Christi zu sein.



BERTRAM MEIER

„Wir sind Missionsland geworden. Diese Erkenntnis muss vollzogen werden. Die Umwelt und die bestimmenden Faktoren alles Lebens sind unchristlich. Aus dieser Einsicht ergeben sich notwendige und natürliche Konsequenzen für Art, Stil und Takt der Arbeit.“ Diese Worte sprach der Jesuitenpater Alfred Delp vor mehr als fünfzig Jahren bei einer Konferenz der Männerseelsorger in Fulda (*Gesammelte Schriften I*, 280). Wenig früher war in Frankreich ein Buch erschienen mit dem programmatischen Titel: „La France pays de mission“. 1948 kennzeichnete Ivo Zeiger, der ehemalige Rektor des

Zweitausend Jahre Christentum: Was dürfen wir im 3. Jahrtausend von der Kirche erwarten?

Collegium Germanicum in Rom, auf dem Mainzer Katholikentag die Situation der Kirche in unserer Heimat so: „Deutschland ist ein Missionsland geworden“. Millionen rechnen in ihrem Leben nicht mehr mit Gott, „sie bekämpfen ihn nicht, sie kümmern sich einfach nicht um ihn“.

Diese Blitzlichter, die vor einem halben Jahrhundert von verschiedenen Menschen an unterschiedlichen Orten aufgenommen wurden, bündeln sich heute gleichsam in einem Lichtkegel, den Papst Johannes Paul II. treffend umschrieben hat: „Wir befinden uns heute vor einer stark veränderten und schillernden religiösen Situation: die Völker sind in Bewegung; soziale und religiöse Wirklichkeiten, die früher klar definiert waren, entwickeln sich zu komplexen Situationen. Man denke dabei nur an einige Phänomene wie die Verstädterung, die Massenwanderungen, die Flüchtlingsbewegung, die Entchrist-

lichung von Ländern mit alter christlicher Tradition, an den deutlich erkennbaren Einfluss des Evangeliums und seiner Werte in Ländern mit größtenteils nichtchristlicher Mehrheit, an das Umsichgreifen von Messianismen und religiösen Sekten. Es geht eine Umwälzung von sozialen und religiösen Situationen vor sich, die es schwer macht, gewisse kirchliche Unterscheidungen und Kategorien, an die man gewöhnt war, konkret anzuwenden. Schon vor dem Konzil sagte man von einigen Hauptstädten oder christlichen Ländern, die seien ‘Missionsländer’ geworden. Die Situation hat sich in den darauf folgenden Jahren sicher nicht verbessert“ (*Enzyklika Redemptoris missio*, 39).

Auf der Folie solcher Gedanken bekommt unser Thema Konturen: Das Christentum an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. Was haben wir von der Kirche zu erwarten?

Um es gleich vorwegzunehmen: Meine Ausführungen wollen weder theologisches Glasperlenspiel noch erhabener Elfenbeinturm sein, sondern Nachdenken über eine konkrete Situation, die uns betrifft, d.h. die Christen in Deutschland und Europa. Zwar ist das Wort vom „Haus Europa“ in aller Munde, und immer mehr Länder melden ihr Interesse an, in diesem Gebäude Wohnrecht zu bekommen. Dennoch ziehe ich für unsere Überlegungen ein anderes Bild vor. Es mag vielleicht ungewohnt klingen, und ich möchte die Verdienste der Architekten des „Hauses Europa“ keineswegs schmälern. Dennoch erlaube ich mir, neben die gängige Metapher vom Haus ein Symbol zu stellen, das mir passend erscheint, um gerade auch Unsichtbares und Verstecktes aufdecken zu können. Ich meine den Brunnen. Um nicht auszutrocknen, um (über-)leben zu können, braucht das Haus Europa einen Brunnen. Und dieser Brunnen ist der christliche Glaube.

So darf ich Sie zu einem Experiment einladen. Wir machen eine Tiefenbohrung in das Christentum. Wenn wir bereit sind, dem gestellten Thema auf den Grund zu gehen, werden wir interessante Reichtümer zutage fördern. Sie lassen uns nicht nur bei den äußerlich wahrnehmbaren Symptomen stehen bleiben, sondern erlauben uns, die unterbödigen und verborgenen Gründe der jetzigen Lage des Christentums in unserer Heimat aufzuspüren und womöglich die eine oder andere fruchtbare Quelle neu zu erschließen, aus der die Kirche auch in Zukunft schöpfen kann.

Unsere Tiefenbohrung in den Brunnen des Christentums an der Schwelle zum dritten Jahrtausend stößt in vier Schritten vor:

1. **Tief ist der Brunnen der Vergangenheit.**
2. **Der Grund des Brunnens lässt die christliche Identität entdecken.**
3. **Im Brunnen spiegeln sich Gott und Mensch.**
4. **Aus den Quellen des Brunnens dürfen wir schöpfen.**

1. Tief ist der Brunnen der Vergangenheit

Wenn wir im Brunnen der Vergangenheit nachbohren, dann

können wir die Frage nicht außer Acht lassen, die uns gegenwärtig in verschiedenen Abwandlungen bewegt: Werden wir Christen Fremde in Europa? Werden sich Zahl und Prägestärke der Christen in Deutschland, ja auf diesem Kontinent zwischen Atlantik und Ural, zwischen Nordkap und Sizilien im nächsten Jahrhundert weiter drastisch vermindern? Ist das Christentum zukunftsfähig oder eher ein Auslaufmodell?

In seiner bisherigen Geschichte ist Europa durch das Christentum mehr geprägt worden als alle anderen Kontinente, seit der Apostel Paulus nach einem Bericht der Apostelgeschichte des Neuen Testaments in Troas, am Westzipfel Kleinasien, jenen vielzitierten Traum hatte, in welchem ihm ein Mazedonier, ein Grieche, erschien und zurief: „Komm herüber zu uns und hilf uns!“ Paulus setzte am nächsten Tag zu Schiff nach Griechenland über. Diese Reise steht faktisch und symbolisch für den Schritt des in Westasien entstandenen Christentums hinüber nach Europa.

Europa wurde also ab der Zeit des Apostels Paulus für ungefähr 1500 Jahre der größte und wichtigste Lebensraum des Christentums. Von hier aus wurde es vom Beginn der Neuzeit an in Wellen der Missionierung in die beiden Teile Amerikas getragen sowie nach Asien, zumal auf die Philippinen, später auch nach Australien. Während im frühen 19. Jahrhundert die katholische Kirche in vielen Ländern Europas nach dem Fegefeuer von Aufklärung und französischer Revolution von ihren Gegnern schon ausgezählt wurde, setzte sie von Europa aus zu einem neuen missionarischen Schwung an, der Nordamerika, Asien und Schwarzafrika erfasste und über die Mitte des 20. Jh. hinaus dauern sollte.

Europa stellt sich geographisch nur als eine riesige Halbinsel im Verbund „Eurasien“ dar. Sein Aufstieg zur geistig-kulturellen Mitte der Welt verdankt sich vielleicht eben dieser Randlage. Europa, der Ursprung der heute global wirksamen naturwissenschaftlich-technischen Zivilisation, von der aus alle anderen Kontinente erobernd und kolonialisierend erfasst wurden, ist indes nicht selbst die Wiege der großen Weltreligionen, auch nicht des Chri-

stentums. Aber gerade in Europa wuchs dem Christentum die Rolle zu, eine ungemein große Zahl von Menschen zu formen, die wie Leuchttürme ausstrahlten und hineinwirken bis in unsere Tage. Unter ihnen seien genannt Benedikt von Nursia, Cyrill und Methodius, Franz von Assisi, Teresa von Avila; nicht zu vergessen in der Gegenwart Mutter Teresa und den gegenwärtigen Papst. Das Christentum machte also das aus, was man metaphorisch „Die Seele Europas“ genannt hat. Trotz aller Umbrüche und Abbrüche ist es bis heute als „Seele des Kontinents“ unsterblich geblieben.

Allerdings dürfen wir nicht verschweigen, dass gerade in Europa auch Dunkles und Pathologisches aus dem Christentum erwachsen ist. Wiederholt hat der Papst in den letzten Jahren Fehler beklagt und um Vergebung gebeten: für die Behandlung der Negerklaven, für Antisemitismus, für Ketzerverbrennungen und für die „Bartholomäusnacht“. Zu bestimmten „heißen Themen“ wie Inquisition, christlicher Antijudaismus oder zur Gestalt des böhmischen Reformators Jan Hus hat er Expertenkonferenzen einberufen. Am ersten Fastensonntag des Großen Jubiläums 2000 hat Johannes Paul II. ein Bekenntnis abgelegt, das wohl in die Geschichte eingehen wird: „Wir verzeihen und bitten um Verzeihung“, was die Versäumnisse und Irrungen von Söhnen und Töchtern der Kirche angelangt. Mit diesem Schritt hat der Papst zur „Reinigung des Gedächtnisses“ der Kirche beigetragen.

Eine Zäsur in der hier skizzierten europäischen „Erfolgsgeschichte“ des Christentums, zumal in seiner katholischen Gestalt, ergab sich nach dem II. Vatikanischen Konzil. In seinem Gefolge hat es Umbrüche gegeben: Wir danken für die zahlreichen Aufbrüche, die das Konzil gefördert hat. Aber wir nehmen mit Schmerzen auch die Abbrüche wahr, die das Leben und die Gestalt der katholischen Kirche Europas und in Nordamerika beeinträchtigen. Es wäre indes ungerecht, wollte man diese Abbrüche monokausal dem Konzil zuschreiben. So hat etwa der atheistische Soziologe Alfred Lorenzer diese Kirchenversammlung in Bezug auf die von ihr ausgelösten liturgischen Veränderungen in einem

plakativen Buchtitel einfach als „Konzil der Buchhalter“ abqualifiziert. Von Erzbischof Lefebvre wurde es schlicht als „kirchlicher Sündenfall“ bewertet. In Wahrheit hat das Konzil eine „Sklerotisierung“ der Kirche verhindert, freilich mitunter um den Preis einer Reduzierung einiger Elemente kirchlichen Lebens, die man hätte bewahren müssen und deren Wiedergewinnung und Integration in die neue Gestalt der Kirche mir als notwendig erscheint. Als Beispiele dafür nenne ich das Vergessen der mystischen Dimension, die Marginalisierung der Transzendenz in der Spiritualität des Alltags und in der Liturgie, sowie die Reduzierung der Bemühungen um eine „Einübung in das Christentum“.

Trotz allem aber gilt: An der Schwelle zu einem neuen Jahrhundert, ja Jahrtausend christlicher Zeitrechnung gibt es in den katholischen Ortskirchen Europas auch in den deutschsprachigen Ländern millionenfach glaubhaftes christliches Leben bei vielen einzelnen sowie in zahlreichen Pfargemeinden und geistlichen Gemeinschaften. Trotzdem dominiert in der öffentlichen Meinung der Eindruck, die Kirche stecke in einer Flaute. Dieses Urteil wird zwar durch den Einfluss von Medien verstärkt, aber nicht einfach von ihnen erzeugt. Kritiker innerhalb und außerhalb, die der Kirche einen Modernisierungsschub verordnen wollen, sind freilich oft insofern kurzichtig, als sie die Kirche isoliert von der Gesamtgesellschaft betrachten. Ihr so genannter „Kirchenfrust“ ist auch ein Ventil für Frustrationen durch die Gesellschaft, die man nicht so leicht prügeln kann wie die Kirche.

Für die Kirche hat diese gesamtgesellschaftliche Situation der Unzufriedenheit eine besondere Brisanz, weil hier zu den weltlichen Standards noch spezifisch christlich-ethische hinzukommen, die meist nicht eingeholt werden können. Das schwerende Unglücksbewusstsein – ein Leiden auf hohem Versorgungsniveau – wird besonders auf die Kirche projiziert. Von ihr erwarten viele jenes perfekte säkulare Glück, das sonst niemand einlösen kann. Gleichzeitig macht man sie für das Ausbleiben unbremster Glückserfüllung verantwortlich. An solchen Kampagnen be-

teiligen sich besonders auch jene Christen, bei denen die eschatologische Dimension des Glaubens – die Hoffnung auf ein ewiges Leben – stark geschrumpft ist. Ein heilendes Mittel gegen diesen kollektiven Trübsinn wäre die Wiederentdeckung des Humors, von welchem der nordamerikanische Protestant Harvey Cox gesagt hat, er sei „die letzte Waffe der Hoffnung“. Theologisch vertieft hieße das, begreifen, was mit der Rechtfertigung des Sünders durch Gott im Sinn der jüngsten ökumenischen Erklärung in Augsburg zutiefst gemeint ist: vor Gott, vor den Menschen und vor sich selbst geradestehen zu können.



Wir ziehen eine Zwischenbilanz unserer Tiefenbohrung in die Vergangenheit: Bei allem Wandel der bislang 2000-jährigen Kirchengeschichte gibt es ein unauflösbares Band zwischen Europa und dem Christentum: Da Europa der Brückenkopf für die Globalisierung des Christentums wurde, verdankt das Christentum Europa viel. Und umgekehrt verdankt Europa dem Christentum viel, zumal der christliche Glaube weitgehend das ausmacht, was man die Seele Europas genannt hat. Am Anfang waren die Christen allerdings Fremde auf diesem Kontinent und heute scheinen sie in vielen Lebensbereichen wieder Fremde zu werden. Macht aber das Fremdsein in gewisser Hinsicht nicht gerade das Christsein aus? Diese Frage beschäftigt uns im zweiten Schritt unserer Tiefenbohrung.

2. Der Grund des Brunnens lässt die christliche Identität entdecken

Die Themen „Heimat haben“ bzw. „Fremdsein“ durchziehen wie ein Webmuster das Neue Testament. Zum Thema „Fremdsein“ verweist der Hebräerbrief in ungemein bewegender Sprache auf eine „Wolke“ von Glaubenszeugen des Alten Testaments und zählt wie in einer Litanei die Leiden verschiedenster Art auf, denen sie als Fremde um ihres Glaubens willen ausgesetzt waren (*Hebr 11,32-12,1*). „Unsere Heimat ist im Himmel“ sagt der Apostel Paulus in kritischer Distanz gegenüber einer zu starken Bindung an jegliche Art irdischer Kuschelecken. Im 7. Kapitel des 1. Korintherbriefes formuliert er den bekannten eschatologischen Vorbehalt: „Denn ich sage euch, Brüder. Die Zeit ist kurz. Daher soll, wer eine Frau hat, sich in Zukunft so verhalten, als habe er keine, wer weint, als weine er nicht, wer sich freut, als freue er sich nicht, wer kauft, als würde er nicht Eigentümer, wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht; denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“ Diese bewusste Weltedistanz der Christen steht in der Bibel ein anderer Gedankenstrang gegenüber: Seitdem sich Gott selbst in die Welt eingelassen hat in Jesus Christus, d.h. durch das Weihnachtsgeheimnis, wird jedem Christen auch das Interesse, ja die Sorge für die Gestaltung der Welt ins Stammbuch geschrieben. So hat die Münze der christlichen Identität zwei gegensätzliche, aber komplementäre Seiten: die nötige Distanz zur Welt wird ergänzt von der Solidarität mit der Welt, wo immer es möglich ist.

Dieser Doppelpoligkeit christlicher Identität war sich bereits die alte Kirche bewusst. Im Brief an Diognet heißt es prägnant über die Lebensform der Christen: „Jede Heimat ist ihnen eine Fremde und jede Fremde ist ihnen eine Heimat.“ Im selben Brief wird ein dreigliedriges Verhaltensmuster für die Beziehung der Christen zur Welt als Heimat und zugleich als Fremde vorgestellt; es ist von bleibender Gültigkeit: Zunächst leben die Christen in und mit der Welt. Dann stehen sie in mancher Hinsicht auch gegen die Welt.

Und drittens öffnen sie sich über diese Welt hinaus. Das heißt: sie sind auf Transzendenz hin ausgerichtet.

Was das „In der Welt“-Sein anbelangt, sagt der Brief: „Die Christen haben keine eigenen Städte und sprechen keine eigene Sprache, sie wohnen in Städten mit Juden und Griechen, wie es einem jeden vom Geschick her vorgegeben ist.“

Zum „Gegen die Welt“-Sein heißt es: „Die Christen zeugen Kinder wie die anderen auch; sie setzen aber die geborenen Kinder nicht aus; sie haben gemeinsamen Tisch, aber kein gemeinsames Lager.“

Schließlich behandelt der Text auch das „Über die Welt hinaus“-Sein: „Die Christen gehorchen den bestehenden Gesetzen. Sie übertreffen aber in ihrem Lebenswandel die Gesetze.“

Es sind also drei Elemente, die das Verhalten der Christen zur Welt bestimmen: Synthese, Kritik und Transzendenz. Diese drei Haltungen machen die Welt zugleich zur Heimat wie zur Fremde. Es ist nicht leicht, die Balance zwischen den genannten Verhaltensweisen zu finden und zu halten weder für den Einzelnen noch für eine Gemeinschaft wie die Kirche.

Auch hinter Fragen, die sich täglich stellen, stecken letztlich diese zwei Pole, zwischen denen die christliche Identität oszilliert: Heimat und Fremde. Johannes Paul II. hat den deutschen Bischöfen einige wertvolle Ratschläge mit auf den Weg gegeben, als sie ihm im November 1999 den turnusmäßigen Ad-limina-Besuch abstatteten. Dabei erklärte das Kirchenoberhaupt wörtlich: Den kirchlichen Mitarbeitern wird in ihrem Wirken „eine Art ‘Spagat’ abverlangt. Zum einen sind sie gehalten, die flächendeckende pastorale Versorgung einer teilweise gleichgültigen Mehrheit zu gewährleisten, während sie sich in ihrem seelsorglichen Tun aber auch der ‘Berufungs-’ beziehungsweise ‘Entscheidungskirche’ widmen sollen, das heißt denen, die tatsächlich Jesus nachfolgen wollen. Dies ist kein gordischer Knoten, den man einfach durchschlagen kann. Er lässt sich nur lösen durch inständiges Beten, redliches Nachdenken und mit der Planung mutiger kleiner Schritte, um der Glaubwürdigkeit des kirchlichen Zeugnisses

vom Glanz der Wahrheit in Eurem Land Gestalt zu geben. Um der Herausforderung der säkularisierten Gesellschaft zu begegnen, ist der freiwillige Weg zur kleinen Herde (*Lk 12, 32*) keine echte Alternative. (...) Sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, ist keine Lösung, die dem Evangelium entspricht! Vielmehr geht es darum, sich zu Wort zu melden – ob gelegen oder ungelegen (*vgl. 2 Tim 4,2*)! Mischt euch ein, wo ihr glaubt, die Stimme für Gott und den Menschen erheben zu müssen! Ihr seid nicht von der Welt, aber sonderet euch auch nicht von ihr ab (*vgl. Joh 15,19*)!“ (*An die erste Gruppe der deutschen Bischöfe, 15. November 1999, Nr. 6*).

3. Der Brunnen spiegelt Gott und Mensch

Nicht nur die Bischöfe und Geistlichen, die Ordensleute und hauptberuflichen Katholiken hatte der Papst im Blick, sondern alle, die sich Christen nennen, als er die Bitte aussprach: „Mischt euch ein, wo ihr glaubt, die Stimme für Gott und den Menschen erheben zu müssen!“ (*ebd.*). Gott und Mensch – beide spiegelt der Brunnen des Christentums. 2000 Jahre Christentum gründet vor allem in der Botschaft: Gott wird Mensch. Ist uns klar, dass wir hier etwas bekennen, was unseren Ambitionen eigentlich total zuwiderläuft? Uns geht es doch meist um die entgegengesetzte Bewegung: Nicht Gott soll Mensch, sondern der Mensch will Gott werden. Dieser Drang sitzt uns von Adam und Eva her in den Knochen. Die Ursünde des Menschen besteht darin, sein zu wollen wie Gott.

Der Mensch ist erfinderisch, wenn er etwas tarnen will: „Selbstverwirklichung“ nennt er es, wenn er der Urversuchung wieder einmal erlegen ist. Wir wollen unabhängig sein: Selbst ist der Mann, selbst ist die Frau! Wir nehmen die Geschichte selbst in die Hand. Wir basteln uns die Welt selbst zusammen. Wir kratzen am Himmel. Wir produzieren uns selbst – nicht nur an der Universität oder im Betrieb, im Amt oder in der Firma, in der Partei oder der Verbindung. Mehr noch: Wir nehmen das „Sich-selbst-Produzieren“ wörtlich: Denn neuerdings machen wir

sogar den Menschen. Ein selbst gemachter Mensch – nichts als Mache. Ob wir uns da nicht gefährlich überheben?

Was ist, wenn sich der Mensch in vermeintlichem Drang nach Unabhängigkeit Gott entzieht? Ohne Halt im Absoluten, vollkommen ungesichert, verlangt er von sich selbst das „Absolute“: Er führt sich auf wie Gott. „Gotteskomplex“ hat es ein bekannter Psychoanalytiker unserer Tage (H.E. Richter) genannt: der Traum, wie Gott zu sein, ist zum Wahn geworden!

Der Mensch mit dem Gotteskomplex, besessen vom Größenwahn, wie Gott zu sein, wird im wahrsten Sinn des Wortes un-menschlich. Nach dem Motto „Wissen ist Macht“ hat er wohl großes Wissen, aber kein Gewissen. Was mit dem Drang zur schrankenlosen Selbstverwirklichung begann, kann in der Selbstvernichtung enden. Diese Gefahr ist größer als der Kalte Krieg. Das hat es vor unserer Zeit auf der Erde noch nicht gegeben. Erst unsere Generation hat es fertig gebracht, dass die Menschheit durch den Menschen vernichtbar geworden ist. Bis dahin ist es gekommen. „Der Tag ist nicht mehr weit“, sagte bereits Teilhard de Chardin, „der Tag ist nicht mehr weit, an dem die Menschheit wählen kann zwischen Selbstmord und Anbetung“.

Was wählen wir? Wählen wir die Anbetung? Gerade am Anfang eines neuen Jahrtausends geht es um diese Grundoption: Wir sind eingeladen zu einem Leben, das sich selbst beschränkt und Gott die Ehre gibt. Das ist der einzige Weg, den un-menschlichen, selbstmörderischen Gotteskomplex zu durchbrechen und wieder wirklich Mensch zu werden. Gott selbst hat es uns vorgemacht: Gott wurde Mensch, um uns Menschen davon abzubringen, Gott gleich werden zu wollen. Gott ist Mensch geworden – der Mensch nicht Gott. Oder anders gesagt: Gott begegnet dem Menschen, der sein will wie Gott, in dem, der ganz Mensch war: Jesus Christus. „Und das Wort ist Fleisch geworden“ (*Joh 1,14*).

So treffen wir in der Tiefe des Brunnens auf eine der wertvollsten Perlen des christlichen Glaubens. Die Bilder von Gott und Mensch spiegeln sich. Gott und Mensch

Die Kirche hat das Machtzentrum der antiken Welt außerhalb der Stadt Rom überdauert. Über dem Grab des Apostelfürsten Petrus erhebt sich die mächtige Kuppel des nach den Plänen Michelangelos 1593 vollendeten Petersdoms. Ist dort das Zentrum einer sich als *Communio* verstehende Kirche Jesu Christi? Im Vordergrund die noch aus römischer Zeit stammende Engelsbrücke.



leuchten einander gleichsam aus. Sag' mir, wie du über den Menschen denkst, und ich sage dir, wie du über Gott denkst! Und umgekehrt: Wo Gott für tot erklärt wird, da muss auch der Mensch bald sterben – vor allem der Schwächste und Ärmste, der ohne Recht und ohne Stimme, der Ungeborene und Todgeweihte.

Die Botschaft von Gott um des Menschen willen und vom Menschen, der von Gott eine Würde erhält, die ihm keine noch so mächtig sich gebärdende Autorität nehmen kann – diese Botschaft in die Welt des dritten christlichen Jahrtausends hineinzusagen, gehört zu den vor-dringlichsten Aufgaben der Kirche. Von hier aus wird es auch verständlich, warum es für die Kirche keinen Kompromiss geben kann, wenn es um Leben und Tod des Menschen geht. Denn die Kirche als das „Volk des Lebens“ bietet der Welt das „Evangelium des Lebens“ an (vgl. *Johannes Paul II., Enzyklika Evangelium vitae*).

Auf diese Weise sind wir am Ziel unserer Tiefenbohrung angelangt: Welche Quellen gibt die Tiefe des christlichen Brunnens frei? Woraus dürfen wir schöpfen? Was gibt uns die Kirche ins neue Jahrhundert mit?

4. Aus den Quellen des Brunnens dürfen wir schöpfen.

Quellen haben es an sich, noch nicht kanalisiert zu sein. Sie sprudeln hervor, sie sind lebendig, frisch und bisweilen unbändig. So ist es auch mit den folgenden Überlegungen. Sie sind weder ausgewogene Gedankenströme noch gleichen sie dem Flussbett einer Synthese, das entsteht, wenn viele einzelne Bäche zusammengefloßen sind. Vielmehr sind es tatsächlich einzelne Quellen, die in der Tiefe des Brunnens entspringen und die zu erschließen und

anzubieten der Kirche aufgetragen ist. Eine erste Quelle, die wir heute mehr denn je anzapfen müssen, ist der *lebendige Gott* höchstpersönlich. Der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann hat unsere christliche Praxis einmal treffend so zusammengefasst: „An die Stelle der Rede mit Gott trat die Rede von Gott, dann die Rede über Gott, und bald nur noch die Rede von der Rede-über Gott – die Rede über Theologie oder Religion“. Mit anderen Worten: Wir geben uns mit dem abgestandenen Tümpel zufrieden und schöpfen zu wenig aus dem frischen Wasser der Quelle.

Dass wir uns mit einem „Gott aus zweiter Hand“ abspesen lassen, darin liegt eine unserer Hauptschwächen. Wir leugnen Gott zwar nicht, aber wir rechnen auch nicht ernsthaft mit ihm. Moderner Deismus! Leibniz lässt grüßen. Unser Gott ist weder zu fürchten noch zum Verlieben. Er ist kein du, sondern ein Es. Er ist keine Person, sondern Neutrum – und damit letztlich harmlos. Nichts kennzeichnet uns Christen so sehr wie der Mangel an Leidenschaft für Gott.

Eine weitere Quelle, um den lebendigen Gott anzutreffen, sind

die *Zeichen seiner Nähe*, gleichsam *Tankstellen*, die uns Jesus Christus hinterlassen hat. Zwei davon liegen mir besonders am Herzen: die Wiederentdeckung der Heiligen Schrift und das Schöpfen aus der Kraft des Gottesdienstes, besonders der Sakramente. Das mag auf den ersten Blick altmodisch klingen, ist es aber nicht. Wer eine Beziehung hat, möchte den Partner immer mehr und immer tiefer kennen lernen. Das will geübt sein. Ohne Rückschläge geht es nicht ab. Soll eine Beziehung lebendig bleiben, kann sie auf feste Formen, ja Rituale nicht verzichten. Was unter Menschen gilt, trifft auch für die Beziehung des Menschen mit Gott zu. Wer eine Gottesbeziehung haben will, muss sich darin einüben.

Das **Prinzip Übung** hat in der katholischen Kirche seit einigen Jahrzehnten einen geringen Stellenwert. Schade! Im orthodoxen Judentum und im Islam ist es selbstverständlich. Bei uns jedoch haben sich ein Kult der Spontaneität und die Unverbindlichkeit einer diffusen Religiosität etabliert. Was auf der Strecke blieb, sind die Konturen des Glaubens. Wem es an Gestalt fehlt, der hat auch keine Gestaltungskraft. Viele meinen: Geistliche Übungen,

Exerzitien, sind etwas für kirchlich Eingefleischte! Das Training und das Proben – Praktiken, die in Sport und Musik unbestritten sind werden im religiösen Bereich weithin als entbehrlich empfunden und als Dressur abqualifiziert.

Das hat seine Auswirkungen sowohl für das Glaubenswissen als auch für die Glaubenspraxis. Während die einen nicht mehr zwischen *Golgota* und *Colgate* unterscheiden können, haben andere (selbst sog. Intellektuelle!) ihre liebe Not, wenn sie die vier Evangelisten oder die zwölf Apostel aufzählen sollen. Dem *Prinzip Einübung* um der Nachhaltigkeit willen sollte man daher wieder mehr Gewicht geben. Das Kennenlernen der Heiligen Schrift und die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst der Kirche gehören zum christlichen Grundprogramm. Wer gern zum Stammtisch einer katholischen Verbindung geht, für den sollte es Ehrensache sein, auch zu den Stammgästen zu zählen, wenn sich die Verbindung Jesu Christi, die Kirche, zum Gottesdienst versammelt. Übrigens sind weder der Pfarrer, der angeblich nicht gut genug predigt, noch die unpassende Gottesdienstzeit ausreichende Entschuldigungen. Die heutige Mobilität macht es möglich, für ein Hobby weite Entfernungen in Kauf zu nehmen. Das sollte auch für ein gutes religiöses Angebot gelten.

Eine dritte Quelle, die wir leider heute ein wenig ausblenden versucht sind, ist *der offene Himmel*. Der offene Himmel ist ein Exklusiv-Angebot, das uns niemand sonst auf Erden machen kann. Warum gerade dies unsere Stärke als Christen ist, werden besonders jene verstehen, die vom modernen Lebensstil erfasst sind. Was meine ich damit? Es hat mit dem zu tun, was wir Lebenserwartung nennen. Wir existieren zwar heute länger als unsere Vorfahren, insgesamt aber leben wir erheblich kürzer. Früher konnte man mit vierzig Jahren rechnen, und dann kam die Ewigkeit. Heute können wir neunzig Jahre und mehr leben – aber dann ist es aus. Danach kommt für viele nichts mehr. Eine aktuelle Umfrage hat gezeigt, dass in Deutschland nur noch etwa 37 Prozent der Bürger an ein Leben nach dem Tod glauben; in

den neuen Bundesländern sind es nur 16 Prozent. „Leben hier und jetzt als einzige und letzte Gelegenheit“ – das ist unsere Perspektive, wenn der Himmel über uns fehlt. Ein Leben ohne Aussicht auf den Himmel bedeutet: Torschlusspanik immer und überall. Wir wollen alles und zwar *subito*.

Wer so lebt, muss immer schneller machen, um ja nichts zu versäumen: bei der Arbeit und in der Liebe, im Amüsement und bei der Karriere. Und dann kann eintreten, was wir bei Motoren fürchten: Wir laufen heiß, Volldampf im Leerlauf. Plötzlich verliert alles seinen Sinn: die Arbeit, die Liebe, das Leben. Gerade vor einem solchen Lebenshintergrund muss die Kirche eine Alternative setzen. Sie muss den Himmel offen halten. Das heißt: Sie soll den Menschen daran erinnern, dass die Erde an und für sich eine Nummer zu klein ist. Auf Erden bleibt immer eine Rechnung offen. Gerade deshalb ist die Kirche aufgerufen, sich nicht nur um irdische, „erdige“ Themen zu kümmern, sondern himmlische, transzendente Wirklichkeiten neu zu erschließen.

Lag die Versuchung früherer Zeiten eher in der Vertröstung auf das Jenseits, so steht die Kirche heute in der entgegengesetzten Gefahr: alles schon im Diesseits zu erwarten, ja selbst zu versuchen, den Himmel auf die Erde herunterzuziehen. Wir sollten unsere Lebensquelle, den Himmel, unseren Zeitgenossen und den kommenden Generationen nicht vorenthalten. Deshalb plädiere ich für die alte christliche Lebenskultur: mit beiden Beinen auf der Erde stehen unter dem offenen Himmel. Die Menschen sehnen sich nach einem Himmel, der nicht utopisch ist, sondern seriös. Nicht die viel beklagte spirituelle Wüste ist unser Problem, sondern der spirituelle Dschungel. Viele Scharlatane machen Angebote, wie man „zack-zack“ in den Himmel kommt. Die Kirche hingegen kann uns trotz allem „Zick-zack“ unseres Lebensweges die Tür zum Himmel öffnen. Als Priester bin ich dankbar, diesen Dienst in besonderer Weise tun zu dürfen: den Menschen den Himmel offen halten.

Ein viertes hohes Gut, das die Kirche ins dritte Jahrtausend weitergeben muss, ist *das Dach über der*

Seele. Gerade wir Christen können eine Gegenbewegung setzen zur wachsenden psychischen Obdachlosigkeit. Es ist offensichtlich, dass es jene nicht leicht haben, denen das Dach über dem Kopf fehlt.

Aber sind nicht auch jene in einer bemitleidenswerten Lage, die kein Dach über der Seele haben? Die Menschen, die im Leben gestrandet sind, die Frauen und Männer, die in den Straßengräben ihrer Biographie dahinvegetieren, werden immer mehr. Der jüdische Denker Martin Buber sagt: „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“. Für den Menschen ist es nicht gut, allein zu sein. Zwar gehört es zur Reife eines Erwachsenen, jene Einsamkeit auszuhalten, die ihn zur Persönlichkeit schleift. So gesehen, bleiben selbst Liebende ein Stück weit einsam. Doch wünscht sich jeder Mensch auch einen Raum, der geprägt ist von Stabilität und Zuneigung. Unsere Seele braucht ein Dach.

Eine der Stärken der Kirche besteht gerade darin, dass sie Menschen zusammenbringt. Kirche ist *Communio*, Gemeinschaft - und zwar nicht irgendeine, sondern eine familienübergreifende. Im „Beziehungsnetz Kirche“ zählen weder Hautfarbe noch Geschlecht, weder Titel noch Mittel, weder Rang noch Namen. Als Söhne und Töchter Gottes werden wir füreinander Brüder und Schwestern. Obwohl die Statistiken rückläufig sind, ist die Zahl derer, die Sonntag für Sonntag in unseren Gemeinden zusammenkommen, so hoch, dass politische Parteien oder Verbände davon nur träumen können. Zahllose Menschen finden noch immer in unseren Kirchen ein Obdach für ihre Seele. Ich wünsche mir, dass dieses „Hoffungsnetz Kirche“ im nächsten Jahrhundert noch fester geknüpft wird – von uns, von jedem an seiner Stelle!

Damit sind wir bei einem fünften „Markenzeichen“: *Die „Mutter Kirche“ ist dankbar, dass sie einen „Heiligen Vater“ hat*. Gäbe es ihn nicht, dann müsste man ihn gerade heute erfinden. Denn ein Wort, das die Welt bewegt, heißt „Globalisierung“. Die einen loben in hohen Tönen die Globalisierung der Märkte. Die anderen warnen vor einer Globalisierung der Armut und setzen

mahnend die Globalisierung des Austausches, des Teilens und der Solidarität entgegen. Jedenfalls bewohnen wir im Zeitalter des Internet ein „global village“ (*Weltdorf*). Doch nicht nur die Welt mag einem als Dorf erscheinen, auch die Kirche. Wenn wir uns im Credo zur „katholischen Kirche“ bekennen, dann meint das: Wir glauben die „universale“ oder „globale“ Kirche, die vernetzt ist „bis an die Grenzen der Erde“ (*Apg 1,8*).

In fast prophetischer Weise haben die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils die Zeichen der Zeit in dieser Hinsicht gedeutet und eine Option getroffen. Sie wollten „die Kirche im Dorf“ der Welt lassen. Diesem Grundentscheid entspricht die Bereitschaft, sich mit der ganzen Menschheitsfamilie zu solidarisieren: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (*Gaudium et spes, 1*).

Deshalb ist das Papstamt das Gegenteil von einem „Auslaufmodell“. Papst Johannes Paul II. zeigt in unverwechselbarer Weise, wie fruchtbar der Petrusdienst für die Kirche im „Dorf der Welt“ ausgeübt werden kann. Als Pilger sucht er alle Ecken des „global village“ auf; wie ein Pfarrer stärkt er im Glauben die Brü-

der und Schwestern, die auf dem Erdball verstreut sind, und vernetzt die Kirchen auf allen Kontinenten im Knotenpunkt der Einheit, der seit Jahrhunderten in Rom geknüpft wird. Als theologischer Imperativ formuliert bedeutet das: Wer „verortet“, muss gleichzeitig „vernetzen“. Wer „Verortung“, d.h. Eigenverantwortung der Ortskirchen will, braucht gerade im „Weltdorf“ eine verlässliche „Vernetzung“. Denn das *Communio*-Netz wird auf Dauer brüchig, wenn es nicht um ein funktionierendes, mit Autorität ausgestattetes *centrum communionis* weiß. Die Kirche der Zukunft ist global präsent und stark vor Ort. Der Segen des *centrum communionis* in Rom liegt mehr denn je darin, für die Universalkirche und für die Teilkirchen ein nicht nur affektives, sondern auch effektives *centrum communicationis* zu sein.

Die Tiefenbohrung hat ihr Ziel erreicht. Wir haben erfahren, wie tief der Brunnen unserer christlichen Vergangenheit ist. Wir haben uns daran erinnert, dass zu unserer christlichen Existenz die Spannung gehört zwischen „Schon“ und „Noch nicht“, zwischen Heimat und Fremde. Wir durften entdecken, wie sich auf dem Grund des christlichen Brunnens Gott und Mensch gegenseitig spiegeln. Schließlich haben

wir einige Quellen erschlossen, die auch über die Schwelle des dritten Jahrtausends hinaus nicht versiegen.

Es wäre schade, wenn wir über die Zukunft des Christentums nur philosophiert hätten. Wie schön wäre es, wenn diese Überlegungen in uns selbst die eine oder andere Spur hinterlassen könnten. Was der Kirche aufgetragen ist, ist eigentlich die Aufgabe von uns allen. Denn viele, ja wohl fast alle der heute hier Anwesenden, bilden die Kirche. „Wir sind Kirche!“ Ich bitte Sie, die Tiefenbohrung zu den Quellen unseres Glaubens nicht gleich wieder der Breite und Oberflächlichkeit des Alltags preiszugeben, sondern aus der Intensität der Tiefe heraus den Menschen zu begegnen. Nur Menschen mit Tiefgang werden in anderen Tiefenschichten anrühren können.

Für dieses Unterfangen gebe ich Ihnen noch ein Wort mit, das mir selbst ans Herz gewachsen ist – meinen Primizspruch, der mir im Lauf meines Berufes immer wichtiger wurde: „Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes“ (*2 Kor 3,3*). Für uns an der Schwelle des neuen Jahrtausends bedeutet das: Wir sind Christi „Visitenkarten“. Wer auf uns trifft, soll wissen, dass er eine gute Adresse hat, eine Adresse, auf die er bauen kann. □

Jerusalem,
hl. Stadt und
Zankapfel nicht
nur der drei
monotheistischen
Religionen, liefert
auch immer
Konfliktstoff für
bisweilen
kleinlich
konkurrierende
christliche
Kirchen und
Gemeinschaften



Expertengespräch: Gerechtigkeit – eine Tugend in christlicher Bewährung

Erkenntnisse über das hinaus, was Prälat Walter Theis zur Vorbereitung auf das Jahresthema 2000 im AUFTRAG Nr. 238 (Seite 4 f.) veröffentlicht hatte, brachte das Expertengespräch während der diesjährigen Zentralen Versammlung nicht. Dennoch war es ein gelungener Versuch, über einen Begriff, der in jedem Parteiprogramm zu finden ist und auch sonst als verteilende Gerechtigkeit in aller Munde ist, auf hohem theologisch-philosophischen Niveau zu diskutieren. Insbesondere die Unterscheidung zwischen individueller und kollektiver Gerechtigkeit und die konkretisierenden Hinweise auf die Situation in der ehemaligen DDR regte zu lebhafter Diskussion um den Begriff der Gerechtigkeit an.

Im Spannungsfeld zwischen individueller und kollektiver Gerechtigkeit sei das Recht auf Leben die kleinste gemeinsame Schnittmenge, meinte Dipl. Theol. Judith Behnen, wissenschaftliche Referentin vom Institut für Theologie und Frieden in Barsbüttel bei Hamburg. Dr. Thomas Elßner, katholischer Militärseelsorger in Schwerin und Dr. Georg Diederich vom Thomas-Morus-Bildungswerk, Schwerin, hervor. Wörtlich bemerkte er: „Triebkräfte auf dem Weg zur Einheit waren andere als Gerechtigkeit. Die Bürger der



Das Podium der Experten zur Erörterung des Themas „Gerechtigkeit“, v.l.: Dipl. Theol. Judith Behnen, wissenschaftliche Referentin vom Institut für Theologie und Frieden in Barsbüttel bei Hamburg, Dr. Thomas Elßner, katholischer Militärseelsorger in Schwerin und Dr. Georg Diederich vom Thomas-Morus-Bildungswerk in Schwerin.

DDR wollten vor der Wende Freiheit und die DM. Deshalb ist die Aussage von Bärbel Bohley, 'Wir wollten Gerechtigkeit und es kam der Rechtsstaat', nicht richtig. Gerechtigkeitsforderungen kamen erst später auf.“

Dr. Thomas Elßner, katholischer Militärseelsorger in Schwerin, merkte an, dass eine überzeitliche konkrete Gerechtigkeit schwer fassbar sei. Jede Gesellschaft habe sich zu ihrer Zeit an einem formalen Prinzip von Gerechtigkeit (Goldene Regel / kategorischer Imperativ) stets erneut auszurichten. Frau Behnen wies darauf hin, wenn Gott sich für jene einsetze, die Unrecht erleiden, dann leite sich

daraus auch eine entsprechende Verpflichtung für die Gläubigen ab. Jedoch machte sie auf das Problem aufmerksam, von einer nicht christlich ausgerichteten Gesellschaft sei nur schwer zu erwarten, dass sie sich an der biblischen Botschaft orientiere.

In der dem Expertengespräch folgenden Diskussion mit dem Plenum ging es dann allerdings weniger um die Gerechtigkeit als Kardinaltugend, als vielmehr um die im Vordergrund stehende Frage nach gerechter Besitzverteilung, nach Gewinnstreben und der Suche nach angemessenen Wirtschafts- und Entwicklungskonzeptionen. (PS/PrStelle KMBA)

GEFUNDEN

Kirchhof kritisiert Neudefinition des Familienbegriffs

Gegen eine Neudefinition des Begriffs Familie hat sich der frühere Verfassungsrichter Paul Kirchhof gewandt. Der Familienbegriff dürfe nicht auf homosexuelle Lebensgemeinschaften angewandt werden, „die nicht Familie sein können und sein wollen“, sagte Kirchhof Anfang August beim „Vatikanischen Gespräch“ auf der EXPO in Hannover. Wer die Bedeutung ändere, strebe auf diese Weise eine Ver-

fassungsänderung an. Artikel 6 des Grundgesetzes verstehe jedoch die Ehe als potenzielle Elternschaft. Die Absätze 2 bis 5 handelten ausschließlich von den Beziehungen der Eltern zum Kind.

Kirchhof nannte die Honorierung die wirkungsvollste Form der Anerkennung von Erziehungsleistung. Wenn jede Familie zum Beispiel 1.500 Mark pro Kind erhalte, würde dies nach seiner Ansicht wegen gesteigerter Kaufkraft zu kindgerechteren Ferien und einem gerechteren Wohnungsmarkt führen. Auch der Gedanke eines Wahlrechts mit höhe-

rem Stimmanteil für Familien wäre von der Idee der Demokratie nicht grundsätzlich ausgeschlossen und würde die Orientierung der Gesellschaft an Kindern verbessern.

Jugendpsychologin und Autorin Christa Meves wandte sich bei der Veranstaltung dagegen, nicht berufstätige Mütter durch den Ausdruck „Nur-Hausfrauen“ abzuwerten. Sie nannte es einen „unsäglichen Zustand“, dass junge Mütter viel auf sich allein gestellt seien, während sie in früheren Zeiten in große Familien eingebettet gewesen seien. Im Hinblick auf den vom Grundgesetz gefor-

Die Seelsorgesituation in der Bundeswehr

Wort des Moderators des Priesterrates vor der ZV

MILITÄRPFARRER LUDGER UHLE

Mit drei konkreten Begebenheiten möchte ich Ihnen Seelsorgesituationen der Bundeswehr kurz darstellen:

1. Am 16. März, dem Donnerstag der ersten Fastenwoche, stand LKU (Lebenskundlicher Unterricht) und Offz AG (Offiziersarbeitsgemeinschaft) an: Im LKU wurde die von mir gestellte Frage nach den Hauptereignissen des vergangenen Sonntags beantwortet mit dem Sieg Michael Schumachers im ersten Formel-1-Rennen der Saison und den Sonntagsspielen der Fußballbundesliga. Mit dem verantwortlichen Kommandeur konnte ich dann im Einzelgespräch im Rahmen der Offz AG die Vergebungsbitte des Papstes erörtern.
2. Am Dienstag der Karwoche fand ein Vorbereitungstreffen des FBZ (Familien-Betreuungs-Zentrum) für das nächste SFOR/KFOR-Kontingent statt. Ein Offizier der Heeresflieger erwähnte positiv die Militärseelsorge im Einsatz.
3. Von Dezember 2000 bis Mai/Juni 2001 – so ist der bisherige Planungsstand – sollen die Mitbrüder aus Münster und Emmerich in den Auslandseinsatz. Auch auf den Standortpfarrer Rheine kommt dann selbstver-

ständig die Mitwirkung bei der Vakanzvertretung zu, geographisch aber in einer Ausdehnung, für die im Bistum Münster ein Regionalbischof zuständig ist.

Weihbischof Algermissen aus Paderborn sagte nach der USA-Studienreise einiger deutscher Bischöfe in der Fastenzeit sinngemäß: Wir müssen Abschied nehmen von vertrauten Formen. Nach meiner Einschätzung gilt das erst recht für die Militärseelsorge – unbeschadet der noch nicht bekannten Kommissionsergebnisse und Beschlüsse zur Umstrukturierung der Bundeswehr.

Aufgrund der Fakten, aber vor allem aufgrund der Anforderungen der Soldaten, entwickelt sich die Seelsorge vor, während und nach dem Einsatz zu einer fordernden Hauptaufgabe. Ein Bereich hierbei ist die Belastung aller Beteiligten – der Soldaten im Einsatz, der Soldaten

in der heimatlichen Stammesinheit und erst recht der Familien. Noch einmal: ein besonderer Belastungsbereich ist der derzeitige Zeiteinsatz von 6 Monaten Einsatzdauer. Dazu allerdings ist mir bislang keine Stellungnahme von Gremien der Militärseelsorge bekannt geworden.

Ist die Seelsorge im Zusammenhang mit dem Einsatz ein „neuer“ Aufgabenschwerpunkt – auch zeitlich für die entsandten Pfarrer –, so muss in den Seelsorgebezirken und in den Arbeitskonferenzen eine Schwerpunktbildung besprochen, abgestimmt und festgelegt werden.

Für die Soldaten und ihre Familien ergibt sich dann aber auch noch einmal anders, sich selbst in die Gemeinde des Wohnorts einzubringen und anzubinden, was ja auch jetzt schon praktiziert wird.

Abschließend – auch als Moderator des Priesterrates für meine Mitbrüder – an Sie Dank und Bitte: Dank für Ihre wohlwollende und nicht unkritische Zusammenarbeit. Und die Bitte: Feiern Sie doch auch einmal die Standortgottesdienste in Ihrem Seelsorgebezirk mit. □

Frühmesse in der Kapelle des Tagungshauses in Schmochtitz. Die Geistlichen am Altar v.l.: Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld, aus Rom Dr. Bertram Meier, Wehrbereichsdekan I Prälat Peter Rafoth, Militärpfarrer Neubrandenburg .. Bea, Militärdekan Prälat Walter Theis und Militärpfarrer Rheine Ludger Uhle.



derten Schutz der Familie sei jahrelang „auf der ganzen Linie Missbrauch getrieben worden“. Die Folge sei eine kranke Gesellschaft mit acht Millionen Depressiven, fast vier Millionen Alkoholikern und zahlreichen Süchtigen.

Nach Meinung des früheren Generalvikars der Schweizer Diözese Chur, Christoph Casetti, bläst der Kirche im Hinblick auf die Familie der Zeitgeist ins Gesicht. Erst während der Diskussion um die Renten sei die „Ideologie der Überbevölkerung“ entlarvt worden.

„Familien sind nicht dazu da, vom Kleerus betreut zu werden“, sondern müssten selbst Ort der Seelsorge sein, sagte Casetti. Er beklagte, viele Christen befassten sich lieber mit innerkirchlichen Reizthemen als mit der Not der Familie. (KNA)

Machen Sie mit!?

Eine Initiative katholischer Soldatenfrauen in der ZV zur Frauen- und Familienseelsorge in der Kirche unter Soldaten

BRIGITTE MATHIAS/PAUL SCHULZ

Frauen- und Familienseelsorge ist kein ausdrücklicher Schwerpunkt der Militärseelsorge. Ihr ist in der Systematik der neuen „Pastoralen Leitlinien“ (diese liegen im Entwurf vor und sollen im Herbst des Jahres in Kraft gesetzt werden) kein eigener Abschnitt zugeordnet. Dort heißt es:

„Schwerpunktmäßiger Handlungs-ort der Militärseelsorge ist in erster Linie der dienstliche Bereich der Soldaten – sei es der Arbeitsplatz“ in der Kaserne, der Aufenthalt auf dem Übungsplatz oder auf See oder der sonstige Einsatzbereich deutscher Soldaten innerhalb oder auch außerhalb der bündnisbezogenen Landesverteidigung.

Ergänzend zum Dienst der örtlichen Seelsorge wendet sie sich dem Raum ziviler Existenz zu, in dem Ehegatten und Kinder der Soldaten und Soldatinnen leben.“ (zit. nach KMBA, „Pastorale Leitlinien“, Themenbereich A. LEBEN IN DER KIRCHE UNTER SOLDATEN, Abschnitt 1. Militärseelsorge als Bestandteil der Gesamtseelsorge, Ziff. 2.; Stand 01.06.2000)

Soweit Frauen als Soldatinnen Dienst in den Streitkräften leisten, sind sie wie alle Soldaten Subjekt der Seelsorge in der „Kirche unter Soldaten“. Als Angehörige von Soldaten werden Frauen in die besonderen Maßnahmen der Militärseelsorge für Familien ebenso einbezogen, wie die Soldaten selbst und die Kinder von Soldaten. Dies gilt vor allem für die Veranstaltungen der Intensivseelsorge, als da sind: Maßnahmen der Erholung, Freizeiten, Werkwochen und Wochenden für Familien, Auslandsseelsorge und Einsatzseelsorge.

Die Leitlinien tragen zudem der Tatsache Rechnung, dass die zum Jurisdiktionsbereich des Militärbischofs „gehörenden Personen weiterhin auch Gläubige jener Teil-

kirche sind“, zu der sie „aufgrund des Wohnsitzes“ gehören (siehe „Sprituale Militum Curae“ – Apostolische Konstitution von Papst Johannes Paul II. über die Militärseelsorge vom 21.04.1986, IV.3.). Dies entspricht auch der allgemeinen pastoralen Praxis in Deutschland, dass Soldatenfamilien durch ihre Wohnsitze, die Berufe der Ehepartner sowie durch Kindergarten, Schul- und Berufsausbildung der Kinder, Aktivitäten in Sport- und anderen Vereinen in der Regel auch in einem normalen zivilen Umfeld leben und sie somit zu einer örtlichen Pfarrgemeinde gehören.

Die Leitlinien gehen immer dort, wo es die Besonderheiten des militärischen Dienstes erfordern, auf die Verantwortung und Fürsorge der Militärseelsorge für die Familien von Soldaten ein.

Eine Gruppe von Frauen engagiert sich in den Laiengremien der katholischen Militärseelsorge und bildet den Sachausschuss »Frau und Familie« des Vorstandes der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten. Sie setzt sich aus der Per-

spektive der Frau für die Anliegen der Soldaten und ihrer Familien ein. Diese Frauen wollen

- das Selbstverständnis katholischer Frauen, die entweder Soldatinnen sind oder als Ehe- und Familienfrauen von Soldaten zum Jurisdiktionsbereich des katholischen Militärbischofs gehören, stärken;
- über die Möglichkeiten der Mitwirkung von Frauen in der Militärseelsorge informieren sowie
- zum stärkeren Engagement und zur Übernahme von ehrenamtlichen Mandaten ermuntern;
- ihre Vorstellungen sowohl in die offiziellen Laiengremien als auch in das Militärbischofsamt einbringen und
- mitberaten, was von dem Wünschbaren aufgrund der konkreten pastoralen Situation vor Ort auch verwirklicht werden kann.

Um Interesse Anderer zu erzielen und um Mitarbeiterinnen zu gewinnen, hat die Frauengruppe ein Faltblatt erstellt. AUFTRAG befragte die Initiatorinnen nach ihren Motiven:

AUFTRAG: Warum gibt es dieses Faltblatt?

Magdalena B.: Mit diesem Faltblatt wollen wir die Soldatinnen und Frauen von Soldaten über die Mitwirkungsmöglichkeiten von Laien in der katholischen Militärseelsorge informieren. In der Vergangenheit haben wir festgestellt, dass nur wenige Frauen in diesen Gremien vertreten sind. Männer als Soldaten haben oft andere Interessen und Schwerpunkte als wir Frauen – unabhängig davon, ob Soldatin oder Familienfrau.

AUFTRAG: Welche Erwartungen knüpfen Sie an dieses Faltblatt?

Elisabeth L.: Wir möchten damit das Interesse der Soldatinnen und Frauen von Soldaten wecken und sie zur Mitarbeit motivieren. Wir wollen Mut machen, dass sich interessierte Frauen mit ihren Fähigkeiten einbringen.

Magdalena Berners,
47 Jahre,
verh. mit
einem Soldaten,
1 Kind,
Krankenschwester,
seit 7 Jahren
Mitglied im
Sachausschuss



Elisabeth Lang,
48 Jahre,
verh. mit
einem Soldaten,
2 Kinder,
Arzthelferin
(zz. nicht berufstätig),
seit 3 Jahren
Mitarbeiterin im
Sachausschuss



Brigitte Mathias, 51 Jahre, verh. mit einem Soldaten, 2 Kinder, Schulsekretärin, seit 7 Jahren Leiterin des Sachausschusses

AUFTRAG: Haben Sie bei der Erstellung besonders an die künftig zu erwartende größere Zahl von Soldatinnen gedacht?

Brigitte M.: Ja. Es ist zwar eine Herausforderung, aber auch eine Belastung, Erwerbstätigkeit, Familie und Ehrenamt in Einklang zu bringen. Soldatinnen können sich unmittelbar in die Militärseelsorge einbringen, ihre Belange vertreten und Unterstützung anbieten. Sie haben die unmittelbare Kenntnis über die Gegebenheiten in den Kasernen und die Belastungen des Dienstes. Dadurch sind sie für die Militärggeistlichen eine wertvolle Stütze.

AUFTRAG: Was ist das Besondere an der organisierten Laienarbeit in der katholischen Militärseelsorge?

Lucia M.: Laien können sich je nach ihren Fähigkeiten und Begabungen in der Militärseelsorge engagieren. Dort haben sie die Möglichkeit Kontakte zu knüpfen, über ihr Leben und den Glauben zu sprechen, sich gegenseitig zu unterstützen und zu solidarischem Handeln zu ermutigen.

AUFTRAG: Sollten Familien in der Militärseelsorge einen besonderen Stellenwert haben?

Karina H.: Die Familien sind durch den militärischen Dienst mit häufigen Übungen und den Einsatz der Soldaten bzw. Soldatinnen besonderen Belastungen ausgesetzt. Versetzungen, wiederholte und oft lange Abwesenheitszeiten von der Familie und die Einsätze in Krisengebieten erfordern eine besondere Begleitung. Diese Begleitung für Ehefrauen und Familien kann nur in seltenen Fällen durch die zivile Pfarrei wahrgenommen werden. Das ist eine wichtige Aufgabe der Militärseelsorge.

Lucia Martin, 57 Jahre, verh. mit einem Beamten der Bundeswehrverwaltung, Referentin für Frauenseelsorge im



Bistum Hildesheim, seit 14 Jahren Mitarbeiterin im Sachausschuss



Karina Hagedorn, 37 Jahre, verh. mit einem Soldaten, 2 Kinder, Krankenschwester (zz. als Familienfrau nicht

erwerbstätig), seit 6 Monaten Mitarbeiterin im Sachausschuss

Faltblatt des Sachausschusses »Frau und Familie«

(aus Layoutgründen grafisch verändert)



Zentrale Versammlung
der katholischen
Soldaten

Liebe Soldatinnen, Liebe Frauen von Soldaten !

Wussten Sie,

- dass es ehrenamtliche Mitwirkung und Mitverantwortung von Laien auch in der Katholischen Militärseelsorge gibt?
- dass Frauen dort noch wenig vertreten sind?

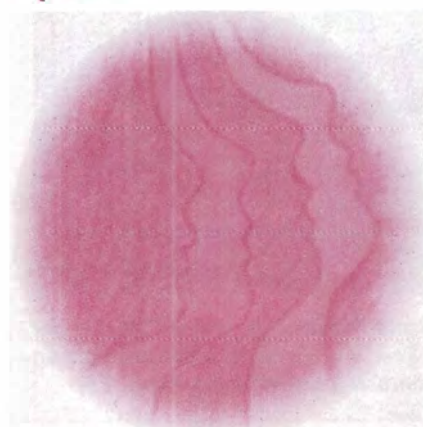
Möchten Sie,

- ❖ dass dieses so bleibt?
- ❖ diese Situation ändern?
- ❖ mitmachen ? ! ?

Seit etwa Mitte der siebziger Jahre gibt es bei den Dienststellen der Katholischen Standortpfarrer Gremien der Laienmitverantwortung. Diese haben im Wesentlichen die gleichen Aufgabenfelder wie die Pfarrgemeinderäte in den örtlichen Pfarngemeinden und lassen sich in einem Satz beschreiben:

- **Sie wollen dem Militärseelsorger helfend und ratend zur Seite stehen und ihn in seiner Arbeit für die Soldaten und ihre Familien unterstützen.**

Einige Möglichkeiten sind z.B.



- Übernahme eines ehrenamtlichen Mandats im Laiengremium
- Punktuelle Unterstützung bei besonderen Maßnahmen
- Persönliches Mittun und Unterstützen bei Veranstaltungen usw.

Über viele Jahre hinweg wurde hier gute Arbeit geleistet. Vielleicht haben Sie auch schon profitiert von

- ❖ Familienwochenenden
- ❖ Werkwochen
- ❖ Familienfreizeiten

Der gesellschaftliche Wandel macht auch vor der Militärseelsorge nicht Halt. Viele Menschen ziehen sich aus dem kirchlichen Leben zurück. Die Anzahl der Soldaten in der Bundeswehr wurde in den letzten Jahren reduziert. Daraus resultierte auch eine Verringerung der Dienststellen der katholischen Standortpfarrer und somit eine Vergrößerung der Seelsorgebezirke. Dadurch ist an vielen Standorten der Pfarrer nicht mehr so präsent wie früher. Dazu kommen Abwesenheitszeiten in den Seelsorgebezirken, wenn die Pfarrer die Soldaten in den Einsatz begleiten.

Sie könnten jetzt denken:

Was habe ich damit zu tun? Als Soldatin bin ich in der Minderheit! Oder: Mein Mann ist Soldat, ich bin seine Frau! Was kann ich schon ausrichten?

Bitte denken Sie nicht so !

Wir würden uns freuen, wenn sich möglichst viele Frauen angesprochen fühlen und sich engagieren.

Wir ...

- sind Frauen von Soldaten und sind in den Gremien der Laienmitverantwortung in verschiedenen Standorten und Seelsorgebezirken ehrenamtlich tätig;
- bilden in der **Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten** (vergleichbar mit einem Diözesanrat) den **Sachausschuss »Frau und Familie«**.

Uns ist es ein wichtiges Anliegen, dass in den Standorten und Seelsorgebezirken lebendige Gemeinschaften bestehen. Deshalb möchten wir Sie heute bitten, sich als Mitarbeiterin und Ansprechpartnerin in der Katholischen Militärseelsorge zur Verfügung zu stellen.

Es ist unserer Meinung nach ebenfalls sehr wichtig, dass Frauen, egal ob sie Soldatinnen oder Frauen von Soldaten sind, in den Gremien mehr vertreten sind.

Diese Möglichkeit ist gerade jetzt gegeben, da die Gremien auf Standort- und Seelsorgebezirksebene neu gebildet werden.

Wenn viele Frauen in diesen Gremien vertreten sind, können die Belange der Frauen und Familien in der Militärseelsorge vielfach besser wahrgenommen werden.

Also, machen Sie mit ? !

Es lohnt sich, in der Katholischen Militärseelsorge mitzuarbeiten. Hier haben Sie die Möglichkeit, andere Frauen und Familien, die durch das „Soldatenleben“ ähnlich geprägt sind, kennen zu lernen, Unterstützung in verschiedensten Bereichen zu erfahren und miteinander zu fei-

ern. Durch die so vorhandenen Kontakte ist auch eine intensivere Betreuung der Familien durch die Militärseelsorge während der Auslandseinsätze der Soldaten eher möglich.

Ich mache mit !

Wenn Sie weitere Informationen haben möchten, geben die jeweiligen Dienststellen beim Kath. Standortpfarrer und die Vorsitzende des Sachausschusses **Frau und Familie** gern Auskunft.

Auch im Namen der Mitarbeiterinnen im Sachausschuss grüßt Sie

Brigitte Mathias

Brigitte Mathias
Vorsitzende

Am Wiesengrund 3,
49835 Wietmarschen-Lohne,
Tel/Fax: 05908/1411



Die Mitglieder des Sachausschusses »Frau und Familie« bei der 40. Woche der Begegnung in Salem am Kummerower See, v.l.: Brigitte Mathias, Karina Hagedorn, Magdalena Berners, Lucia Martin und Elisabeth Lang (Fotos PS)



Bundeskonzferenz der GKS

routiniert und erstmals ohne Bundesvorsitzenden

Rahmenbedingungen

„Kampfeinsätze der Bundeswehr“ – „Innere Führung“ – „Christentum im 21. Jahrhundert“ – „GKS im Internet“ waren die thematischen Schwerpunkte der Bundeskonferenz der GKS. Das diesjährige Delegiertentreffen der Gemeinschaft erhielt eine besondere Spannung durch die Tatsache, dass der Bundesvorsitzende nicht teilnehmen konnte. Er musste sich als Kommandeur des Logistikregiments 10 in Veitshöchheim auf den unmittelbar bevorstehenden KFOR-Einsatz in Tetovo/Mazedonien vorbereiten. Um es kurz zu sagen, alles lief normal, weil das Leitungsteam – die stellvertretenden Vorsitzenden Oberstleutnant Paul Brochhagen und Oberstabsfeldwebel Hans-Jürgen Mathias, der Geistliche Beirat Militärdekan Prälat Walter Theis, der Referent des Bundesvorstands Oberst a.D. Jürgen Bringmann und der Bundesgeschäftsführer Hauptmann a.D. Günter Hagedorn – die Konferenz gut vorbereitet hatte und routiniert ablaufen ließ. Begünstigt wurde dies durch ein bestens geführtes Haus, dessen günstige Bedingungen zu einer harmonischen Tagungsatmosphäre beitrug. Nicht zu vergessen die abwechslungsreiche Bilderbuchlandschaft der Mecklenburgischen Schweiz und das beständige, frühlommerliche Wetter.

Eröffnung

Bei der Eröffnung der Bundeskonferenz begrüßte Oberstleutnant Paul Brochhagen Militärgeneralvikar Prälat Jürgen Nabbefeld, den Vertreter des Priesterrates Militärpfarrer Ludger Uhle (Rheine) und unter den Gästen den Geschäftsführer der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung e.V. Bonn Detlef Warwas, den Geschäftsführer der Aktion Kaserne Josef König, den Chefredakteur KOMPASS



Oberstleutnant Paul Brochhagen,
stellvertretender Bundesvorsitzender

Heribert Lemberger und den Vertreter der Pfarrhelfer Hans-Peter Kabbert. Sie richteten Grußworte an die Bundeskonferenz. Zur Predigt des Vertreters des Priesterrates Militärpfarrer Ludger Uhle beim Frühgottesdienst am 5. Mai (s.S. 35).

Prälat Nabbefeld dankte der GKS ausdrücklich für ihr Engagement in den Militärseelsorgebezirken und unterstrich seine gute Zusammenarbeit mit dem Bundesvorsitzenden Oberst Klein. Zur Militärseelsorge machte der Leiter des Militärbischofsamtes Anmerkungen über die Themen: Entwicklung der Bundeswehr und Umstrukturierung der Militärseelsorge, Erklärung der Kommission Justitia et Pax zur Inneren Führung, neue pastorale Leitlinien

der Militärseelsorge, neues Dekanestitut, Dekret über die Mitwirkung der Laien.

Gerade zum letzt genannten Punkt unterstrich der Militärgeneralvikar unter Hinweis auf die zu erwartende Entwicklung von Bundeswehr und Militärseelsorge, dass in Zukunft Militärpfarrer nicht mehr allein arbeiten könnten: „Laien müssen freie Mitarbeiter der Pfarrer sein und ihn unterstützen. Gerade bei Abwesenheit des Pfarrers muss im Seelsorgebezirk der Stand gehalten werden“, betonte Prälat Nabbefeld.

Kriterien für Kampfeinsätze der Bundeswehr

Strenge Kriterien für „Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte“ hat die GKS aufgestellt. Sie sind in einer gleichlautenden Erklärung der GKS vom 5. Mai 2000 enthalten (Wortlaut s.S. 43). Darin stellt die GKS Bundesregierung und Bundestag in die Pflicht, den Soldaten und der Gesellschaft zweifelsfrei zu begründen, dass ein Kampfeinsatz ethisch gerechtfertigt, völkerrechtlich begründet und auch nach nationalem Recht erlaubt ist.

Oberst Dr. Klaus Achmann, Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“ hatte den in diesem Ausschuss erarbeiteten Entwurf in der Bundeskonferenz vor- und zur Diskussion gestellt. Die Delegierten billigten nach eingehender Erörterung die GKS-Position bei drei Enthaltungen.

Bereits bei der Bundeskonferenz 1999 in Schmochtitz hatte die GKS hart um das Thema „Humanitäre Intervention“ gerungen, ohne damals schon zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. Seitdem hatte sich vor allem der Sach-

Einige statistische Angaben zur Bundeskonferenz

Gesamtzahl der Teilnehmer:	78	davon	
• Mitglieder des Bundesvorstandes:	16	(20,5 %)	davon Soldaten a.D.)
• Delegierte:	49	(62,8 %)	davon Soldaten a.D.)
• Geistliche:	3	(3,8 %)	
• Gäste:	10	(12,8 %)	
• teiln. Soldaten a.D.		29,2 %	

ausschuss „Sicherheit und Frieden“ intensiv damit befasst. Deshalb ist die Erklärung der GKS auch kein Zufallsprodukt, sondern ist das Resultat 18-monatiger intensiver Diskussion unter Beteiligung von Völkerrechtlern und Sozialethikern. Die Konsequenzen hat die GKS gründlich bedacht, gerade auch deshalb, weil die GKS mit ihrem Papier nicht unbedingt die Auffassung des BMVg widerspiegelt. Nach ihrer Ansicht stellt der Kampfeinsatz im Kosovo-Konflikt keine Handlungsnorm dar. Es gibt Situationen, die andere Handlungsentscheidungen erfordern. Immerhin hatten die deutschen Völkerrechtslehrer noch im März 1999 den Einsatz abgelehnt. Inzwischen hat sich die Meinung der Wissenschaftler gewandelt, weil sich – auch durch die Ereignisse im Kosovo forciert – ein neues völkerrechtliches Verständnis vom Individuum herausgebildet hat: Das Individuum wird heute als Völkerrechtssubjekt gesehen.

Wenn auch nach Auffassung der GKS ein Eingriff in einen anderen Staat grundsätzlich durch den Welt-sicherheitsrat zu mandatieren ist, so darf im äußersten Fall im Rahmen der Nothilfe bei schweren Menschenrechtsverletzungen auch ohne ein Mandat des Sicherheitsrates geholfen werden. Diese Nothilfe ist an enge Bestimmungen gebunden, um einen Missbrauch zu vermeiden, z.B. dürfen nicht Einzelstaaten eingreifen, sondern nur Staatengruppen.

Ziel einer humanitären Intervention muss die Beendigung der akuten Menschenrechtsverletzungen und die Wiederherstellung eines für die betroffenen Bürger akzeptablen Rechtszustands sein.

Die GKS-Erklärung sagt nichts zur Durchführung eines Kampfeinsatzes, sondern äußert sich nur dazu, ob die legitimen Voraussetzungen erfüllt sind.

Unverzichtbare Innere Führung

Oberstleutnant Helmut Jermer machte als Vorsitzender des Sachausschusses „Innere Führung“ in einem engagierten Grundsatzvortrag „Zukunft der Inneren Führung – Herausforderungen und Chancen“ deutlich, dass die GKS Innere Führung als konstituierende Säule der Bundeswehr und als *conditio sine qua*

non des soldatischen (Führungs-) Verhaltens ansieht. Angesichts der Auslandseinsätze der Bundeswehr und der damit verbundenen Anforderungen an Ausbildung, Erziehung und Einsatzverhalten sei davor zu warnen, diese in der Praxis des Bundeswehralltags bewährte Führungslehre vermeintlichen Notwendigkeiten des Einsatzes zu opfern. Selbst bei einem denkbaren Verzicht auf die allgemeine Wehrpflicht zugunsten von Freiwilligenstreitkräften dürften keine Abstriche an den Prinzipien der Inneren Führung zugelassen werden, weil jeder Soldat unabhängig von seinem Status zunächst Staatsbürger und dann erst Militär sei.

Die Bundeskonferenz dankte Militärgeneralvikar Prälat Nabbefeld ausdrücklich für die im März gemeinsam mit dem Vorsitzenden der deutschen Kommission Justitia et Pax veröffentlichte Erklärung „Innere Führung bei der Bundeswehr nicht in Frage stellen“. Die dort geäußerten Besorgnisse werden von der GKS geteilt. Die Delegierten erteilten dem Bundesvorstand den Auftrag, bis zum Herbst eine Erklärung zur Inneren Führung aus christlicher Sicht zu entwerfen, die bei der nächsten Bundeskonferenz 2001 in Berlin verabschiedet werden soll.

Christentum im 21. Jahrhundert

Zum Jahresthema der GKS und Leitsatz der Woche der Begegnung „Der Zukunft Hoffnung geben“ hielt am Nachmittag des 4. Mai Professor Dr. Lothar Bossle, Würzburg, einen Vortrag mit dem Thema „Zur Be-



standsaufnahme des Christentums im 21. Jahrhundert – In einer Welt der Gerechtigkeit und des Friedens“. Seine Aussagen sind nach einem von der Redaktion überarbeiteten Tonbandmitschnitt auf den Seiten 36 ff. wiedergegeben. Sie stellen aus anderer Perspektive eine gute Ergänzung und Erweiterung des Referats von Dr. Bertram Meier „Zweitausend Jahre Christentum – Was dürfen wir im dritten Jahrtausend von der Kirche erwarten?“ (s.S. 19 ff.) dar.

In Arbeitsgruppen zu vier Thesen des Vortrags

- (1) Ist mit dem 20. Jahrhundert das Abendland zu Ende?
 - (2) In welcher Art Moderne leben wir eigentlich?
 - (3) Die einmalige Besonderheit des christlichen Europas: Glaube, Wissenschaft und Technik – Haben wir noch eine Zukunft, wenn in Europa die Lichter des Christentums ausgehen?
 - (4) Stimmt die These des jüdischen Soziologen Eugen Rosenstock-Huessey, dass die moderne Gesellschaft ein „Viehhof“ wird, wenn im Zeitalter des Fortfalls der Kriege die militärischen Tugenden nicht mehr gepflegt werden?
- vertieften die Delegierten der Bundeskonferenz die im Vortrag gewonnenen Erkenntnisse.

GKS im Internet

Gemäß einem bei der Bundeskonferenz durch die GKS im Wehrbereich VI eingebrachten Antrag hatte sich der Sachausschuss „Konzeption und Information“ mit den Vorarbeiten für eine eigene Internetseite der GKS befasst. Hauptmann Hans-Georg Pauthner, Vorsitzender im Wehrbereich VI und „Webmaster der GKS“, stellte die Vorarbeiten und bisher fertiggestellten Seiten vor. Das als gelungen zu bezeichnende Konzept soll noch im laufenden Jahr ins Internet gestellt werden. Es sollen die Namen

- www.G-K-S.de,
- www.katholischesoldaten.de und
- www.gemeinschaftskatholischer-soldaten.de

als Adressen angemeldet werden. Träger der Namen, der Einrichtung

Oberstleutnant Helmut Jermer trägt zur „Zukunft der Inneren Führung“ vor.

und auch der Kosten wird er Förderkreis der GKS (FGKS) werden.

Der Bericht des Geistlichen Beirats der GKS, Prälat Walter Theis, enthält neben einer Lagebeurteilung wichtige Anregungen für die aktuelle GKS-Arbeit auf allen Ebenen. Deshalb wird sein Beitrag gerade für die Leser des AUFTRAGs, die nicht an der Bundeskonferenz teilgenommen haben und die auch nicht das Protokoll zur Auswertung erhalten nachfolgend abgedruckt.

Erste Überlegungen zum Jahresthema 2001

Der Geistliche Beirat der GKS, Militärdekan Prälat Walter Theis,

äußerte sich zum möglichen Jahresthema der GKS für das nächste Jahr. Er betonte, dass ein Thema wachsen und seinen Sitz im Leben haben müsse. Schwierigkeiten ergeben sich auch durch den Wechsel in der Verantwortung im KMBA für die Laienarbeit. Auch der Umzug des Amtes nach Berlin werde variierte Aufgaben stellen. So könnten alle Überlegungen nur vorläufig sein und müssten mit seinem Nachfolger als Bischöflicher Beauftragter für die ZV und als Geistlicher Beirat für die GKS, Militärdekan Kestel, sowie dem Vorstand der ZV abgestimmt werden.

Seine Überlegungen gingen in die Richtung:

„Neue Wege angehen“, das Ziel – das Laienapostolat – im Auge haben und trotz Rückschläge „Den Mut nicht verlieren“.

Das Thema müsse sowohl das Arbeitsfeld als auch das Lebensfeld des Laienapostolats umfassen.

So habe ihn das Kirchenlied „Suchen und Fragen, Hoffen und Sehen“ zu folgenden ersten Überlegungen zum Jahresthema 2001 angeregt:

- „aneinander glauben“ – gegen den Vertrauensverlust in unserer Gesellschaft,
- „miteinander glauben“ – gegen die Vereinsamung,
- „für einander glauben“ – gegen die Entsolidarisierung,
- „und sich verstehen“. (PS)

Die Zeichen der Zeit lesen und deuten

Bericht des Geistlichen Beirats Militärdekan Prälat Walter Theis

Der Jahresbericht des Geistlichen Beirates im Hl. Jahr 2000 befasst sich verständlicher Weise mit den Perspektiven und deren Konsequenzen, die die Thematik dieses Jubiläumsjahres für uns und für unsere Gemeinschaft vorgibt „Christus gestern, heute und in Ewigkeit.“ Für die Soldaten hat der Hl. Vater anlässlich seiner Einladung an die katholischen Soldaten der Welt zu einer Internationalen Soldatenwallfahrt in diesem Jahr das Gesamthema präzisiert „Mit Christus für Gerechtigkeit und Frieden eintreten.“

Wir haben uns gemeinsam in den vergangenen Jahren mit unseren Jahresthemen nach der Vorgabe des Hl. Vaters auf das Hl. Jahr in den von ihm angeregten Schritten vorbereitet. Wie hilfreich dies für jeden Einzelnen unserer Gemeinschaft war, wird jeder selbst zu bewerten haben. Ebenfalls wird sich jeder fragen müssen, was er als persönlichen Beitrag in den Bereich seiner familiären, beruflichen und gesellschaftlichen Umgebung und nicht zuletzt in den Raum unserer Kirche damit eingebracht hat.

Mehr denn je zuvor wird es darauf ankommen, dass wir als Gemeinschaft und als Einzelne in dieser Gemeinschaft aufgrund unseres gläubi-

gen Apostolates uns und unsere Umgebung verändern wollen und können.

In unserer westlichen Zivilisation geraten wir nicht nur von der Zahl her, sondern auch vom Einfluss her als gläubige Christen immer mehr in eine Minderheitsrolle. Politische Richtungen, auch wenn sie auf das berühmte „C“ in ihrem Namen nicht verzichten wollen, gesellschaftliche Verhaltensmuster, die ganze Praxis der Medienlandschaft, der vielfältige Gestaltungsrhythmus unserer Arbeit und Freizeit sind weitgehend bewusst oder unbewusst von christlichen Elementen befreit. Was vielleicht noch latent weiter wirkt, mögen allgemeine, jedoch weniger konkret greifbare Restbestände ehemaliger christlicher Überzeugung sein.

Kirchliches Tun wird von der Mehrheit unserer Zeitgenossen vornehmlich als soziales Engagement wahrgenommen; die eigentliche Botschaft als Heilsangebot an uns Menschen bleibt weitgehend unberücksichtigt.

Christ ist man aber immer nur in der konkreten Form eines Bekenntnisses zu diesem Heilsangebot durch Christus, sei es in der katholischen, der protestantischen oder der orthodoxen Tradition. Aber wer bekennt sich heute schon noch öffentlich



Militärdekan Walter Theis, Geistlicher Beirat der GKS, ist ein aufmerksamer Beobachter des Geschehens in und um die GKS – auch wie hier beim Grillabend im Haustierrassen-Zoo.

dazu, wenn es sich irgendwie verschweigen lässt. Wer aber sein Christsein auf diese Art und Weise zwar noch beibehält, der bringt dennoch von der verändernden Kraft und Wirkung seines Glaubens wenig ein; er verkauft Glauben unter Wert – und unter Wert verkaufter Glaube und Christsein sind letztlich für ihn selbst und für andere nichts mehr wert.

Denn angeboten werden damit die „kleinen Lösungen.“ Die blasse Erscheinung des christlichen Glaubens bietet im besten Fall „Trostpflasterchen“ für eine wundete Seele an. Man beschränkt sich darauf, hier und dort ein wenig Aufhellung in den Alltag zu bringen. Viele Christen oder die, die sich gerne noch so nennen, haben gelernt, sich mit den kleinen Ansprüchen ihres Christseins zufriedengeben.

Haben die Ängste unserer Zivilisation und unserer Kultur uns bereits derart geprägt, dass man in der Pluralität der scheinbar unbegrenzten Angebote nicht mehr auffallen will, um keine alternativen Erwartungen mehr zu wecken, die Veränderungen und Wirkungen setzen können? Sind unsere angebotenen Beiträge weitgehend zu frommen Floskeln verkommen, an die wir selbst nur noch schwerlich glauben? „Christus gestern, heute und in Ewigkeit – Mit Christus für Gerechtigkeit und Frieden eintreten?“

Um der Ehrlichkeit willen tut uns Gewissenserforschung Not. Denn ohne Glaubwürdigkeit nach innen wird es uns schwer fallen, überzeugend nach außen zu wirken; vor allem dann, wenn vielleicht Menschen doch mehr als nur die „kleine Lösung“ für ihr Leben erwarten, wenn sie doch die „große Erlösung“ für sich erträumen.

In dieser Situation gibt uns der Hl. Vater in seiner Person und in seinem Wirken ein Vorbild, das bei aller gelegentlich geäußerten Kritik an ihm – so hat man jedenfalls den Eindruck – mehr noch von Nichtkatholiken und sogar von Nichtchristen Bewunderung abverlangt. Seine Initiativen, die er zu Beginn des Jubeljahres unternahm, zeigen, das gläubige Substanz, politische Klugheit, mutiges soziales Engagement, ehrliches Schuldeingeständnis und überzeugende Frömmigkeit nicht nur zusammen zu bringen sind und wirkliche Ansätze von Veränderungen in schwierigen Lagen der Welt aufzeigen. Solche Zeichen werden auch außerhalb der Kirche von den Angehörigen dieser Kirche erwartet, ja sie werden sogar verstanden.

Diese Zeichen der Zeit müssen gelesen werden können, um nicht geistlichem Analphabetismus zu verfallen. Sie müssen aus gläubiger

Überzeugung gedeutet und mutig als Chancen für unser Apostolat genutzt werden. Denn noch immer gilt: wir haben nicht das zu tun, was uns gerade einfällt oder gar Spaß macht, sondern das, was hier und jetzt an der Zeit ist und deshalb getan werden muss.

Wenn wir auf das zurückliegende Jahr blicken, können wir dankbar und auch ein wenig stolz unsere Arbeit bewerten. Den Herausforderungen, die den soldatischen Beruf sowohl im mehr oder weniger geregelten heimatlichen Alltag als auch im Auslandseinsatz betrafen, haben wir uns gestellt. Ernsthaft wurden die Probleme, die den kriegesischen Einsatz militärischer Mittel aus Gründen einer humanitären Intervention im Kosovo durch die Streitkräfte der NATO, ohne VN-Mandat, betrafen, durchdacht. Die Bedenken, die sich unsererseits ergaben, wurden ebenso mutig dem Dienstherrn vorgetragen. Damit waren wir sicher ein Teil jenes Anstoßes, der einen Prozess in Gang gesetzt hat, der im Hinblick auf völkerrechtliche Erwägungen neue Einsichten und vermutlich auch Konsequenzen zeitigen wird.

Die Ergebnisse solcher Anregungen sind auf Kreisebene sicher aufgegriffen worden. Ergebnisse sind nur schwer zu quantifizieren und Reaktionen auf der Standortebene waren kaum zu registrieren. Das mag u.a. auch damit zusammenhängen, dass aufwendige Personalanforderungen im Hinblick auf Auslandseinsätze die Freizeit vieler Mitglieder unserer Gemeinschaft doch empfindlich einschränken.

Aber eine andere erfreuliche Tendenz zeigt sich auf der Bundesebene, was die Besetzung der Sachausschüsse betrifft. Eine Reihe neuer, junger, qualifizierter Soldaten stoßen über dieses Betätigungsfeld zur GKS und bringen mit guten neuen Anregungen und Ideen die Arbeit in Schwung.

Damit ist zu erwarten, dass die GKS in den nächsten Monaten, die für die Bundeswehr von nicht unerheblicher Bedeutung sein werden, die Entwicklung begleitet und hilfreiche Beiträge leisten wird. Zentrale Bedeutung werden dabei, neben Umfang und Struktur der Bundeswehr, das Selbstverständnis und die Praxis

der Inneren Führung und ihre Auswirkung auf die Soldaten zu Hause, aber auch vor allem während deren Auslandseinsätze erlangen.

Mit der Ankündigung der politischen Leitung, in Zukunft alle Laufbahngruppen der Bundeswehr auch für Frauen zu öffnen, bietet sich der GKS ein Betätigungsfeld, dessen ganzes Ausmaß derzeit kaum absehbar ist.

Im Vorfeld dieser neuen Entwicklung müsste es sich die GKS angelegen sein lassen, den Einstieg der Frauen auf menschenwürdige Weise mit zu gestalten. Dazu gehört, an der Herausbildung jener Mentalität mitzuarbeiten, die es diesen Frauen ermöglicht, auf angemessene Weise in eine bisher eher männlich geprägte Arbeitswelt hinein zu wachsen. Die Ausgestaltung neuer kameradschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern wird neu zu bedenken sein. Auch dabei ist der Beitrag der GKS unverzichtbar, bietet sich doch mit dieser neuen Entwicklung auch die ungeheure Chance an, Soldatinnen für die Arbeit und das Engagement der GKS zu werben und hoffentlich auch zu gewinnen.

Die Umgestaltung der Bundeswehr, die zu diesem Zeitpunkt Anlass unzähliger Spekulationen ist, muss abgewartet, aber jetzt schon aufmerksam verfolgt werden.

Wandlungen sind Teil unseres Lebens. In den letzten Jahren sind wir mehr als zu früheren Zeiten mit Veränderungen und Wandlungen konfrontiert worden. Eine solche Entwicklung verlangt bedachte Flexibilität und Mut zu Innovationen.

Hüten sollten wir uns vor dem Kultivieren lieb gewordener Automatismen sowohl in unserer persönlichen als auch in unserer beruflichen Lebensgestaltung.

Zu deren Überwindung und damit zum Erreichen einer größeren Offenheit und inneren Tiefe für den Sinn unseres Denkens, Redens und Handelns und damit unseres ganzen Lebens, las ich bei Pater David Steindl-Rast OSB:

„Wo wir es mit Lebendigem zu tun haben, ist nichts automatisch. Im Leben ist Wachstum organisch mit Sterben verbunden. Leben heißt, mit jedem Wimpernschlag

Fortsetzung auf Seite 35

Wider die Mutlosigkeit und das Nicht-Anfangen

Predigt von Militärpfarrer Ludger Uhle, Rheine, am Freitag der 2. Osterwoche

Jeder hat in seiner Ausbildungszeit Merksätze gehört, die von erfahrenen Ausbildern weitergegeben wurden, so auch wir im Bistum Münster vom Geistlichen Rat Heinz Withake den Satz: „Mit der Jugendarbeit ist es wie mit Schalke: Mal sind sie oben, mal sind sie unten.“ Ein Satz, der in aller Gelassenheit Realitäten beschreibt – leider nicht nur im Fußballalltag, sondern auch in der Jugendarbeit der Gemeinde, wenn nicht sogar in kirchlicher Arbeit überhaupt: Man setzt sich ein, man gibt sein Bestes, man opfert sein Herzblut – und trotzdem scheint's nicht zu gelingen, ja, es weht sogar heftiger Gegenwind.

Und in der Kirche in Deutschland – und somit auch in der Militärseelsorge – scheint der Gegenwind und das Vergebliche in den letzten Jahre zuzunehmen: Man wird mutlos und traut sich nicht unbedingt, Neues zu beginnen. In diese Situation hinein geben die Lesung aus der Apostelgeschichte mit der Rede des Gamaliel (5,34-42) und die Erzählung von der wunderbaren Speisung

einer Volksmenge am See von Tiberias des Johannesevangelium (6,1-15) Hinweise zum Umgang mit dieser Situation.

Wider die Resignation

Der Satz des Pharisäers Gamaliel im Hohen Rat markiert eine Grundüberzeugung, die wir uns zu eigen machen können: „Wenn dieses Vorhaben oder Werk von Menschen stammt, wird es zerstört werden; stammt es aber von Gott, so könnt Ihr sie nicht vernichten.“ (Apg 5,38-39) Kirche und kirchliches Tun kann nicht völlig zerstört werden. Gutes, das vom guten Geist Gottes kommt, setzt sich fest und dann auch durch. Mit Änderungen, anderen Bedingungen und völlig neuen Möglichkeiten müssen wir rechnen, aber eben auch damit, daß Kirche und kirchliche Arbeit einfach nicht kaputt zu kriegen sind.

Wider das Nicht-Anfangen

„Aber wir kleine Gruppe, mit unseren wenigen Möglichkeiten, angesichts eines Riesenberges von Aufgaben – was können wir da tun?“ Das

Johannesevangelium erzählt, daß mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen etwa fünftausend Männer, dazu Frauen und wohl auch Kinder, satt werden. Sicherlich ist es ein Wunder, das Jesus Christus gewirkt hat. Aber mit so wenig für so viele wurde angefangen. Und es war ein konkretes Bedürfnis da, nämlich zu essen zu bekommen, und darauf ist der Herr eingegangen. Also: Auf das konkrete Grundbedürfnis eingehen und anfangen, dafür etwas zu tun – das ist eben auch ein Maßstab christlichen Handelns. Zunächst Resolutionen zu verfassen oder Thesenpapiere zu entwerfen – davon ist hier nicht die Rede.

Auf einem Plakat in Waggonen der Deutschen Bahn steht in etwa folgender Satz: „Tu zuerst das Notwendige, mach dann das Mögliche, und das Unmögliche wird Dir auch gelingen.“ Militärdekan Theis hat uns daran erinnert, daß nach dem Zeugnis des Lukasevangelium „für Gott nichts unmöglich“ ist (2,37). Wieso soll für uns Christen dann von vornherein Handeln unmöglich sein? □

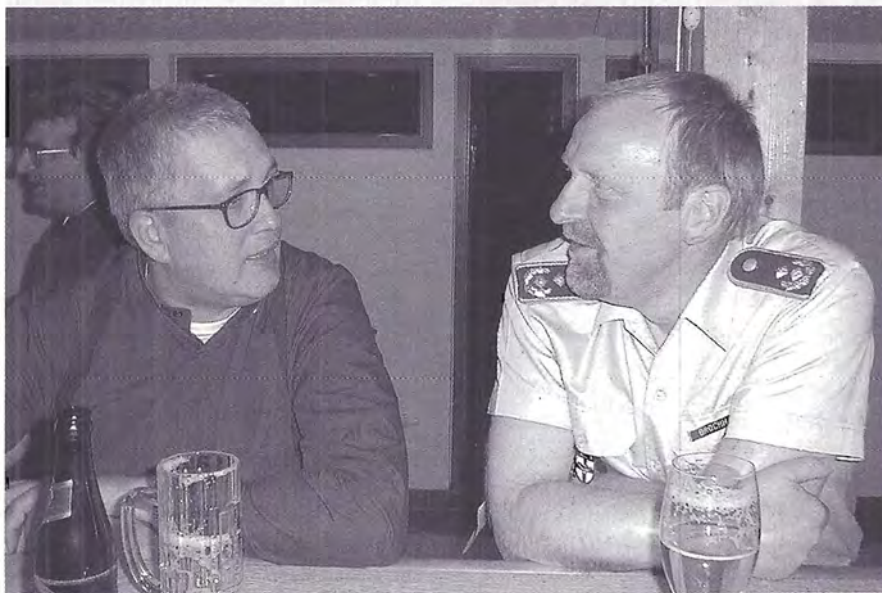
Fortsetzung von Seite 34

für Altes sterben und für Neues geboren werden. Jeder Fortschritt im Leben ist ein Sterben in größere Lebendigkeit hinein. Wer dazu den Mut nicht hat, kann weder leben noch sterben. Lebensmut ist die Tapferkeit, die wir für jenes Immer-wieder-Sterben brauchen, dass zum wachen Lebendig-Sein untrennbar gehört.“

„Christus gestern, heute und in Ewigkeit,“ weist nicht nur in diese menschliche Erfahrungsrichtung, es begründet auch die Verwirklichung dieser Hoffnung.

Mein Wunsch und mein Gebet für unsere Gemeinschaft ist, dass wir in diesem Hl. Jahr von dieser Realität des Glaubens immer mehr erahnen, um sie in unserer Arbeit und unserem Leben umzusetzen. Deshalb gilt heute mehr denn je:

Das Ziel nicht vergessen, den Weg nicht verlassen, den Mut nicht verlieren. □



Zum Mitwirken der Laien unterstrich der Militärgeneralvikar unter Hinweis auf die Entwicklung von Bundeswehr und Militärseelsorge, dass in Zukunft Militärpfarrer nicht mehr allein arbeiten könnten: „Laien müssen freie Mitarbeiter der Pfarrer sein und ihn unter-

stützen.“ Hier erproben der Vertreter des Priesterrates, Militärpfarrer Ludger Uhle, und der stellvertretende Bundesvorsitzende der GKS, Paul Brochhagen, in freundschaftlichem Einvernehmen die von Prälat Nabbefeld geforderte Kooperation; wie es aussieht erfolgreich.

(Fotos PS)

Der Zukunft Hoffnung geben – Zur Bestandskraft des Christentums im 21. Jahrhundert in einer Welt der Gerechtigkeit und des Friedens

LOTHAR BOSSLE

Momente christlicher Selbstvergewisserung

Der jetzt 100 Jahre altgewordene Philosoph, Hans Georg Gattermann, hat im vergangenen Jahr in einem Vortrag das so leichte aber bedeutungsschwere Wort gesagt, „Zukunft ist Herkunft“. Das heißt, wer seine Herkunft verleugnet, wird auch keine Zukunft haben. Es ist eindeutig, dass man sich die Zukunft nicht erkaufte, wenn man seine Vergangenheit verleugnet. Die Christen werden daher auch keine Zukunft im 21. Jh. haben, wenn sie ihre Herkunft aus 2000 Jahren europäischer Geschichte verleugnen wollten. Ich habe mit großer Bewunderung den Vortrag von Dr. Bertram Meyer gelesen, wo er ganz im Einklang mit meiner tiefsten Überzeugung sagt, dass die Christen tief im Brunnen der Vergangenheit bohren müssen, um die Wege zu ihrer Zukunft zu erkennen. Um einen solchen Mut aufzubringen, die Zukunft aus der Hoffnung über die Leistungen und Demütigungen und Enttäuschungen der Vergangenheit zu gewinnen, muss man natürlich ein paar Momente der christlichen Selbstvergewisserung einschalten, denn leichtfüßig wird den Christen die Zukunft abgesprochen.

Bevor der bekannte Soziologe Niklas Luhmann im vergangenen Jahr verstarb, hat er in einem auch für mich als Fachkollegen völlig unverständlichen Buch „Die Theorie von der Theorie der Gesellschaft“ – ich weiß nicht was das sein soll – bemerkt, dass mit dem 20. Jh. die Reserven an abendländischen Wertvorstellungen aufgezehrt wären. Das Erbe der Antike und des Christentums habe im kommenden Jh. keine Tragkraft mehr. Ein anderer lockerer Verbalstratege unter uns Soziologen, der in München lehrende Ulrich Beck, hat gar in seinem Buch „Die



Risikogesellschaft“ bemerkt, jetzt, nachdem vor allem durch die 68er-Revolution die letzten Institutionen und Traditionen geschleift worden seien, könne der Mensch im 21. Jh. den Wagemut aufbringen, um in den entinstitutionalisierten, und enttraditionalisierten Urwald aufzubrechen – als ob wir je Tradition und Institution im Urwald vorfinden könnten – um dort, so Beck, „die Demokratisierung Gottes“ vorzunehmen. Für so viel böswilligen und ungescheiterten Unsinn, muss man sich vergegenwärtigen, dass deren ganze Interpretation, nämlich die Interpretation der Fortschrittsgläubigen, nicht zutrifft. Im Gang in das 21. Jh. wissen wir, zwar hat das Christentum ungeheure Veränderungen erfahren, auch seine Stellung in dem Gesamtgefüge eines Staates und einer Gesellschaft hat sich verändert, aber das Christentum ist trotz des Umstandes, dass man ihm fortwährend die Todesglocken geläutet hat, längst nicht untergegangen.

Ich treffe hier die klare Feststellung: Die These von zwei Jahrhunderten Aufklärungsphilosophie, dass die moderne Singularisierung und

Industrialisierung die Religion entbehrlich macht, hat sich als falsch erwiesen. Wir erleben hingegen heute auch im deutschen Volk – verzeihen Sie, wenn ich nicht Bevölkerung sage –, dass wir zwar mit 19 Millionen Konfessionslosen die drittgrößte Konfession in Deutschland haben. Aber was erleben wir: Die Menschen bleiben nicht auf dem Eiland der Emanzipation zum Zwecke der Selbstverwirklichung sitzen, sondern sie schließen sich ganz schnell okkulten, sektiererischen Angeboten an, und nehmen dabei Abhängigkeit in Kauf, wie sie es früher in christlichen Kirchen abgelehnt haben. D.h. das religiöse Bedürfnis oder das metaphysische Bedürfnis übersteigt alle Theorie vom Verlust der Religiosität in der modernen Zeit.

Fernstenliebe – Nächstenliebe

Wenn wir uns diese zwei Jahrhunderte des Fortschritts einmal anschauen, so können wir dem Feuilleton fast aller Zeitungen entnehmen, dass die Theorien bei der Umsetzung einen Erfolg nach dem anderen erlebt haben. Aber fragen wir einmal, wer hat die Welt am meisten bewegt, die Theoretiker der Fernstenliebe oder die Praktiker der Nächstenliebe?

Beginnen wir einmal mit einer Bilanz. Wir haben mal zu Beginn des 19. Jh. die großartige Gestalt des Freiherrn von und zu Stein, der durch die Wiederverlebendigung der germanischen Idee, der Selbstbeteiligung des Bürgers am unmittelbaren kommunalen Geschehen, also der Idee der kommunalen Selbstverwaltung, mehr für den Durchbruch der Demokratie getan hat, als alle Sozialtheoretiker es konnten.

Da schauen wir uns Wilhelm von Humboldt an, der in den Jahren

1809 und 1810, in denen er stellvertretender preußischer Kultusminister war, durch die Schaffung der deutschen Universität, die Erschaffung der Volksschulen im Geiste Pestalozzis, der Schaffung des Gymnasiums mehr getan hat, als eine heutige Kultusministerkonferenz in 30 Jahren ruinieren kann. Und wie hat er es getan? Nicht indem er sagte, ich schließe mich dem Geist der Aufklärung an, sondern er bemerkt zur Begründung seiner Reform, dass ihm die Aufklärung gar nichts gäbe und diese aufklärungstrockenen Lehrer, die ihm seine Eltern verordnet hätten, ihn anwiderten. Sondern er sprang fast zwei Jahrtausende zurück in die griechische Antike. Dort suchte er ein Menschenbild, das einzig und allein in der Lage ist, in seiner Umsetzung Handlungen sicher zu stellen, die Freiheit und Würde gewährleisten. Dieses Menschenbild, das ganz christlich ist, obwohl von Humboldt ein Liberaler war, beruht darauf, dass der Mensch in Erwerb der Bildung zu einer Persönlichkeit reifen muss, die mehr kann und mehr versteht, als sie berufsbezogen anwenden kann. Ein ganz einfaches Gesetz der Erziehung, das bei uns heute durchweg vernachlässigt wird. Dann schauen wir auf

- *Friedrich Wilhelm Raiffeisen*, der im Erlebnis der Not armer Bauern die nach ihm benannte Raiffeisen-Genossenschaft gegründet hat.
- *Schulze-Delitzsch*, der die armen Gewerbetreibenden in einer Genossenschaft zusammengeschlossen hat.
- den *Pfarrer Sebastian Kneipp*, der dem kranken Menschen seine Hände zur Hilfe reichte.
- den *Freiherren von Ketteler* und seine Sozialschriften und Vorstellungen zur Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft.
- *Adolf Kolping*, der der Meister der Handwerksburschen war, während Marx nur der Meister der Mundwerksburschen geblieben ist.
- *Johann Hinrich Wichern*, diesen evangelischen Pastor, der das „Rauhe Haus“ bei Hamburg errichtete, um verwahrlosten Jugendlichen einen Weg ins Leben zu öffnen.

Vergleichen Sie nur einmal die Unterschiedlichkeit der Geste: Diese Praktiker der Nächstenliebe reichen dem Menschen, der Not leidet, die Hand. Die Theoretiker der Fernstenliebe aber erleben wir in ihrem Gestus nur mit der hochgehobenen Faust über ihrem Gesicht. Sie üben bis heute fortwährend Entrüstungsrituale und schimpfen über andere, ohne sich selbst einmal anzuschauen. Daher kann man bilanzieren, dass unsere europäische Welt in gesicherten rechtsstaatlichen Verhältnissen sich befindet, dass die Integration der Arbeiterschaft völlig gelungen ist und die der Intellektuellen wohl immer ausbleiben dürfte. Schauen Sie sich einmal die Datierung der Leistungen dieser „Praktiker der Nächstenliebe“ an. Wenn sie heute einem so hoffnungslosen Marxisten begegnen, der zwar zugeben muss, dass Marx sich in vielem geirrt hat, dann bekommen sie aber wenigsten von ihm entgegen gehalten, dass immerhin Marx, der Erste gewesen wäre, der die Not leidende Gestalt des Proletariats im 19. Jh. erkannt hätte.

Wie ist es in Wirklichkeit? Das Wort Proletariats kommt erstmals in einer Abhandlung des katholischen Sozialphilosophen Franz Xaver von Bader vor, im Jahre 1835. Und das war das gleiche Jahr, in dem Karl Marx in Trier gerade sein Abituraufsatz schrieb. Ich habe mich einmal mit Kardinal Höffner über diesen Ursprung des Proletariats bei Franz Xaver von Bader unterhalten. Da stand der alte Kardinal auf, eilte in seine Bibliothek, kam zurück mit einer Abhandlung und sagte, „sehen sie, Herr Kollege, noch viel schlimmer ist es. Hier habe ich nachgewiesen, dass 1819 der katholische Sozialphilosoph Arthur Müller bei der Errichtung von Arbeiterdarlehnskassen in Wien 1819 erstmals das Wort Arbeiter gebrauchte; da war Karl Marx erst ein Jahr alt“.

Bekämpfung eines katholischen Minderwertigkeitsbewusstseins

Nehmen Sie einmal diese zwei Datierungen der Erstentdeckung des Proletariats und es Arbeiters, dann werden Sie feststellen, dass wir Christen bei der Erkennung der sozialen Lage im 19. Jh. nicht versagt haben. Und wenn da eingewandt wird, ja erst

spät habe die Kirche in der Sozialenzyklika 1891 „rerum novarum“ sich zur sozialen Frage geäußert, so muss man feststellen, die deutsche Sozialdemokratie hat im gleichen Jahr in Erfurt ihr erstes Programm beschlossen, das einen marxistischen Inhalt hatte. Und das kommunistische Manifest von Marx und Engels 1848 geschrieben, von dem so viel die Rede ist, war eine Auftragsarbeit eines kommunistischen Geheimbundes in London, von dem man nicht weiß, ob er aus acht oder zehn Mitgliedern bestand. Also auch keine Massenbewegung.

Hier will ich deutlich machen, wir müssen anfangen, mit der Bekämpfung eines katholischen Minderwertigkeitsbewusstseins, wenn wir die Bestandskraft des Christentums im 21. Jh. sichern wollen. Und dann wird deutlich, dass christliches Denken, christliche Philosophie, christliche Pädagogik, christliche Lebensüberzeugung immer noch reifer und haltbarer ist, als die vielen Pubertätsideen, die da so herumschwirren. Was ist das denn für eine Aussage, als der Sex-Guru Ernest Bornemann vor fünf Jahren aus dem Leben schied, und in einem Abschiedsbrief bemerkte, nachdem die Idole seiner Jugend, der Sozialismus, die Psychoanalyse und die Sexualität keinen Sinn mehr für ihn haben könnten, wolle er nicht mehr leben. Was ist das doch für eine erbärmliche Haltung? Und wie erbärmlich ist es, wenn der Philosoph Paul Feyerabend, der den Begriff der Postmodernen geprägt hat, in seinen nachgelassenen Memoiren bemerkt, „mein ganzes Leben hindurch habe ich um mein abenteuerliches Alleinsein gekämpft, aber jetzt im Alter wünschte ich in einer Familie zu leben“. Merken Sie, wie groß die Gefahr ist, wenn – fast wie bei einer Massenvergiftung – in unseren Medien, insbesondere in unseren Feuilletons und im Fernsehen ein Jugendlichkeitswahn gepflegt wird, der keine Aussage zulässt, wie es denn eigentlich später im Leben für einen Menschen weitergeht.

Europas Trinität

Machen wir uns daher klar, christliche Glaubensüberzeugung durchaus gesättigt mit vieler wissen-



schaftlicher Garnierung, bedarf eines Zukunftsanstrichs. Wie kann dieser aussehen? Das muss man wissen, wenn im 21. Jh. Europa seine Stellung behalten will, dann muss die Trinität Europas – das ist Glaube, Wissenschaft und Technik, wie der Philosoph Karl Jaspers betonte –, dieser unvergleichliche und einmalige Dreiklang der europäischen Kultur erhalten bleiben. Es ist auch die Misere, dass heute allzu viele glauben und manchmal wir auch selbst, dass man die erste Säule wegdenken könnte, den Glauben. Denn dadurch erhalten Wissenschaft und Technik eine fast unbrennbare Schleuderwirkung.

Und wie sieht die Trinität einer Modernität in Europa und überall in der Welt aus? Es gibt drei Modernitätsindikatoren, um eine Gesellschaft in einen Zustand der Reife zu führen. Diese sind bisher nur in Europa durchgeführt worden. Diese drei Indikatoren sind:

- Eine Arbeitsethik, die auf den heiligen Benedikt von Nursia, zurückgeht.
- Eine Wirtschaftsethik, die auf Calvin zurückgeht, und dann
- das Zustandekommen einer Durchsetzungsdynamik.

Erst das Zustandekommen dieser drei Indikatoren erzeugt einen Modernisierungsprozess:

- Dass der heilige Benedikt von der Arbeit den Fluch der römi-

schen und griechischen Antike nahm, wo ja nur der Sklave arbeiten durfte, während der Freie wie Sokrates mit jungen Menschen auf den Straßen von Athen schwatzen konnte.

- Dass Calvin mit seiner Wirtschaftsethik die Lehre vertrat, dass Gott gefällig nur lebt, wer Reichtümer sammelt, aber sie nicht etwa zur Führung einer luxuriösen Existenz missbraucht, sondern im Dienst am Gemeinwohl, im Dienst an den Menschen handelt – weshalb ja so viele Gründerunternehmer Pietisten gewesen sind.
- Eine Durchsetzungsdynamik, die wir in Europa vielfältig studieren können, nicht zuletzt an der Wirksamkeit der Juden in Europa, die von Land zu Land gejagt wurden und sich überall durch zusätzliche Anstrengungen bewähren mussten. Gleiches haben wir erlebt durch den dynamischen Zufluss der deutschen Heimatvertriebenen. Diesen elf Millionen, ohne deren Leistung die alte Bundesrepublik Deutschland nicht das geworden wäre, was letztlich in der ganzen Welt, als Wirtschaftswunder gekennzeichnet worden ist.

Also, diese drei Faktoren müssen bei einer Modernisierung bedacht werden. Ich will es ihnen an einer Sicht verdeutlichen, wie das bei anderen heute noch wirkt. Ein russischer Soziologe stellte in einem Buch „Bolschewismus und rechtliche Existenz“ fest, was sich bis heute bewahrheitet, wenn wir Russland anschauen: Russland könnte niemals sich modernisieren und demokratisieren, weil durch das orthodoxe Christentum die Einverleibung der aristotelischen Naturrechtslehre verhindert wurde, die der heilige Thomas von Aquin im westeuropäischen Christentum von der griechischen Philosophie in die christliche Theologie hineinnahm. So habe in Russland sich kein Verständnis für die Freiheit und Würde der Person und kein Verhältnis zum Eigentum entwickeln können. Und dann stöhnt der orthodoxe Russe, „bis Russland sind eben die Benediktiner nicht gekommen“. Stellen sie sich das mal vor. Ein Russe muss uns das sagen, was die benediktinische Arbeitsethik für

uns in Europa an Wert darstellt. Dann kommt da noch hinzu, dass dieser Begründer der Naturrechtslehre Aristoteles, dreihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung bereits die Feststellung getroffen hat, dass Demokratie nur möglich ist beim Vorhandensein von Mittelschichten, die über Eigentum und Bildung verfügen. Was Aristoteles 300 Jahre vor unserer Zeitrechnung schon wusste, wollen Sozialtheoretiker am Ende des 20. Jh. und im 21. Jh. noch nicht einmal wahrnehmen. Daran merken sie, wie unreif diese ganze popularisierte wissenschaftliche Betriebsamkeit ist, die einen, wenn man mal dahinter schaut, wirklich ankotzen kann.

Sucht zur Gigantomanie

Wenn wir sehen, dass es neben Wissenschaft und Technik keinen Wert mehr geben soll, dann müssen wir erkennen, dass die Wissenschaften sich als Religionsersatz verstanden haben, und dass die Technik ein besinnungsloses Wüten vollzieht.

Der wissenschaftliche Mitbegründer der Konzeption der sozialen Marktwirtschaft, Wilhelm Röpke, hat 1942 im Schweizer Exil ein Buch geschrieben „Die Gesellschaftskrise der Gegenwart“. Dort bemerkt er, dass man nach dem zweiten Weltkrieg vermeiden muss, bei der Schaffung von Großgebilden einem Kult des Kolossalen zu erliegen, einer Verletzung des Prinzip der Subsidiarität, einem Standardbegriff der christlichen Sozialethik. Und der belgische Sozialist Hendrik de Man bemerkte in einem Buch „Vermassung und Kulturzerfall“, dass dieser Kult des Kolossalen oder diese Sucht zur Gigantomanie letztlich zur Lähmung aller Lenkungsapparate in Staat, Wirtschaft, Politik, der Kirchen und der Wissenschaften führt. Heute haben wir diese ungeheure Lähmung fast aller Lenkungsapparate, bis hin zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Hendrik de Man fand das faszinierende Wort zur Kennzeichnung dieser Lähmung. Er sagte – daran musste ich denken, als die Fusion zwischen Deutscher und Dresdener Bank scheiterte –, dadurch entstünden „Riesenkörper mit kleinen Gehirnen“. Riesenkörper mit kleinen Gehirnen. Wer kann

Kontrastreiche, reizvolle Landschaften bei Salem: links ein Wanderweg im Buchenwald der Mecklenburger Schweiz und rechts die Weite der Mecklenburger Seen.

denn heute noch seinen Verantwortungsbereich überschauen, kein Minister mehr, kein Bischof mehr, kein Universitätsdirektor mehr. Es ist doch alles undurchschaubar geworden dadurch, dass man einfach sich ausweitete und ausdehnte und nicht die Endlichkeit in der Schaffung aller Verhältnisse zu erkennen bereit war.



Wie sieht daher diese endreligiöse Welt, die man Moderne nennt, aus. Inzwischen haben wir einen ausgesprochenen Tante Emma Laden an modernen Produktangeboten. Da sagen die einen, wir lebten in der Posthistoria, also in der Nachgeschichte. Die anderen sagen, wir lebten in der Postmodernen, wiederum andere sagen, wie die Postmoderne aussieht, das sei die digitale Moderne. Oder es ist die reflexive Moderne, eine zweite Moderne oder eine moderate Moderne.

In diesem Beliebigeitsladen glaubt man, den Menschen von heute eine Orientierung bieten zu können. Dagegen müssen wir Christen daran glauben, dass es auch in dieser so genannten modernen Zeit eine christliche Substanz gibt, die sich erhält, auch wenn vieles darum herum wegschwimmt. Wenn wir also in dieser Hinsicht unser Selbstbewusstsein nicht verlieren, dann hat das Christentum eine Bestandskraft, wenn es sich selbst nicht aufgibt.

Eugen Rosenstock-Huessy

Es war für mich eine ungeheure Beglückung, als ich einmal in einem Antiquariat ein Buch des jüdischen Soziologen Eugen Rosenstock-Huessy fand, das er im amerikanischen Exil in den Jahren zwischen 1945 und 1950 geschrieben hat. Dieses Buch trägt den Titel „Des Christen Zukunft liegt in der Überholung der Modernen. Nicht in ihrem Sumpf ersticken“.

Vielleicht sollte ich zu Eugen Rosenstock-Huessy noch eine Anmerkung machen. Ein Jude, einer der tapfersten Offiziere im Ersten Weltkrieg. Nach dem Krieg der erste Redakteur einer Werkszeitung von Daimler Benz, dann Leiter der Akademie der Arbeit in Frankfurt und dann schließlich Professor in Breslau. Da kommt eines Tages ein junger Mann zu ihm und sagt, er möchte gern in seinem Schloss Arbeiter, Bauern und Studenten in einem Bildungsprozess zusammenführen und sein Freund Karl-Dietrich von Trotha, der Vater des Wissenschaftsministers von Baden-Württemberg, hätte ihm gesagt, er Eugen Rosenstock-Huessy, hätte darüber ja schon viel gearbeitet und er solle doch helfen. Und Rosenstock-Huessy half. Er richtete in Schlesien Arbeitslager ein, in denen Bauern, Arbeiter und Studenten morgens Vorträge hörten und mittags sangen oder handwerkliche Arbeiten verrichteten. Es war ein erfolgreiches Experiment, das dann 1933 durch die Machtergreifung der Nazis unterbrochen wurde. Dieser junge Mann, der zu ihm kam und ihn um seine Hilfe bat, war James Graf Moltke. So ist Eugen Rosenstock-Huessy mit seinen Ideen der geistige Vater des Kreisauer Kreises der deutschen Widerstandsbewegung geworden. Die Witwe von James Graf Moltke wohnt heute noch in Vermont im Haus von Eugen Rosenstock-Huessy.

Carl Zuckmayer beschreibt in seiner Autobiographie „Als wärest ein

Stück von mir“, in seinem Nachbarn Eugen Rosenstock-Huessy hätte er die unabhängigst denkende Persönlichkeit kennen gelernt, die ihm je begegnet wäre. Dieser Jude hätte ihm geholfen, sein Heimweh zu überwinden. Und um gleich noch etwas vorwegzunehmen, Eugen Rosenstock-Huessy kam nach 1945 häufig nach Deutschland zu Gastprofessuren. So hat er auch 1958 in Sonthofen vor Offizieren der Bundeswehr gesprochen und dabei den Satz gebraucht, „welch ein Viehhof wird einmal unsere Gesellschaft werden, wenn im Zeitalter des Fortfalls der Kriege, militärische Tugenden nicht mehr gepflegt werden“. Sie haben gestern Abend, als das Musikkorps der Bundeswehr spielte, die nackte Bestätigung für diesen Satz von Eugen Rosenstock direkt wahrnehmen können. Denn was ist das denn, nun ziehen Horden und Banden verummt in quasi militärischer Aufmachung durch unsere Straßen, greifen Menschen an, werfen Fensterscheiben ein, stecken Autos an und vollziehen da offenbar ihre nachgeholte militärische Disziplinierung. Daher muss man sich klar sein, so ein Wort wie das von Eugen Rosenstock-Huessy, das ja nun wirklich bei einem Mann, der Jude ist, der vor Hitler in die Emigration gehen musste, nicht mit einem faschistischen Beiklang versehen werden kann, wie das sonst ja zu schnell geschieht. Hier sollte die Bundeswehr erkennen, dass in einer solchen Gestalt, wie Eugen Rosenstock-Huessy, geradezu für sie ein

Erziehungsphilosoph vorhanden sein könnte. Der übrigens in seiner Soziologie 1925 schrieb, „meine Soziologie ist im Schützengraben entstanden“. In diesem schrecklichen Erlebnissen des Soldaten hat er sein bisheriges Studium der Rechtsgeschichte beiseite getan, und wollte fragen, wie die direkte Beschaffenheit dieser Welt ist.

Europa ein Viehhof

Wenn wir zu solchen Wahrheiten vorstoßen, dass unsere Gesellschaft ein Viehhof wird, dann müssen wir uns einmal die gegenwärtige Tatsache vor Augen führen, dass es in Deutschland mittlerweile nach Berechnung des Statistischen Bundesamtes 380.000 Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren gibt, die bereits Sozialhilfe beziehen. Und über 80 Prozent dieser Jugendlichen stammen aus allein erziehenden Verhältnissen. Ich bin mir sicher, dies wird Sozialfanatiker und Theoretiker auch nicht beeindrucken. Aber diese Zahl dürfte uns Christen keine Ruhe lassen. Hier müssten wir fragen, ob denn die moderne Gesellschaft so weiter machen will, dass sie besinnungslos und blind sich einfach allen Überschäumungen ausliefert, ohne zu wissen, wie es weiter geht?

Hier muss ich auf einen prinzipiellen Umstand hinweisen. Für die modernen Sozialtheoretiker gibt es ja nur den Begriff der Gesellschaft. Der Begriff der Gemeinschaft, auch so wie Sie sich nennen, ist bereits faschistoid. Und wie verhält sich das an Wirklichkeit. Ich will Ihnen das an einem Beispiel deutlich machen. Ich treffe im Zug nach Freiburg, den jetzt 100 Jahre altgewordenen Philosophen Hans-Georg Gattermann mit seiner Frau. Wir unterhalten uns über seinen Kollegen Hans Freyer, einem Soziologen mit dem er zusammen an der Universität Leipzig jahrzehntelang gelehrt hatte. Gattermann lobt Freyer, aber nicht so seine um 30 Jahre jüngere Frau. Die sagt, „du musst doch zugeben, dass Hans Freyer manchmal in seinen Vorlesungen Begriffe gebraucht hat, die sich ganz in der Nähe der nationalsozialistischen Ideologie befinden“. Nach diesem sehr ergiebigen Gespräch komme ich nach Hause, schlage die F.A.Z. auf, und finde

eine Rezitation aus einer Doktorarbeit, die über Hans Georg Gattermann mal geschrieben wurde. Da bemerkt die Doktorandin, es sei doch nicht zu leugnen, dass in den Vorlesungen von Hans Georg Gattermann, zuweilen Begriffe vorkämen, die sich ganz in der Nähe des nationalsozialistischen Ideologie befinden würden. Und in Holland ist gerade eine Dissertation erschienen – auch von einer Dame –, die bemerkt, der Umstand, dass die Königin Wilhelmine 1940 beim Überfall durch die deutschen Truppen nicht im Land geblieben wäre, sondern ins Exil nach London gegangen sei, rechtfertige, dass jetzt die Königin Beatrix für diese Schuld ihrer Großmutter zurücktreten müsste. Nun haben wir vielleicht noch in Erinnerung, dass im Holland benachbarten Belgien, König Leopold nach 1945 nicht mehr auf den Thron gelassen wurde, weil er nicht ins Exil ging, sondern im Land blieb.

Gesellschaft – Gemeinschaft

Wie wollen Sie bei einer solchen Vergiftung der Begriffsapparatur überhaupt noch erkennen wollen, was wahr und was falsch ist. Sinngemäß müssten Sie sich auch fortwährend in einer Verteidigungsstellung befinden, weil Sie sich Gemeinschaft nennen. Denn das kommt ja in modernen Sozialtheorien nicht vor. Der Gegenspieler von Sigmund Freud, der Begründer der Individualpsychologie Alfred Adler – auch ein Jude – hat einmal bemerkt, vielleicht gebe es keine absolute Wahrheit in dieser Welt, aber was der Wahrheit noch am nächsten komme, sei die Gemeinschaft, weil die sehbar und greifbar sei. Dahinter stehen Werte. Nehmen sie dagegen den Begriff Gesellschaft, dahinter steht nichts. Und wenn ich das einmal verdeutlichen darf, Hegel, dem wir ja den Begriff der Gesellschaft verdanken, den der Marx so übernommen hat, hat in seiner Rechtsphilosophie festgestellt, dass es fünf Stufen der Völker gibt, wie sie in den Zustand der Freiheit kommen können. Und dann nennt er folgende fünf Stufen.

1. die Entwicklung eines Rechtswesen,
2. die Begründung einer Religion oder Ethik,
3. die Familie,

4. die Gesellschaft und
5. das Staatswesen.

Er stellt klar fest, dass jede Form des menschlichen Zusammenlebens von dem höheren Sinn einer Religion oder der Ethik her erklärt werden muss. Er sagt auch sehr deutlich, dass die Familie die Prägestärke kultureller Entwicklung überhaupt sei. Und dann sagt er vom Staat, dieser sei der Höhepunkte in der Entwicklung eines Volkes. Und das alles hat er ja noch zu seinen eigenen Lebzeiten erlebt; im preußischen Staat hat er geglaubt, diesen Gipfelpunkt bereits erkannt zu haben. Aber interessant ist, dass er über das Aussehen und die Funktion der Gesellschaft kein Wort sagt, sondern Hegel bemerkt nur – das muss man heutigen Sozialtheoretikern und Chaoten ins Stammbuch schreiben –, die Gesellschaft sei sozusagen ein Monster, ein Nullum, und in ihr aufkommende Probleme müsste der Staat mit Polizei und Verwaltung lösen, wie es heute auch geschieht. Sehen Sie, dass müssen wir uns heute einmal wieder bewusst machen. Man muss erkennen, dass von uns zu aller erst eine Wiedererweckung des christlichen Menschenbildes formuliert werden muss, durchaus im Sinne auch der modernen Wissenschaften.

Im Leben Religion einüben

Nach 1945 stand der berühmte Soziologe Arnold Gehlen vor einem Entnazifizierungsgericht in meiner pfälzischen Heimat, in Neustadt an der Weinstraße. Gehlen, der nominelles Mitglied der NSDAP war, wie er das als Professor halt sein musste, wurde von dem späteren Speyrer Dompropst Philipp Weindel verteidigt. Philipp Weindel hat gesagt, „Ich habe als Religionslehrer in Landau in der Zeit der Herrschaft Hitlers mit Arnolds Gehlens Buch „Der Mensch“ jungen Menschen geholfen, das christliche Menschenbild zu erkennen. So ein Mann kann kein Nazi gewesen sein“. Dadurch ergab sich eine große Freundschaft zwischen Gehlen und Weindel, der lehrte auch einige Jahre an der Verwaltungshochschule in Speyer. Gehlen entstammte einem evangelischem Pfarrhaus, hatte sich aber von diesem Erziehungsideal abgewandt. Er hat Weindel immer erzählt, spekulativ

gehe er fest von der Existenz Gottes aus, aber ihm fehle die Einübung in die liturgische Handlung, die ihn so fromm erscheinen lasse, wie er es eigentlich intellektuell sei. Merken sie hier, die Einübung in eine christliche Atmosphäre, muss in ihrer großen Quellkraft von uns neu entdeckt werden.

Ich habe einmal mit Bewunderung die Lebenserinnerungen des deutschen Kunsthistorikers Wilhelm Hausenstein gelesen. Dieser war nach dem zweiten Weltkrieg der erste deutsche Botschafter in Frankreich, weil er ein Franzosenfreund war und sofort das Ansehen Deutschlands im Nachbarland nach dem Krieg heben konnte. Mit einer Jüdin verheiratet, die er im Herrschaftssystem Hitlers versteckt hielt, ist er mit 62 Jahren katholisch geworden. Und dann folgt die Begründung. Als er elf Jahre alt war, starb sein Vater. Er stammte aus einer konfessionell gemischten Ehe, war evangelisch weil die Mutter evangelisch war. Nun war er zu einem Requiem in einer katholischen Kirche in Karlsruhe. „Dort habe ich“, so schreibt er, „das ewige Licht gesehen. Dieses ewige Licht hat mir durch alle Wellentäler meiner geistigen und politischen Entwicklung keine Ruhe gelassen.“ Hausenstein war Kommunist und Sozialist, Konservativer und Liberaler, alles hat er mitgemacht. „Bis es, als ich 62 war, mir keine Ruhe mehr ließ und ich diese Entscheidung vollziehen musste.“

Einen ähnlichen Vorgang können wir bei Rudolf Alexander Schröder, diesem evangelischen Liederdichter feststellen, der in seinen Erinnerungen schreibt, sein pietistisches Elternhaus hätte ihm jedes religiöse Gefühl ausgemerzt. Aber in der Schule hätte er gern die Kirchenlieder Paul Gerhards gesungen. Und die hätten ihm ständig in den Ohren gelegen. Und dann sei er mit 38 Jahren bewusster Christ geworden.

Oder nehmen wir Reinhold Schneider, der in seinen Potsdamer Jahren von seinem Freund Jochen Klepper gesagt bekam, „Reinhold, dein Antlitz, ist katholisch“. Da sei ihm erst eingefallen, das sein Glaube in seinem Elternhaus ihm einfach so abhanden gekommen wäre, weil nicht geübt. Und dann war er fast 40 Jahre alt, als er an die Pforte des

Franziskaner Klosters in Freiburg klopfte und dem Pater, der ihm aufmachte bat, er solle ihm doch helfen, wie man beichten könnte, er habe es verlernt.

Einem Freund, Alexander Böger, der am Schluss seiner diplomatischen Karriere, Botschafter Deutschlands beim Vatikan war, erzählte ich das von Wilhelm Hausenstein, den er ja als Vorgesetzten hatte, als er Botschaftsrat an der deutschen Botschaft in Paris war. Daraufhin sagte Alexander Böger zu mir, „lieber Freund ich war noch älter, als ich diesen Schritt tat“. Und er sagte, „komm ich zeige dir, wer mich katholisch gemacht hat“. Dann führte er mich an ein Bild aus den 70er-Jahren und sagte, diese zwei Männer haben mich katholisch gemacht. Das eine war der frühere Militärbischof Franz Hengsbach und das andere war Karol Wojtyła.

Eine Dame, die jetzt 77 ist, und aus der protestantischen Traditionsfamilie von Heil aus Worms stammte, die mit einem Botschafter verheiratet war und die auch Alexander Böger gut kannte, fragte ich, ob sie denn wisse, dass Alexander Böger katholisch geworden sei. Sie antwortete: „Wissen Sie, ich habe vor einem halben Jahr diesen Schritt auch vollzogen“.

Nehmen Sie einmal diese Beispiele alle zusammen. Das ist keine Massenbekehrung, aber das ist ein Zeichen, dass für hochgebildete Menschen zum Teil von höchster Weltläufigkeit auch heute noch das entschiedene Bekenntnis zur Katholizität eine Orientierung, ein Ausweg und ein Lebenssinn sind. Daran sollen wir uns halten und ausrichten.

Fragen des Glaubens und des sakramentalen Lebens keinem Mehrheitsentscheid unterstellen

Es gehört weiter dazu, dass wir die Stunde des Umbruchs erkennen und die Möglichkeiten, die darin liegen. Wir müssen davon Abschied nehmen, dass die Kirche eine voll klimatisierte Versammlung zur Herbeiführung von miternächtlichen Mehrheitsentscheidungen ist. Sondern die Kirche ist ein Heilskörper Christi. Das bedeutet, dass Fragen des Glaubens und des sakramentalen Lebens keinem Mehrheitsentscheid

unterstellt werden dürfen. Wir wissen alle, wie wichtig die Aufgaben der Laien ist und Sie tragen sie selbst mit. Aber das Gleichgewichtsverhältnis in unserer Kirche bleibt nur in Ordnung, wenn man auch bei aller Betonung der Stellung der Laien und ihrer Verantwortung für die Kirche, dem Priester seine Würde und die Unantastbarkeit seines geweihten Amtes lässt. Der auf dem Campo Santo beerdigte Katholik Götz Fries, der Begründer der deutschen Betriebssoziologie, hat in den 50er-Jahren davor gewarnt, dass keine Kirchendemokratie ausbrechen dürfe, das wäre das Ende der Kirche. Und daher müssen wir wissen, wenn man meint alle Fragen der Kirche müssten durch Mehrheitsentscheid zustande kommen, und damit die politische Demokratie als Vorbild genommen wird, denen muss gesagt werden, dass sie ein halbes Demokratieverständnis haben. Denn auch in unserer politischen Demokratie, gibt es in den Artikeln 1-19 unseres Grundgesetzes durch keinen Mehrheitsentscheid festgelegte Grundrechte, die nicht verändert werden dürfen. Was also in der Politik nicht ist, soll aber in der Kirche möglich sein?

Wie sieht das denn aus. Ich greife mal übersteigert auf drei Ereignisse des Kirchenjahres vor zwei Jahren in Würzburg zurück. Da hat im Januar in der überfüllten evangelischen Johanneskirche Eugen Drewermann die Gelegenheit benützt, den Papst in Grund und Boden zu reden. Da war im Juni eine Bundesversammlung des BDKJ, natürlich auch mit wohl wollender Unterstützung der Diözese Würzburg. Der gute Bischof kam und wollte eine Begrüßungsansprache halten. Da hat man ihm aber bedeutet, dass sei nachkonzilar nicht mehr üblich, und hat ihm nicht das Wort gegeben. Im November hat die katholische theologische Fakultät im Zustand totaler Gottverlassenheit Dorothee Sölle eingeladen, zu einem Vortrag über christliche Verkündung zu reden. Da waren natürlich nur johlende Diplomtheologen und Dorothee Sölle erfüllte auch ihren Zweck, indem sie sagte, christliche Verkündung sei Götzendienst. Was soll man denn davon halten, wenn im kirchlichen Geschehen solche Vorgänge doch den Gläubigen einfach

verunsichern. Daher muss man ganz klar sehen, die Fragen des Glaubens und des sakramentalen Lebens sind Sachen unserer Priester.

Hingegen ist die Weltgestaltung unverzichtbare Aufgabe der Laien. Doch hierzu müssen wir wissen: Demokratie ist nicht, wie oft übersetzt, Volksherrschaft, sondern – für die Soziologen vernünftiger Art, zu denen ich mich zähle – steht fest, Demokratie ist Herrschaft im Auftrag und unter der Kontrolle des Volkes. Das ist etwas wesentlich anderes. Genauso wie eine Demokratie nur in Ordnung gehalten werden kann, wenn Freiheit und Ordnung in einem Ergänzungsverhältnis und nicht in einem Gegensatzverhältnis sind, genauso wenig darf man den Anspruch auf die Selbstverwirklichung eines Christen im Gegensatz zu der Ordnungsfunktion der Kirche sehen. Diese Selbstverwirklichung und Emanzipationsidee ist eine Idee, die ja zu unserem Leben gehört. Und jeder von uns muss eine persönliche Emanzipation vollziehen, vom Elternhaus, in den Beruf hinein, in die Gestaltung der Familie. Es bleibt also keinem erspart, weil man sonst unreif bleibt. Aber die Emanzipation ist kein kollektiver Vorgang. Und deswegen lassen sich nicht Vorgänge im einzelnen menschlichen Leben übertragen auf eine Gesamtheit.

Drei Schlüsselprobleme

Der amerikanische Historiker Paul Kennedy hat ein Buch geschrieben in Vorbereitung auf das 21. Jh.. Er nannte am Ende drei Schlüsselprobleme:

1. die Erziehung,
2. die Lage der Frau und
3. die Notwendigkeit politischer Führung.

Erziehung ist eine vernachlässigte Größe bei uns. Wir schwanken in ein Niemandsland innovativer pädagogischer Konzeptionen, die aber letztlich alles nichts hergeben. Sie dürfen mir glauben, es ist Bitternis, wenn ich mich daran erinnere, wie ich an der pädagogischen Hochschule in Worms in den 60er-Jahren vor der Trennung zwischen Haupt- und Grundschule als Soziologe gewarnt habe. Aber so übermoderne Pädago-

gen haben gemeint, damit würden alle Probleme gelöst. Und jetzt haben wir die Misere der Hauptschulen.

Gleiche Bitternis befällt mich, wenn ich mich daran erinnere, wie in den 70er-Jahren, als mein ältester Sohn Stephan im Jesuiten-Kolleg in Sankt Blasien war, wir in einer Elternversammlung erzählt bekamen, dass jetzt die „klassenfreie“ Oberstufe komme. Ich habe gewarnt, dass könne nicht aufgehen, denn auch der Gymnasiast wolle noch die Klassenzugehörigkeit, er wolle einen Lehrer als Orientierungspunkt. Jetzt reformiert man die Oberstufe wieder. Aber es ist schon zu sehen, die Länder Bayern, Baden Württemberg, Hessen, werden es schaffen, aber die SPD regierten Länder bringen dazu nicht die Kraft auf, weil die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft stärker ist.



Oberstleutnant Brochhagen überreichte Dr. Lothar Bossle die Plakette der GKS; er bedankte sich damit für den spannenden und von persönlicher Überzeugung bestimmten Vortrag des Würzburger Soziologieprofessors. (Fotos PS)

Die Erziehung neu formuliert im Geiste Humboldts und eines christlichen Menschenbilds, das wäre das Gebot der Stunde. So aber erleben wir nur Atheisten, die ihre Kinder in christliche Internate schicken, damit sie wenigstens eine christliche Erziehung genießen sollen.

Die Lage der Frau – ich meine, Paul Kennedy hätte besser sagen sollen, der Familie. Manus Sperber, hat beim letzten Interview seines Lebens gesagt, Psychologen, Pädagogen, Soziologen hätten nach dem Ersten und

Zweiten Weltkrieg mit absoluter Gewissheit vorausgesagt, dass die Familie keine Bestandskraft habe. Und beide Male hätten sie sich geirrt. Wir wollen zu geben, das die Familie durch die allzu starke Außeneinwirkung auf das Familienleben heute Belastungen ausgesetzt ist. Das macht auch Erziehung schwieriger. Aber glauben sie mir, wenn wir die Familie als Keimzelle eines menschenwürdigen Zusammenlebens aufgeben und hier nicht den nötigen Widerstand leisten und auch vorleben, wie eine christliche Familie sein soll, dann wird Europa als Abendland keine Zukunft mehr haben.

Dann *die Notwendigkeit politischer Führung*. Es ist ja schon ein Jammer. Ich habe als Soziologe 20 Jahre hindurch vor jeder Vorlesung anklingen lassen, dass das Problem der politischen Führung ein Zentralproblem der Demokratie ist, also der Eliten. Aber dann hat man in der Beliebtheit vergleichender Betrachtung seinen Blick nach Asien gerichtet, dabei die sichere Feststellung getroffen, dass die Elite in Asien nur korrupt ist. Was auch stimmt. Und dann hat man den Blick auf den nahen Osten gerichtet, hat gesagt, dass die dortige Elite raffiniert sei, was ja auch stimmt. Und dann hat man einen ganz traurigen Blick auf Afrika gerichtet und schließlich nach Lateinamerika, wo es in letzter Zeit ein paar Hoffnungsschimmer in der Elitebildung geben könnte. Ja, und dann schaut man sich in Europa um, bei uns auch, und muss feststellen, dass die politische Führung in Deutschland sich gegenwärtig qualitativ jener hohen Kapazität politischer Führung nach 1945 noch nicht einmal auf einem Kilometer Abstand in einen Vergleich ziehen lässt.

Was soll also dieses ganze Gerede von politischer und von wirtschaftlicher Elite, wenn in Deutschland ein Konzernchef sagt, er habe sich zwischen Familie und Fusion zu entscheiden gehabt und habe sich für die Fusion entschieden. Dies ist eines der so ungeheuer schlechten Beispiele, die durchdringen und gerade Paradecharakter in den Medien erhalten. Sie sind es doch letztlich, die uns heute so sehr verunsichern, ob-

wohl wir uns nicht verunsichern lassen sollten. Bleiben wir nicht länger bei der resignierten Feststellung, dass Karol Wojtyla und Johannes Dyba noch die einzig positionsfesten Katholiken in unserer Zeit sind, sondern reihen wir uns da ein.

Machen wir uns Folgendes einmal ganz klar: Ein Volk wird gut regiert, wenn seine Führungsschichten – gleich ob in Politik, Wirtschaft, Kirchen, Wissenschaft – liberal in ihrer Lebenseinstellung und Werte bewusst in ihrem Denken sind. Libe-

ral in ihrer Lebenseinstellung, wo es darum geht, Nachsicht für den Menschen zu empfinden, für den Nächsten, ihm zu helfen. Aber konservativ im Denken, wenn es um das Ganze geht. Die Schwierigkeit heute ist, dass unsere Führungsschichten liberal in ihrer Lebenseinstellung und liberal in ihrem Denken sind. Das erzeugt keine Spannung mehr. Man muss sich diese fruchtbare Spannung erhalten, denn nur dann gelingt es, eine Zeit ausgewogen geistig, politisch und wirtschaftlich zu gestalten.

Die Zukunft liegt bei uns

Wissen Sie, viele die uns Christen totsagten, existieren nicht mehr. Und ich ziehe daher den Hut, dass wir meistens fünf Minuten vor zwölf noch bereit sind, uns zur Rebellion zu entschließen und zu neuen Ufern aufzubrechen. Die Zukunft des Christentums in diesem 21. Jh. liegt nicht in mathematischen und theoretischen Gesetzen, sondern diese Zukunft liegt bei uns. □



STRENGE KRITERIEN FÜR KAMPFEINSÄTZE DER BUNDESWEHR AUFGESTELLT

Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte

Erklärung der Bundeskonferenz der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) in Salem/Mecklenburg-Vorpommern vom 5. Mai 2000

Oberst Dr. Klaus Achmann, Vorsitzender des Sachausschusses „Sicherheit und Frieden“ hatte den in diesem Ausschuss erarbeiteten Entwurf in der Bundeskonferenz vor- und zur Diskussion gestellt. Die Delegierten billigten nach eingehender Erörterung die GKS-Position bei drei Enthaltungen.

Die Beteiligung der Bundeswehr am Kampfeinsatz der NATO im Kosovo eröffnete eine neue Dimension rechtlicher und ethischer Fragestellungen. Insbesondere die völkerrechtliche Problematik führte seither zu einer intensiven Diskussion und teilweise auch zu einer Weiterentwicklung der Völkerrechtslehre in Deutschland.

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) hat sich schon in der Vergangenheit zur Frage eines Kampfeinsatzes zum Schutz von Menschenrechten geäußert. Nach einer vertieften Auseinandersetzung mit dieser grundsätzlich und praktisch wichtigen Frage hält sie jetzt die Zeit für gekommen, einen Beitrag zur Debatte im politischen und kirchlichen Raum zu leisten. Die GKS greift damit auch das Anliegen des Ständigen Arbeitskreises „Politische Grundfragen“ des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK) auf, der in seinem Thesenpapier „Humanitäre Intervention? – Rechtsethische Überlegungen“ vom 20.01.2000 fordert, „das Völkerrecht fortzuentwickeln und insbesondere so präzise wie möglich zu definieren, wann massives Unrecht Interventionen aus humanitären Gründen gebietet.“

Zur völkerrechtlichen Problematik:

Von Anfang an war klar, dass die westliche Welt im Kosovo angesichts der bestehenden Völkerrechts-

verträge zum Schutz universaler Menschenrechte **ethisch** zur Hilfe verpflichtet war. Auch die **innerstaatliche Rechtslage** in Deutschland war nach dem Beschluss des Deutschen Bundestages vom 16. Oktober 1998 eindeutig. Schwierig war hingegen die **völkerrechtliche Beurteilung**. Grundsätzlich verbietet die Charta der Vereinten Nationen (VN) jede Art von Androhung oder Anwendung von Gewalt gegen die territoriale Integrität eines Staates. Lediglich der Sicherheitsrat der VN kann zur Abwendung einer Bedrohung des Weltfriedens oder der internationalen Stabilität die Anwendung militärischer Gewalt beschließen. Weiterhin ist nach Art. 51 der Charta der VN jeder mit militärischer Gewalt angegriffene Staat solange zur Selbstverteidigung berechtigt, bis der Sicherheitsrat der VN die erforderlichen Maßnahmen ergreift.

Im vorliegenden Fall war jedoch keiner dieser Ausnahmefälle vom Gewaltverbot der Charta der VN gegeben. Zwar hatte der Sicherheitsrat der VN in seiner Resolution 1199 vom 23. September 1998 festgestellt, „dass die Verschlechterung der Situation im Kosovo (Bundesrepublik Jugoslawien) eine Bedrohung des Friedens und der Sicherheit der Region darstellt“ und dass er „nach Kapitel VII der Charta der VN“ tätig werde; er hatte zugleich beschlossen, „weitere Schritte und zusätzliche Maßnahmen zur Erhaltung oder Wiederher-

stellung des Friedens und der Stabilität in der Region zu prüfen, falls die ... geforderten konkreten Maßnahmen nicht getroffen werden.“

Damit war klar, dass der Sicherheitsrat niemandem ein Mandat erteilt hatte, solche zusätzlichen Maßnahmen durchzuführen. Allerdings hat er den Kampfeinsatz der NATO auch nicht im Nachhinein verurteilt (Resolution 1244 vom 10. Juni 1999).

Einige deutsche Völkerrechtslehrer vertreten auch heute noch die Auffassung, dass der Kampfeinsatz im Kosovo gegen geltendes Völkerrecht verstoßen habe, weil die Souveränität dieses Staates verletzt wurde, ohne dass ein Mandat des Sicherheitsrates der VN dies gerechtfertigt hätte.

Hingegen weisen immer mehr Völkerrechtslehrer auf die **Stärkung fundamentaler Menschenrechte im Völkerrecht** seit dem Zweiten Weltkrieg hin. Danach besitzt das Individuum bestimmte fundamentale Menschenrechte; es wird insofern sogar Völkerrechtssubjekt. Diese Eigenschaft verschafft ihm ein Selbstverteidigungsrecht, falls diese fundamentalen Rechte angegriffen werden. Daraus wiederum erwächst ein Nothilferecht für alle anderen Völkerrechtssubjekte, also insbesondere für Staaten. Da aber die Ausübung eines solchen Nothilferechts missbräuchlich genutzt werden könnte, sollte nach Auffassung dieser Völkerrechtler nur der kollektive Einsatz erlaubt sein. Der Sicherheitsrat der VN müsste außerdem eine solche Staatengruppe generell zum kollektiven Handeln autorisiert haben.

Weitgehend übereinstimmend lehnen die deutschen Völkerrechtslehrer die Annahme eines möglicherweise bestehenden Gewohnheitsrechts zum Schutz fundamentaler Menschenrechte unter Gewaltanwendung ab, da zwingende Voraussetzungen dafür fehlen: Weder gibt es eine geübte Staatenpraxis, noch gar einen Konsens der Staaten – im Gegenteil: An der Veto-Drohung Russlands und Chinas scheiterte ein Beschluss des Sicherheitsrates der VN, ein Mandat zur Anwendung militärischer Gewalt im Kosovo zu erteilen.

Mit dem Kampfeinsatz im Kosovo sind zwei grundsätzliche Probleme verknüpft:

- (1) Für den Kampfeinsatz der Bundeswehr im Kosovo gab es zum damaligen Zeitpunkt ernste Zweifel am Vorliegen einer völkerrechtlichen Grundlage. Aus heutiger Sicht sind wir jedoch davon überzeugt, dass Nothilfe zum Schutz fundamentaler Menschenrechte im Sinne der Grundsätze der Charta der VN geboten war und auch zukünftig bei weiteren Fällen dieser Art eine ausreichende völkerrechtliche Grundlage darstellt. Das ZdK formuliert: „Dieser Grundsatz bleibt unstrittig: Wer jemandem beisteht, der sich in Not wehrt, begeht kein Unrecht, sondern eher derjenige, der die Hilfe in Not verweigert.“ Und weiter: „Wer dem Opfer unrechter Gewalt zu Hilfe eilt, steht durchaus im Dienst des Friedens.“

Im Ergebnis ist der Kampfeinsatz der Bundeswehr gegen die Bundesrepublik Jugoslawien aus Sicht der GKS aus ethischer Sicht, nach deutschem nationalem Recht und nach dem Völkerrecht gut begründbar.

- (2) Die Charta der VN wurde unter dem Eindruck des Zweiten Weltkrieges formuliert. Ihr Ziel ist die Verhinderung zwischenstaatlicher Kriege. Die stärkere Betonung der Schutzbedürftigkeit fundamentaler Menschenrechte setzte erst in den darauf folgenden Jahren ein. Insofern hätte die Charta der VN weiter entwickelt werden müssen. Ausgehend von den in der Charta verankerten Grundsätzen sollte eine stärkere Betonung der Zuständigkeiten regionaler Organisationen und Abmachungen im Sinne von Kapitel VII der Charta der VN im Vordergrund stehen. (ZdK: „Jede humanitäre Intervention, die nicht von einer Staaten übergreifenden entweder gesamt-europäischen oder aber globalen Organisation getragen wird, ist nur ein zweitbesten Weg: eine Notlösung mangels besserer Möglichkeiten. Sie kann nur als Ausnahmerecht zulässig sein.“)

Die GKS erwartet daher von den verantwortlichen Politikern ein stärkeres Engagement für die Fortentwicklung des Völkerrechts. Ziel muss dabei insbesondere sein, die in der Charta der VN vorgesehenen Regionalorganisationen besser zur Verhütung von Konflikten und zur Bewältigung von Krisen zu befähigen. Nur so kann der Einsatz militärischer Gewalt auf seine streng einzuhaltende Funktion als „äußerstes Mittel“ begrenzt werden.

Die GKS fordert, dass für zukünftige Kampfeinsätze der Bundeswehr zum Schutz fundamentaler Menschenrechte folgende wesentliche Prinzipien beachtet werden:

1. Bundesregierung und Parlament sind in der Pflicht, den Soldaten und der Gesellschaft zweifelsfrei zu begründen, dass der Kampfeinsatz ethisch begründet, nach nationalem Recht zulässig und völkerrechtlich abgesichert ist. Die politische und militärische Befehlsgewalt ist nach den Grundsätzen der Inneren Führung immer auch an die **Begründungspflicht gegenüber dem „Staatsbürger in Uniform“** gebunden.
2. Es muss stets um die Verhinderung oder Beendigung einer **schwer wiegenden Verletzung fundamentaler Menschenrechte** gehen, insbesondere um Fälle eines Genozids oder einer massenhaften Vertreibung (ZdK: „Unstreitig kann der Anlass humanitärer Intervention nur in massivem Unrecht bestehen, namentlich in schwersten Menschenrechtsverletzungen wie dem massenhaften, planvollen Mord“). Andere nationale Interessen dürfen einem solchen Einsatz nicht im Wege stehen, sie dürfen aber ebenso wenig dafür ausschlaggebend sein.
3. **Ziel des Kampfeinsatzes** muss sein, ungerechte Gewalt zu beenden und eine nachhaltige friedliche Entwicklung in Gang zu setzen. Dazu gehört auch, (gem. ZdK) „einerseits das Opfer des Unrechts in sein Recht zu setzen, ... andererseits ... die schuldigen Täter von einem internationalen Gericht zur Rechenschaft zu ziehen.“
4. Die völkerrechtlichen Grundlagen müssen eindeutig sein: Grundsätzlich dürfen Kampfeinsätze zum

Schutz vor schwersten Menschenrechtsverletzungen **nur mit einem Mandat des Sicherheitsrates der VN** (oder zukünftig einer bevollmächtigten Regionalorganisation) durchgeführt werden.

In einem **äußersten Notfall** können sie auch durch eine von den VN anerkannte Organisation kollektiver Sicherheit oder ein vergleichbares Staatenbündnis **ohne ein ausdrückliches Mandat des Sicherheitsrates der VN** durchgeführt werden, wenn dieser nicht selbst handeln kann oder will. Nationale Alleingänge müssen jedoch ausgeschlossen bleiben. Ein Eingreifen ohne Mandat des Sicherheitsrates muss diesem sofort gemeldet und umgehend beendet werden, wenn der Einsatz von diesem verurteilt wird.

5. Kampfeinsätze dürfen nur als **äußerstes Mittel** nach Erschöpfung oder bei Aussichtslosigkeit aller anderen politischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Mittel angeordnet werden („Ultima

Ratio“). Die Grundsätze der Verhältnismäßigkeit („Proportionalitätsprinzip“) und des Schutzes von Nicht-Kombattanten („Diskriminationsprinzip“) sind zwingend zu beachten.

Eine legitime Intervention muss (gem. ZdK) „rasch und wirkungsvoll, also mit Klugheit, Augenmaß und zur rechten Zeit ergriffen werden.“ Sie darf nicht mehr Schaden anrichten, als sie verhütet. Zur Wiederherstellung des Rechts darf kein massives Unrecht zugelassen werden, auch nicht durch eine Wiederholung des Unrechts durch die vorherigen Opfer.

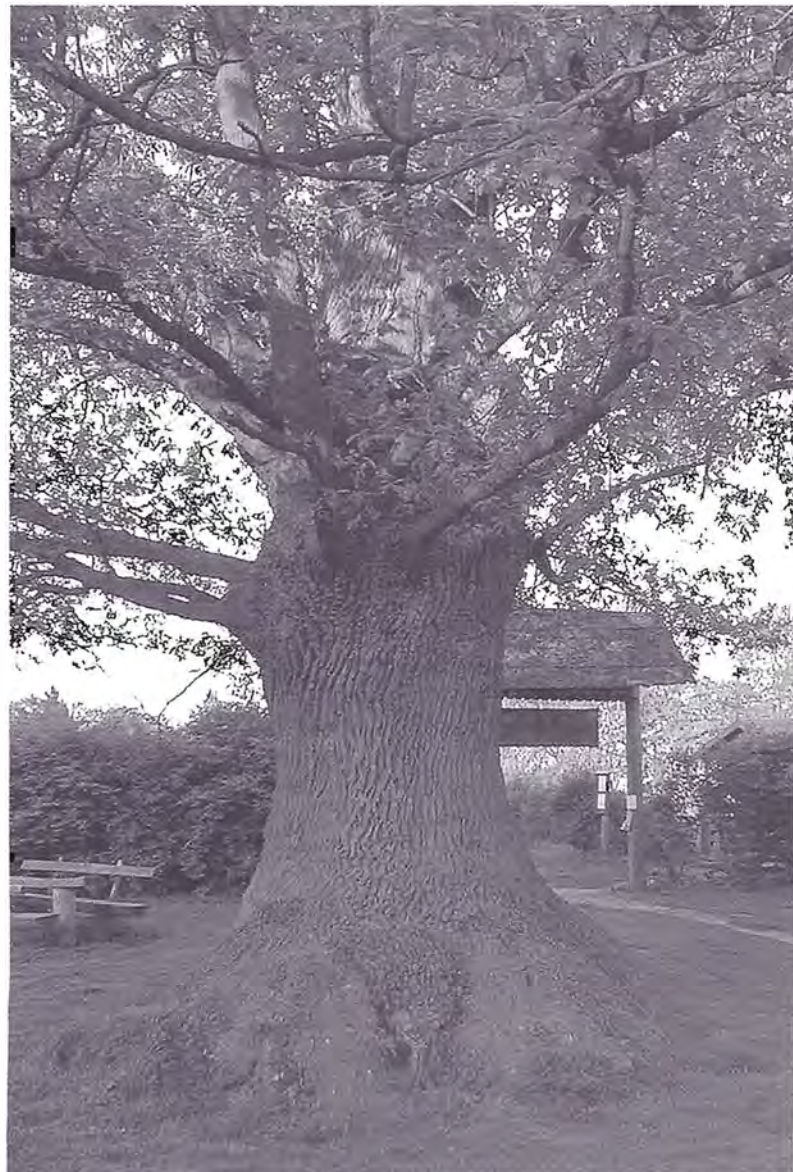
Diese Prinzipien sind in allen Einzelfällen unverzichtbar.

*Verabschiedet von der Bundeskonferenz der GKS
am 5. Mai 2000 in Salem am Kummerower See,
Mecklenburg-Vorpommern*

Bäume

Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien leben, in Wäldern und Hainen. Und noch mehr verehere ich sie, wenn sie einzeln stehen. Sie sind wie Einsame. Nicht wie Einsiedler, welche aus irgendeiner Schwäche sich davon gestohlen haben, sondern wie große, vereinsamte Menschen, wie Beethoven und Nietzsche. In ihren Wipfeln rauscht die Welt, ihre Wurzeln ruhen im Unendlichen; allein sie verlieren sich nicht darin, sondern erstreben mit aller Kraft ihres Lebens nur das Eine: ihr eigenes, in ihnen wohnendes Gesetz zu erfüllen, ihre eigene Gestalt auszubauen, sich selbst darzustellen. Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum.

*(Hermann Hesse: Bäume, in: Inselaschenbuch 455.
Foto Paul Schulz: Eiche in Mecklenburg-Vorpommern)*



ZDK-STELLUNGNAHME ZUR ZUKUNFT DES WEHRDIENSTES

Zukunft des Wehrdienstes



Orientierungslinien für die Zukunft der Bundeswehr

Eine Stellungnahme „Zur Zukunft des Wehrdienstes“ hat das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) am 23. Mai 2000 veröffentlicht und damit Stellung zu der aktuellen Diskussion im Zusammenhang mit der Veröffentlichung des Berichtes der von Richard von Weizsäcker geleiteten Kommission der Bundesregierung bezogen. In einer eigenen Äußerung hat der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, die unter der Leitung von ZdK-Vizepräsident, Prof. Dr. Christian Bernzen, erarbeitete Stellungnahme begrüßt.

In dieser Äußerung hob Meyer hervor, es gelte, sich mit der prinzipiellen Frage auseinanderzusetzen, was der friedensschützenden Aufgabe der Bundeswehr und ihrem demokratischen Charakter am besten entspreche. Ausdrücklich kritisierte er, dass die Diskussion über die Struktur der Bundeswehr bisher auf deren künftigen personellen Umfang reduziert und die Frage nach der Wehrpflicht überwiegend unter dem Gesichtspunkt politischer Opportunität beantwortet worden sei.

Meyer wörtlich: „Wir sind davon überzeugt, dass die der ZdK-Stellungnahme zugrundegelegten friedensethischen Orientierungen, ihre Überlegungen zur veränderten außen- und sicherheitspolitischen Situation Deutschlands, dass daraus entwickelte Profil von Aufgaben und Anforderungen der deutschen Streitkräfte und die Kriterien für die zukünftige Ausgestaltung des Wehrdienstes grundsätzliche Bedeutung für die öffentliche Debatte über die zukünftige Gestaltung der Bundeswehr beanspruchen können“.

Beitrag zu internationaler Friedensfähigkeit sowie Landes- und Bündnisverteidigung

Entscheidend für die Neubestimmung der Rolle der Streitkräfte der Bundesrepublik ist nach Auffassung der ZdK-Arbeitsgruppe, dass

diese einen Beitrag dazu leisten, dass das internationale System in Zukunft besser den Frieden bewahrt, den Schutz der Menschenrechte politisch durchsetzt und die geltende Rechtsordnung wirksam schützt. Nach Auffassung der Arbeitsgruppe des ZdK können militärische Vorkehrungen friedensethisch nur legitimiert werden, wenn sie innerhalb eines auf Gewaltvorbeugung zielenden friedenspolitischen Gesamtkonzeptes notwendig sind. Militärische Vorkehrungen müssten immer unter dem Primat der Gewaltverhütung, mindestens aber der Gewaltminimierung stehen, so die Stellungnahme.

Auch unter der veränderten sicherheitspolitischen Situation der Bundesrepublik, die von einer deutlichen Abnahme der Bedrohung durch einen ideologisch motivierten Gegner gekennzeichnet und zugleich mit Risiken neuer Art verbunden sei, blieben der Schutz der Bürger und des Territoriums der Bundesrepublik - am sichersten zu gewährleisten im Bündnis mit Staaten die gleichen demokratischen Grundsätzen verpflichtet sind - wichtige Aufgaben der Bundeswehr.

Innere Führung unverzichtbar

Die innere Struktur der Streitkräfte muss diese friedenspolitische Aufgabenbestimmung abbilden. Das heißt, an der inneren Verfassung der Streitkräfte, an den sie kennzeichnenden Umgangsformen, Mentalitäten und Orientierungen ebenso wie am Führungskonzept und Entscheidungsverhalten der militärischen Vorgesetzten, müsse sich ablesen lassen, welche friedenspolitische Aufgabenstellung die Existenz der Streitkräfte begründet. Dazu sei in der Bundeswehr das Instrument der Inneren Führung geschaffen worden. Die Arbeitsgruppe betont, dass dieses Konzept der Inneren Führung für das ZdK nicht verhandelbar sei. Als unverzichtbares Element der Legitimität von Streitkräften sei es zwar an keine bestimmte Wehrform gebun-

den, wohl aber müsse bei der politisch zu beantwortenden Frage nach der Wehrform berücksichtigt werden, mit welchen Auswirkungen auf das Konzept der Inneren Führung zu rechnen sei und wie seine Prinzipien unter veränderten Bedingungen gewahrt werden könnten.

Die Antwort auf die Frage, welche Wehrform gewählt werden sollte, muss deshalb entscheidend davon mitbestimmt sein, welche Auswirkungen auf das vorherrschende Identitätsmuster der Soldaten bei einer Veränderung der Wehrform zu erwarten sei.

Für die Beibehaltung der Wehrpflicht

Unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte und Kriterien spricht sich die ad-hoc Arbeitsgruppe für die Beibehaltung der Wehrpflicht aus. Es sei nicht zu erkennen, wie anders als durch Wehrpflicht junge Männer aus allen gesellschaftlichen Schichten für die Ziele der Bundeswehr erreicht werden könnten. Insbesondere habe die Wehrpflicht ohne Zweifel die Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft gefördert.

Friedensdienst und Wehrpflicht

In seiner Äußerung zur gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Strukturreform der Bundeswehr betont Prof. Dr. Hans Joachim Meyer, der Ausgangspunkt jeder Debatte über den Sinn von Militär und Wehrpflicht müsse das Bekenntnis zum Frieden sein. Frieden zu bewahren oder wiederherzustellen sei oberste Aufgabe der Politik. Dauerhaften Frieden könne es ohne Achtung der Würde der Menschen und ihrer Freiheit nicht geben.

Seit dem Ende des Kalten Krieges gebe es keine unmittelbare militärische Gefährdung der Bundesrepublik mehr. Zugleich seien aber erneut die Gefahr regionaler Konflikte in Europa entstanden.

Innerhalb und außerhalb Europas würden zunehmend Minderheiten und deren Rechte instrumentalisiert und als Vorwand für gewaltsame Auseinandersetzungen genutzt. Im

wachsenden europäischen und weltweiten Zusammenhang stellten diese Entwicklungen eine neue Herausforderung dar, die auch eine neue Dimension des internationalen Friedensdienstes notwendig mache. Damit im Rahmen dieser friedensethischen Aufgabenstellung eine wirksame Gewaltprävention möglich sei, brauche die Bundesrepublik auch weiterhin militärische Strukturen, die tatsächlich in der Lage seien, die ihnen im Rahmen dieses politischen Gesamtkonzeptes zugewiesenen und als notwendig erkannten Aufgaben der Gewaltverhütung oder Gewaltminimierung durchzuführen.

Entscheidend sei, welche Art von Bundeswehr geeignet sei, „Aufgaben zu übernehmen, die sich derzeit nicht in erster Linie aus einer unmittelbaren Gefährdung des eigenen Landes, sondern aus der Bedrohung des Friedens in nicht direkt an uns grenzenden Teilen Europas und der Erde ergeben“. Dies sei eine eminent politische Frage, die nicht primär unter dem Aspekt militärischer Professionalität oder fiskalischer Erwägungen beantwortet werden könne und dürfe. Nach seiner Überzeugung biete die Wehrpflicht die besten Chancen für die Integration der Bundeswehr in unsere freiheitliche Gesellschaft, für den demokratischen Charakter der Armee und für die Verwirklichung des unverzichtbaren und deshalb nicht verhandelbaren Konzeptes der Inneren Führung.

Grundfrage christlicher Existenz

Professor Meyer betonte, dass sich bei kaum einem anderen Thema so sehr Grundfragen der christlichen Existenz stellten, wie bei der Haltung für oder gegen die Wehrpflicht. Diese Entscheidung berühre unmittelbar das Gebot der Nächstenliebe, das in letzter Konsequenz das Gebot der Feindesliebe einschließe. Das Zeitalter auf Gewalt setzender Ideologie habe jedoch die Frage aufgeworfen, ob Christen zusehen dürften, wenn Menschen der nationalistischen Herrschsucht, rassistischem Wahn oder sozialem Hass zum Opfer fielen. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts habe gelehrt, wie viel Leid verhindert worden wäre, hätte man sich nur rechtzeitig aufgerafft, den Mördern und Aggressoren mit glaubwürdiger

Entschlossenheit zum militärischen Einsatz entgegenzutreten. Dieses Erkenntnis solle Grund sein, in Ruhe und gegenseitiger Achtung darüber nach zudenken, welche Haltung Christen in dieser Zeit zur Wehrpflicht einnehmen könnten.

Die Stellungnahme der Arbeitsgruppe des ZdK verstehe sich als Beitrag und Anregung für die öffentliche Debatte. Sie könne und wolle die Mitglieder des ZdK wie auch die

Minderheit in dieser Arbeitsgruppe nicht in ihrer eigenen Haltung zu diesem Thema binden. Die Stellungnahme mit den vorgelegten Orientierungslinien für die Zukunft der Bundeswehr stelle, so der ZdK-Präsident einen wichtigen Beitrag dar, um die Strukturreform der Bundeswehr für eine intensive Debatte über das außen- und sicherheitspolitische Selbstverständnis der Bundesrepublik zu nutzen.

Friedensethische Orientierungen des ZdK

Die friedensethischen Orientierungen für die Zukunft der Bundeswehr^{*)} sind nach Ansicht der Arbeitsgruppe des ZdK (*Auszug*):

1. Die Zielperspektive einer christlichen Friedensethik ist die Herstellung von Voraussetzungen dafür, dass das internationale System in wachsendem Maße friedensfähig wird. „Nie mehr Rückkehr zur Logik der Gewalt!“ bekräftigte Papst Johannes Paul II. am Schluß seiner Bitte um Vergebung für die Schuld der Kirche und ihrer Glieder in der Geschichte am ersten Fastensonntag 2000. ...
2. Da die Herbeiführung „mensenrechtsfreundlicher“ politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen aufs Engste daran geknüpft ist, dass akute Gewaltanwendung nicht stattfindet, liegt die friedensethisch entscheidende Aufgabenstellung im Ausbau und in der Fortentwicklung von Strukturen und Institutionen, die eine wirksame Gewaltprävention ermöglichen. ... Militärische Vorkehrungen können friedensethisch nur legitimiert werden, wenn ihnen eine notwendige Funktion innerhalb eines auf Gewaltprävention zielenden friedenspolitischen Gesamtkonzeptes zukommt. ...
3. Wo militärische Vorkehrungen zur Absicherung von Bemühungen um eine friedensorientierte Gestaltung der internationalen Politik auf absehbare Zeit für notwendig erachtet werden, müssen

sie in den skizzierten Gesamtrahmen eingebettet bleiben und sind stets daraufhin zu überprüfen, ob und wie weit sie der beschriebenen Zielsetzung dienlich sind. Denn die Aufrechterhaltung wie der Einsatz von militärischen Potentialen sind bleibend begründungsbedürftig. ... Für die innere Struktur der Streitkräfte bedeutet dies, dass diese die friedenspolitische Aufgabenbestimmung abbilden muss.

4. Friedensethische Reflexion und Argumentation will eine inhaltliche Orientierung ermöglichen, die dem Streben nach der Überwindung von Gewaltursachen und nach der Schaffung von Möglichkeitsbedingungen eines gerechten Friedens Kontur verleiht. ...

Eine tragfähige Begründung für die Verpflichtung der internationalen Politik auf das Ziel des Friedens darf sich nicht lediglich auf das Einzelinteresse bestimmter Akteure berufen, sondern muss diesen unterschiedlichen Partikularinteressen das Gesamtinteresse der Menschheit am Schutz elementarer kollektiver Güter entgegenstellen.

5. ... Es wird notwendig, den herkömmlich in nationalstaatlichen Kategorien gedeuteten Begriff des „Gemeinwohls“ zu modifizieren: In einer zunehmend interdependenten Welt schadet der Versuch, partikuläre Vorteile auf Kosten anderer zu erringen, oft bereits mittelfristig auch den Interessen dessen, der eine solche Strategie verfolgt. ...

Dies kommt dem Versuch entgegen, die Orientierung an elemen-

*) Der Wortlaut der Stellungnahme „Zur Zukunft des Wehrdienstes“ kann in der Pressestelle des ZdK angefordert werden. Tel: 0228-382970, Fax: 0228-3829744)

turen Standards eines internationalen Ethos, an einem „Weltgemeinwohl“, auch unter nutzen-theoretischen Gesichtspunkten plausibel zu machen.

6. ... Die Einsicht, dass es nicht zuletzt eine schwerwiegende Ungerechtigkeit sein kann, Fragen des internationalen Friedenserhalts allein unter pragmatischen, machtpolitisch orientierten Gesichtspunkten zu entscheiden, läuft dem Denken in Kategorien traditioneller Außenpolitik durchaus zuwider. Wäre diese Einsicht weiter verbreitet, stünden internationale Bemühungen um Friedenssicherung im Rahmen multilateraler Institutionen und Organisationen wohl weniger häufig vor dem Befund, dass ethische Reflexionen nicht orientierend wirken, sondern allenfalls in der Rolle von nachrangigen Begleit-aspekten politischer Entscheidungen berücksichtigt zu werden scheinen.
7. Das Beispiel Ruanda konkretisiert zugleich den normativen Bezugsrahmen, in dem Fragen nach der friedensethischen Legitimität von bewaffneten Kontingenten zu diskutieren sind. Zwar eignen sich Streitkräfte – ihrer Eigenart wie ihrem politischen Auftrag entsprechend – nicht als primäre Instrumente einer Außenpolitik, die sich dem Ziel internationaler Friedenssicherung verpflichtet sieht. ... Bewaffnete Kontingente können aber eine bis auf weiteres unverzichtbare Funktion in der Absicherung von Situationen haben, die ohne ihre Anwesenheit in einen Ausbruch von Gewalt zu münden drohen. Die erste und wichtigste Aufgabe nicht nur der Politik insgesamt, sondern ebenso des militärischen Apparats ist damit die Verhütung von Gewaltanwendung. ...
8. Gewaltverhütung als Grundauftrag heißt nach außen, hinsichtlich der eigenen Abwehr- und Verteidigungsfähigkeit gegen fremde Gewalt das Kriterium der Hinlänglichkeit nicht zu über-, aber auch nicht zu unterschreiten. ... Das militärische Selbstverständnis so auszuformulieren und in-

nerhalb der Streitkräfte zu vermitteln, dass eine Binnenorientierung, die eher auf die Ausbildung von Söldnermentalitäten hinausläufe, zuverlässig unterbunden werden kann. Wer also die friedensethische und -politische Legitimation einer Armee in ihrem unverzichtbaren Beitrag zu wirksamer Gewaltverhütung begründet sieht, wird zugleich des legitimatorischen Stellenwerts gewahr, der der Realisierung des Konzepts der Inneren Führung in der Bundeswehr zukommt.

9. Eine Außen- und Sicherheitspolitik, die die Eingebundenheit der Situation jedes Einzelstaates in den umfassenden weltpolitischen Zusammenhang und die damit gegebene Mitverantwortung für das Ganze angemessen wahrnimmt, muss an einem universalen Schutz der Menschenrechte vital interessiert sein. Dieser Perspektive steht die Erkenntnis gegenüber, wie unzureichend das hierzu heute verfügbare politische Instrumentarium ist. Das Eintreten für die Menschenrechte trifft nach wie vor auf eine politische Situation, in der sich – ungeachtet entgegenstehender Deklarationen und Übereinkünfte – eine weitverbreitete Orientierung am Recht des Stärkeren dokumentiert. ... Die Aufgaben der Gewaltverhütung im internationalen System und der Wahrung der Menschenrechte hängen eng miteinander zusammen. Die politischen Instrumente, auf die hierbei zurückzugreifen ist, sind vornehmlich nichtmilitärischer Art; sie schließen organisatorische, administrative, wirtschaftliche, finanzielle und kulturelle Formen der Verflechtung ein, in denen sich eine auf wechselseitige Solidarität gegründete Gesamtstruktur manifestiert.
10. ... Zwischen den Staaten ist Sicherheit so zu organisieren, dass sie wirklich wechselseitig verlässlich ist, anstatt den bereits Starken auf Kosten des Schwachen zu begünstigen; vor allem muss so weit wie irgend möglich vermieden werden, dass durch sicherheitspolitische Arrangements die Ergebnisse vor-

gängiger Gewaltpolitik mitsamt ihren Folgen (Flüchtlingenselend, Vertreibungen) im nachhinein faktisch gebilligt werden.

Damit gewaltpräventive Vorkehrungen im Ernstfall greifen, sind geeignete Institutionen und Strukturen des internationalen Krisenmanagements erforderlich. ...

11. In diesem Zusammenhang kommt der zunehmenden Verrechtlichung der internationalen Beziehungen eine zentrale Funktion zu. Die Fortentwicklung des internationalen Rechts erweist sich nicht nur im Hinblick auf den Schutz universeller menschenrechtlicher Grundnormen als notwendig. Zugleich trägt sie, zusammen mit der Stärkung internationaler Regime und multilateraler Übereinkünfte, entscheidend zur Friedensfähigkeit des internationalen Systems bei. Denn eine wirksame Ächtung von Krieg und Gewalt ist nur möglich, wo sie als Teil des Völkerrechts politisch durchgesetzt werden kann. Das in der Charta der Vereinten Nationen verankerte völkerrechtliche Verbot, in den Beziehungen zwischen Staaten Gewalt anzudrohen und anzuwenden, ist nur ein – allerdings überaus wichtiger – erster Schritt. Es ist dringend erforderlich, nicht nur die rechtlichen Standards, sondern auch die Prozeduren internationaler Institutionen so weiterzuentwickeln, dass dieses Verbot allseits respektiert werden kann, ... Einen bedeutenden Beitrag zur Erweiterung der politischen Optionen für nichtmilitärische Konfliktbearbeitung und Gewaltprävention kann die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) leisten. ... Die OSZE ist finanziell, personell und politisch in den Stand zu setzen, die ihr innewohnenden Chancen zu nutzen. ...
12. Innerhalb von Staaten bedarf es partizipativer, demokratischer politischer Strukturen und eines wirksamen Minderheitenschutzes, so dass sich verhindern lässt, dass eine einmal an die Macht gekommene politische, gesellschaftliche oder ethnische Grup-

pierung allen anderen Gruppen eine Teilhabe an der Gesamtverantwortung für das Wohl des Volkes und Staates verwehrt. Auf Dauer dürften außerdem nur solche Staats- und Regierungsformen akzeptiert werden, die von hinreichend vielen Bürgern als zumindest annäherungsweise gerecht wahrgenommen werden. ... Neben dem Ausbau der klassischen staatlichen Instrumentarien kommt auch der Stärkung der zivilgesellschaftlichen Kräfte im Rahmen von Gewaltprävention und Konfliktbearbeitung eine bedeutende Funktion zu. Die Teilhabe zivilgesellschaftlicher Akteure wirkt sich unmittelbar politisch aus: Gerade in demokratischen Staaten wird der außen- und sicherheitspolitische

Spielraum der Regierungen wesentlich von der Bereitschaft der Öffentlichkeit bestimmt, konkrete Verpflichtungen mitzutragen oder nicht mitzutragen. ...

Zivilgesellschaftliche Kräfte, nicht zuletzt die Kirchen, verfügen oftmals über entscheidende Potentiale, die systematisch gefördert werden müssen. ...

Die Aufwertung zivilgesellschaftlichen Engagements kommt in besonderer Weise der Stärkung solidarischer Haltungen in der Gesellschaft zugute. ...

Es ist bei jungen Menschen eine hohe Bereitschaft vorhanden, freiwillig längere soziale Dienste zu übernehmen. Die Zahl der Stellenangebote reicht jedoch nicht aus. Das Erlernen friedlicher Formen der Konfliktlösung,

der lebenspraktische Umgang mit behinderten, gebrechlichen und leidenden Menschen, der Einsatz eigener persönlicher Ressourcen zugunsten hilfebedürftiger Menschen kann durch geeignete und begleitete Hilfeinsätze eingeübt und erlernt werden. Daher sind im Zusammenhang mit der Erörterung von Fragen zum Wehrdienst auch die Zusammenhänge dieser Diskussion mit den verschiedenen Formen eines sozialen Dienstes für die Gemeinschaft, der Förderung eines breiten Angebotes an Möglichkeiten zu solchen Diensten im In- und Ausland sowie deren Finanzierung und die entsprechenden friedenspädagogischen Begleitmaßnahmen zu berücksichtigen. □

ai: Mangelnde Bereitschaft zur Lösung von Menschenrechtskrisen

Die Menschenrechtsorganisation amnesty international (ai) hat den Politikern mangelnden Willen zur Verhinderung von Menschenrechtskrisen vorgeworfen. Diese seien keine Naturkatastrophen; jede Tragödie der vergangenen Jahre hätte verhindert werden können, sagte ai-Generalsekretärin Barbara Lochbihler bei der Vorstellung des ai-Jahresberichts im Juni in Berlin. Das gelte für Burundi und Ost-Timor ebenso wie für das Kosovo und Tschetschenien. Organisationen wie ai hätten im Vorfeld vor einer Zuspitzung der Situation gewarnt. Die internationale Gemeinschaft habe aber nicht genügend politischen Willen gezeigt, um sie zu verhindern.

Der ai-Jahresbericht dokumentiert auch schwere Menschenrechtsverletzungen in Russland und Tschetschenien. Die Generalsekretärin forderte die Bundesregierung auf, in den Gesprächen mit Putin die unbefriedigende Menschenrechtssituation missverständlich zur Sprache zu bringen. In dem Bericht werden ferner schwere Menschenrechtsverletzungen im Kosovo hervorgehoben. Gewalt gegen Serben, Roma und andere ethnische Minderheiten dauerten trotz KFOR-Friedenstruppe und UN-Verwaltung an. Übergriffe auf

Roma beklagt ai auch in Bulgarien, Griechenland, Ungarn, Rumänien und der Slowakei. Der Türkei wirft amnesty Folterungen, Massenverhaftungen sowie Schikanen gegen Menschenrechtsaktivisten vor.

Ein düsteres Bild zeichnet ai von Afrika, wo in den zahllosen Konflikten schreckliche Gräueltaten verübt wurden. So töteten die Rebellen in Sierra Leone bei ihrem Angriff auf die Hauptstadt Freetown tausende Zivilisten, andere wurden verstümmelt, vergewaltigt oder verschleppt. In Burundi, Kongo und der Demokratischen Republik Kongo macht ai Regierungstruppen wie Opposition ebenfalls für die Ermordung tausender Zivilisten verantwortlich. Die Menschenrechtsorganisation beklagt ferner die Zwangsrekrutierung und den Einsatz von Kindersoldaten in zahlreichen Konflikten, wie etwa im Sudan.

Saudi-Arabien wirft die Menschenrechtsorganisation weiterhin Folter, unmenschliche und erniedrigende Behandlung sowie die Einschränkung der politischen und religiösen Freiheit vor. In weiteren islamischen Ländern wird die Anwendung der Scharia beklagt. Im asiatisch-pazifischen Raum führten laut ai-Bericht besonders ethnische Konflikte zu schweren Gewalttaten, wie

etwa in Ost-Timor. In China wird eine „sich dramatisch verschlechternde Menschenrechtssituation“ konstatiert, deren Opfer vor allem politische Dissidenten, Menschen, die sich gegen Korruption und für Arbeiterrechte engagieren, sowie Mitglieder nicht anerkannter religiöser Gemeinschaften seien. Für Lateinamerika beklagt der Bericht die Straffreiheit für vergangene und gegenwärtige Missstände. Brutale Polizeiübergriffe, Folter, Misshandlungen von Gefangenen und Inhaftierten sowie Einschüchterung von Menschenrechtlern würden oft nicht geahndet. Den Vereinigten Staaten wird vorgeworfen, weiterhin Menschen für Verbrechen zum Tode zu verurteilen, die sie als Minderjährige begangen haben.

Nach Angaben von amnesty international hält der Trend zur weltweiten Abschaffung der Todesstrafe an. Im vergangenen Jahr hätten Ost-Timor, Turkmenistan und die Ukraine die Todesstrafe für alle Verbrechen aufgehoben, erklärte Lochbihler. Damit gebe es 108 Staaten ohne diese Strafe. Mehr als die Hälfte der 1.813 Hinrichtungen entfielen auf China, weitere 20 Prozent auf die vier Länder Iran, Saudi-Arabien, die Demokratische Republik Kongo und die USA. (KNA)

Deutsche Außenpolitik zwischen nationalen Interessen, moralischen Bedenken und historischen Belastungen

„Deutsche Interessen in der sicherheitspolitischen Kommunikation“ – Ein Bericht über das 7. Strausberger Symposium an der Akademie für Information und Kommunikation der Bundeswehr vom 28. bis 30. Juni 2000

ECKHARD STUFF

Ein vorgeschalteter Jugendworkshop zum Thema „Wie national, wie europäisch denken wir?“ leitete das 7. Strausberger Symposium ein. Die jungen Leute im Alter von 20 bis 28 Jahren kamen aus Deutschland, Frankreich, Polen und der Tschechischen Republik. Wie weit geht ihre Identifikation mit dem eigenen Land? Wie grenzen sie sich gegenüber anderen ab? Welche Bedeutung hat Europa für sie? Diese Fragen standen im Mittelpunkt ihrer Überlegungen.

Die Ergebnisse präsentierten die Jugendlichen im Rahmen des Symposiums an der Akademie für Information und Kommunikation vom 28. bis 30. Juni 2000 vor Offizieren, Wissenschaftlern, Journalisten und Praktikern der außen- und sicherheitspolitischen „Community“. Bemerkenswert war die hohe Bereitschaft der jungen Leute, Kompetenzen von der Nation nach Europa zu verlagern. Allerdings haben sie auch Vorstellungen von diesem Europa, dem sie viel von ihrer jeweiligen Nation geben wollen. David Vasak aus der Tschechischen Republik sprach für viele: „Europa sucht eine Balance zwischen der Freiheit des Einzelnen und der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft, und diese Balance wird eine andere sein als in Amerika.“

Ob dieser Anspruch allerdings einer harten Diskussion mit nur wenig älteren Polen oder Tschechen standgehalten hätte, mag zweifelhaft sein. Denn die neue Machergeneration in Mittelosteuropa ist doch gerade in Fragen von Wirtschaft und Sozialstaat amerikanischer als Amerika. Viel Freiheit, weniger Regeln und fast unbegrenzter Glaube an den freien Markt sind bei dieser Aufbaugeneration die Glaubenssätze. Die westeuropäische Sozialstaatstradition wird von dieser neuen Elite Mittelosteuropas in Frage gestellt.

Ein gut besetztes Podium

Ein volles Haus bescherte der Akademie die öffentliche Podiumsdiskussion am 28. Juni zur Eröffnung des Symposiums. 300 Zuhörer aus der nahen Hauptstadt und der Mark Brandenburg verfolgten die Podiumsdiskussion zum Thema „Moral kontra Interessen? Die Bedeutung von Moral und Interessen bei der Legitimation von Außen- und Sicherheitspolitik“. Es diskutierten der Staatssekretär im Verteidigungsministerium, Walter Stützle, Egon Bahr (SPD), Thomas Kossendey (MdB-CDU) und Winfried Nachtwei (MdB-Bündnis 90/Die Grünen) unter der Moderation von Christoph Schwennicke von der Süddeutschen Zeitung.

„Vor lauter Moral sollte man die eigenen Interessen nicht verschweigen“, meinte Stützle mit Blick auf die deutsche Beteiligung am Kosovo-Konflikt und Rüstungsexporte. Auf der anderen Seite warnte er vor einer Interessenpolitik ohne Moral. Dem schloss sich Thomas Kossendey von der CDU im Wesentlichen an. Interessen ohne Moral seien so wenig sinnvoll wie Moral ohne Interessen. Und: „Wer Politik gestalten will, braucht Macht, auch militärische Macht.“ Als Kriterien zur Balancefindung zwischen Macht und Moral empfahl er Werte, die Bindung an das Recht und das Kriterium der Zweckmäßigkeit.

Egon Bahr warnte davor, in der Außenpolitik „Moral als Keule“ zu gebrauchen. Moral sei ein Wertekodex, der in letzter Konsequenz auch zu Fundamentalismus führen könne. Vehement vertrat Bahr seine alte These, dass Frieden das höchste Gut sei: „Oberstes Ziel ist, die Vernichtung der Menschheit zu verhindern.“ Wer wollte da widersprechen? Oder doch: Die Bahr'sche Verabso-

lutierung des Friedensbegriffs kann auch die Zementierung des Status quo bedeuten und so einen Wandel verhindern. Hierin liegt ja das alte Problem der SPD seit dem Nato-Doppelbeschluss. Frieden darf Freiheit nicht zerstören, die polnische Solidarnosc kann ein Lied davon singen. Das ist das Paradoxon der SPD-Sicherheitspolitik seit 20 Jahren. Deutlich aber lieferte Bahr sein Bekenntnis, dass das nationale Interesse der Moral vorgehe. Und mit Blick auf seine alte Berliner Zeit sagte er: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“

Eine kleine Sensation lieferte Egon Bahr auch noch, indem er gestand: „Zwei Bundeskanzler, denen ich nahe stand, wären dem Befehl zum Einsatz taktischer Nuklearwaffen nicht gefolgt.“

Auch Winfried Nachtwei von den Grünen wandte sich gegen eine überzogene moralische Legitimation in der Außenpolitik. Und er ging noch weiter: „Auf staatlicher Ebene ist der Pazifismus als Handlungsmaxime nicht realisierbar.“ – Na also, wer sagt's denn! – Insgesamt war eine ziemlich breite Übereinstimmung auf dem Podium zu verzeichnen.

Was sind nationale Interessen?

Professor August Pradetto von der Bundeswehruniversität in Hamburg beleuchtete den Begriff des „nationalen Interesses“ in der Außenpolitik. Er unterschied drei Funktionen der Verwendung des Begriffs „nationales Interesse“:

1. Das nationale Interesse als deskriptive und analytische Kategorie;
2. das nationale Interesse als Medium und Instrument der Identitätsstiftung und
3. nationales Interesse als politisches Instrument.

In der politischen Diskussion benutzen wir den Begriff „nationales Interesse“ operativ, also identitätsstiftend, oder noch häufiger als politisches Instrument. Inhaltlich hilft das Weißbuch des Bundesministeriums der Verteidigung aus dem Jahr 1994 ein wenig weiter:

„Die Außen- und Sicherheitspolitik Deutschlands wird von fünf zentralen Interessen geleitet: die Bewahrung der Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt der Bürger Deutschlands und der Unversehrtheit seines Staatsgebietes; die Integration mit den europäischen Demokratien in der Europäischen Union ...; das dauerhafte, auf eine Wertegemeinschaft und gleichgerichtete Interessen gegründete transatlantische Bündnis mit den Vereinigten Staaten als Weltmacht...; eine auf Ausgleich und Partnerschaft bedachte Heranführung unserer östlichen Nachbarstaaten an westliche Strukturen und die Gestaltung einer neuen, alle Staaten Europas umfassenden kooperativen Sicherheitsordnung; die weltweite Achtung des Völkerrechts und der Menschenrechte und eine auf marktwirtschaftliche Regeln basierende gerechte Weltwirtschaftsordnung ...“.

So inhaltlich wurde es allerdings über weite Strecken des Symposiums nicht. Viel zu viel Zeit wurde mit der Begutachtung des Interessenbegriffs und seiner Gegenüberstellung mit „Werten“ oder „Moral“ verbracht. Das war für viele Teilnehmer mühsam, wenig ergiebig, eben zu wissenschaftlich!

Gesinnung als Programm

Alexander Siedschlag, Lehrbeauftragter an der Humboldt-Universität Berlin, warnte vor zu viel „Politik der Gegenwart der Vergangenheit“, die er bei der derzeitigen Bundesregierung ausmacht: „Ein Beispiel ist die auch von der rot-grünen Regierung – unter anderem um der innenpolitischen Legitimation willen – betriebene Rückbindung der Außenpolitik an historische Belastungen, aus denen dann konkrete Handlungserfordernisse und Interventionsvorgaben abgeleitet werden. Solch eine Politik der Gegenwart der Vergangenheit war in Zusammenhang mit dem Kosovo-Krieg deutlich zu erkennen. So etwa in den Worten von Außenminister Fischer, der auf die Frage, welches Konzept und welche Interessen hin-

ter der Entscheidung der Bundesregierung stünden, deutsche Soldaten auch als Bodentruppen in den Kosovo zu entsenden, immer wieder antwortete: ‘Nie wieder Krieg, nie wieder Auschwitz!’“

Siedschlag sah in der heutigen Verwendung des Begriffs „nationales Interesse“ gerade in Deutschland den Versuch, Gesinnungen zum Ausdruck zu bringen und als politische Programme festzuschreiben. Für ihn kann sich nationales Interesse in der Praxis nur sinnvoll an verantwortungsethischen Maßstäben ausrichten: „Dazu gehört Skepsis gegenüber scheinbar universellen Moralnormen und vor allem eine tatsachenbezogene und problemorientierte Politik, kein – nur schwer an politischen Erfolgskriterien zu messender – Weltverbesserungsdrang.“

Personen prägen die Politik

Beeindruckt hat schließlich Professor Christian Hacke von der Universität Bonn. Hacke konstatierte, dass das Deutsche Reich nie eine globale zivile Attraktivität erlangt hatte wie zum Beispiel Frankreich oder die Vereinigten Staaten von Amerika. Platt gesagt: das politische Image des Deutschen Reiches war schon vor dem 1. Weltkrieg, auch durch die unkluge Politik Wilhelms II., nicht positiv. Durch den mystischen Reichsbegriff ist die deutsche Politik außerdem bis heute belastet.

Die Chance zum Neuanfang 1949 wurde allerdings durch Konrad Adenauer genutzt. Nach Hacke hat Adenauer geschickt eine Politik der militärischen und wirtschaftlichen Einbindung der Bundesrepublik in den Westen betrieben. Zu Hilfe kam Adenauer der Ausbruch des Korea-Krieges im Frühjahr 1950. In dieser Situation konnte der Kanzler die deutsche Wiederbewaffnung zu einem Verhandlungsgegenstand („bargain chip“), für den er etwas einforderte, machen. Je heißer der Kalte Krieg, desto mehr wurde schließlich jeder der beiden deutschen Staaten als Bündnispartner an der Frontlinie der Blockgrenze gebraucht. Zu diesem Zeitpunkt sah Adenauer durchaus noch die Chance, Westintegration mit seinem zwei-

ten Ziel, der Wiedervereinigung, zu verbinden. Innenpolitisch allerdings war seine Bereitschaft zur Wiederbewaffnung höchst umstritten. Die großen Debatten der frühen Bundesrepublik zeugen davon.

Nach dem Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft am 30. August 1954 in der französischen Nationalversammlung kam es in den Pariser Verträgen zur „großen Lösung“: Die Bundesrepublik wurde in die NATO und in den Brüsseler Vertrag von 1948 als Vollmitglied aufgenommen. Die Mehrheit des Deutschen Bundestages folgte der Linie des Kanzlers und beschloss am 27. Februar 1955 gegen die Stimmen der SPD die Ratifikation der Pariser Verträge. Damit war es Adenauer gelungen, den Verhandlungsgegenstand Wiederbewaffnung erfolgreich für eine Westintegration und das Erringen einer – allerdings eingeschränkten – Souveränität für die junge Bundesrepublik einzusetzen. Er gewann Sicherheit für Deutschland, die Westmächte Sicherheit vor Deutschland. Die Interessen der Bundesrepublik wurden mehr und mehr – auch auf wirtschaftlichem Gebiet – mit dem Westen verflochten. Diese verflochtenen Interessen sieht Hacke als Erfolgsrezept für die Bundesrepublik, auch wenn von Zeit zu Zeit die Interessenstränge auseinander gepuhlt und neu zusammengeflochten werden müssten. Verflechtung und Interdependenz bleiben die bestimmenden Strukturmerkmale deutscher Außen- und Sicherheitspolitik. Alleingänge wären verheerend.

So theoriebeladen die Diskussionen in Strausberg auch manchmal vom Podium gestaltet wurden, kam man doch immer wieder auf die handfesten Interessen zurück. Solche Symposien mit Meinungsbildnern sind wichtig für die sicherheitspolitischen Diskussionen in der Bundesrepublik. Sie sind im Prozess der andauernden Konsensbildung über wichtige Fragen des nationalen Interesses notwendig. Auch deshalb sollte die Akademie für Information und Kommunikation in Strausberg weiterhin und sogar verstärkt solche Arbeit leisten und nicht gar vom Rotstift des Ministers bedroht sein! □

Der Einfluss der humanitären Hilfe auf Krieg und Frieden

KLAUS LIEBETANZ

Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes 1989 wurden viele Teile der Welt mit Bürgerkriegen überzogen. Längst überwunden geglaubte ethnische, soziale und religiöse Spannungen traten mit Gewalt an die politische Oberfläche. Internationale und nationale Hilfsorganisationen versuchten das Leid der betroffenen Zivilbevölkerung zu lindern und das Überleben zu sichern. Dabei mussten sie feststellen, dass ihre wohlgemeinten Hilfslieferungen und Aktionen vor Ort in einigen Fällen zum Erstarken von Bürgerkriegsparteien und damit zur Verlängerung des Krieges beitrugen. Dies wurde besonders deutlich, als 1994/95 die genozitären Hutu-Milizen mittels der Kontrolle über die reichlich fließende Nahrungsmittelhilfe in den Lagern um Goma (Zaire) ihre Aufrüstung betreiben konnten. In anderen Krisengebieten der Welt hat die teilweise einseitige Bevorzugung der Opfer-Gruppierungen zu erneuten Spannungen mit der übrigen Bevölkerung geführt. Im Folgenden soll kurz und prägnant beschrieben werden, welche Maßnahmen zur Kriegs- und Spannungsförderung beitragen und welche Hilfsmaßnahmen friedensfördernd sind.

„DO NO HARM“

Im Auftrag einer Reihe von großen internationalen Hilfsorganisationen führte die amerikanische Nicht-regierungsorganisation „Collaborative for Development Action (CDA)“ eine groß angelegte Untersuchung durch, um zu prüfen, welchen Einfluss verschiedene Elemente und Vorgehensweisen der humanitären Hilfsmaßnahmen auf den Verlauf von Spannungen und Bürgerkriegen hat. Zu diesem Zweck wurden in der Zeit von 1994–1996 14 Feldstudien in 13 Konfliktregionen in Europa, Afrika, Asien und Lateinamerika durchgeführt. Die vollständigen Ergebnisse mit zahlreichen, sehr lesenswerten praktischen Beispielen wurden unter dem Titel „DO NO HARM – How Aid Can Support Peace – Or War.

Boulder, Colorado, 1999“ veröffentlicht. Die Broschüre (161 Seiten) kann in Deutschland bei der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe (EZE), Mittelstr. 37, 53175 Bonn, bezogen werden. Die EZE gehörte zu den Auftraggebern der Studie. Im Folgenden werden die wesentlichen Ergebnisse der Studie in Kurzform wiedergegeben.

Förderung von Spannung und Krieg durch humanitäre Hilfe

Um zu verhindern, dass eine Hilfsorganisation – trotz guten Willens – zum Kriegsförderer wird, muss sie zunächst sorgfältig prüfen, warum es zu Spannungen und/oder zum Bürgerkrieg gekommen ist. Dabei sind alte historische Ursachen von aktuellen Interessenlagen zu unterscheiden. Die wichtigste Frage ist die Ermittlung der unmittelbaren Nutznießer des Bürgerkrieges und/oder der Spannungen. In der Regel sind es bestimmte Clans oder Repräsentanten einer bestimmten Macht und/oder einer Wirtschaftsgruppierung. Religiöse und historische Gründe werden häufig als propagandistische Motivationsverstärker genutzt, wie z.B. wenn der mutmaßlich Verantwortliche für Massensterben an der kroatischen und muslimischen Bevölkerung, der bosnische Serbenführer Karadzic, an einem orthodoxen Ostergottesdienst in Pale teilnimmt. In der Regel ist die Mehrzahl der Bevölkerung an der Fortsetzung des Bürgerkrieges wenig interessiert, weil sie gewöhnlich auch die Leidtragenden sind. Dies trifft in besonderer Weise auf die Gruppe der Frauen, Kinder und älteren Menschen zu.

Direkte und indirekte Unterstützung der Kriegsparteien

Die direkte Unterstützung der Kriegsparteien erfolgt durch „Gebühren“, Zölle und festgelegte Wechselkurse.

Indirekt können die kriegstreibenden Kräfte wie folgt unterstützt werden:

- Hilfslieferungen entlasten die Kriegsparteien von der Verantwortung für die Zivilbevölkerung und setzen dadurch Mittel für die Kriegsführung frei.
- Durch die Kontrolle über die Hilfslieferungen können die kriegsführenden Kräfte ihre Interessen durchsetzen und sich einen gewissen „Legitimationsanspruch“ gegenüber der Zivilbevölkerung verschaffen.
- Durch die Lieferung von lebensnotwendigen Gütern nur an bestimmte Bevölkerungssteile können sich die Spannungen erhöhen.
- Starke externe Hilfslieferungen können die lokalen Märkte zerstören und zunächst unbeteiligte Bevölkerungssteile in den Konflikt hineinziehen.
- Hilfslieferungen können in Situationen extremer Ressourcenknappheit selbst zum Konfliktgegenstand werden.

Indirekte „ethische Signale“

Ohne ausdrückliche Erwähnung geben bestimmte Handlungsweisen der Hilfsorganisationen „ethische Signale“. Dies kann auf folgende Weise geschehen:

- Hilfsorganisationen akzeptieren die Logik des Krieges, wenn sie ihre Hilfslieferungen militärisch oder mit bewaffneten Schutz absichern. Sie unterstützen indirekt die Argumentation: Wer die besseren Waffen hat, entscheidet, wer Hilfe erhält.
- Hilfsorganisationen legitimieren die Kriegsparteien, wenn diese (mit) bestimmen können, wann, wo, wie und unter welchen Bedingungen Hilfe geleistet werden kann.
- Hilfsorganisationen unterminieren die Friedenswerte (peacetime values), wenn sie bei Bedrohung von Hilfsmaßnahmen externes Personal und wertvolles Material (KFZ's, Funkgeräte) evakuieren und die lokalen Mitarbeiter/innen zurücklassen.

1994 befanden sich ca. 1,2 Millionen Flüchtlinge aus Ruanda in den Lagern um Goma in Zaire. Darunter bewaffnete Hutu-Milizen, welche die internationale humanitäre Hilfe ausnutzten, um ihre Position auszubauen.

(Foto A. Gloss, THW)

- Hilfsorganisationen können Feindschaften verstärken, wenn sie durch unkoordiniertes und/oder konkurrierendes Verhalten die Spannungen unter der lokalen Bevölkerung erhöhen oder in ihrer Informationsarbeit Gräueltaten einer Gruppe gegen die andere hervorheben.

Friedensfördernde Maßnahmen durch humanitäre Hilfe

Humanitäre Hilfe ist nicht in der Lage, einen Konflikt zu beenden; aber sie kann unter bestimmten Voraussetzungen friedensfördernd wirken und damit einen wesentlichen Beitrag zum Frieden leisten.

Identifizierung der Friedenswilligen

In der Regel hat ein Außenstehender, der in eine Krisen- und Bürgerkriegsregion einreist, den Eindruck, dass sich die gesamte Bevölkerung in Hass, Feindschaft und Aggressivität gegenübersteht. Im Straßenbild sind bewaffnete Kräfte und Sonderkontrollen vorherrschend. Die Medien sind voll in die Bürgerkriegsideologie einbezogen. Auf den „Feind“ ausgerichtete Propaganda ist allgegenwärtig. Dieser erste Eindruck gibt jedoch nur die halbe Wirklichkeit wieder. Erst nach längerem Leben im Krisengebiet wird wahrgenommen, dass es verschiedene Personengruppen gibt, die am Frieden interessiert sind und die zwischen den verfeindeten Parteien vermitteln wollen. Diese Kräfte haben jedoch keine öffentlichkeitswirksame Stimme, weil sie dem vorherrschenden Kriegsmuster nicht entsprechen. Sie werden als Verräter der „gerechten Sache“ der eigenen Ethnie gebrandmarkt. Des Weiteren kann ein nicht unerheblicher Teil der Bevölkerung nicht verstehen, warum man diejenigen hassen und bekämpfen soll, mit denen man noch gestern friedlich zusammen gelebt



hat. Dieser Gruppe gehören meistens ältere Menschen, Frauen und Schulpersonal an.

Bei der Planung und Durchführung von Hilfsprojekten kommt es daher wesentlich darauf an, jene lokalen Gruppen zu unterstützen, die sich aus der Konfliktarena lösen wollen. Darüber hinaus sollten lokale Vertreter der Zivilbevölkerung in die Verteilung der Hilfsgüter mit einbezogen werden, damit auch den wirklich Bedürftigen geholfen wird. Auf diese Weise gewinnen auch die traditionellen lokalen Führer an Autorität und Legitimität.

Lokale Potenziale für den Frieden

Diese „Local Capacities for Peace“ sind in unterschiedlichen Formen im Rahmen der Projektarbeit von CDA aufgetreten und umfassen folgende Bereiche:

- Systemische Faktoren, wie z.B. Warenaustausch (formelle und informelle Märkte), Infrastruktur (Straßen, Wasser- und Elektrizitätsversorgung) und Kommunikation (Radio, Sänger)
- Beziehungen über Konfliktgrenzen hinweg: Handel und Pflege von Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen
- Einstellungen: religiöse Überzeugungen (z.B.: dass Töten Sünde ist), Kriegsmüdigkeit, historische Erfahrungen (Erinnerung an die friedliche Koexistenz oder das Zusammenleben vor dem Krieg)
- Organisationen, Gruppen und In-

dividuen: z.B. Kirchen, Frauengruppen, Händler

Konfliktentschärfende Maßnahmen

Bei der Prüfung der Frage, welche Handlungsoptionen der Hilfsorganisationen eine konfliktentschärfende, friedensfördernde Wirkung haben, ist die CDA-Studie zu folgenden Ergebnissen gekommen:

- Hilfsorganisationen müssen die politischen Bedingungen und die Interessen der verschiedenen Akteure in Betracht ziehen und gezielt solche Gruppierungen als Partner suchen, die sich aus der Konfliktodynamik lösen wollen.
- Friedensarbeit und Friedensaufbau (post-conflict peace-building) ist eine Aufgabe, die von lokalen Akteuren wahrgenommen werden muss, damit der Friedensprozess nicht aufgestülpt, sondern sich selbsttragend (sustainable) sein soll. Solche Kräfte gilt es zu entdecken und durch angemessene Maßnahmen im Rahmen der humanitären Hilfe von außen zu unterstützen.

Das Beispiel Tadschikistan

Das „Food for Work (FFW)“ – Programm einer amerikanischen Hilfsorganisation zum Wiederaufbau von zerstörten Wohnungen und Häusern in Tadschikistan nach dem Bürgerkrieg von 1992 drohte zu einem Fiasco zu werden. Die zurückkehrende Bevölkerung von der vertriebenen und/oder geflüchteten Ethnie der

Garmi (iranischsprachende Islamisten) erfuhr die weitaus größere Aufbauhilfe im FFW-Programm, weil ihre Behausungen in den vorausgegangenen Auseinandersetzungen mit der Ethnie der Kulyabi (den Postkommunisten zugeneigt) am meisten zerstört wurden. Die „siegreichen“ Kulyabi wurden zunehmend verärgert, weil ihre Ethnie kaum von den Segnungen der auswärtigen Hilfe profitierte. Auch bei ihnen war die Arbeitslosigkeit in Folge der Zerstörung der vorherrschenden Baumwollfabriken sehr hoch. Die Spannungen zwischen den beiden Bevölkerungsteilen stieg erneut. Die Situation entspannte sich erst, als die Hilfsorganisation ihr FFW-Programm erweiterte. Neben dem Wiederaufbauprogramm für Wohnungen wurden auch gemischte Arbeitsbrigaden aufgestellt, in der beide Ethnien in angemessener Weise vertreten waren, um die darniederliegende Infrastruktur des Landes wiederaufzubauen. Dabei handelte es sich um FFW-Programme im Straßenbau und in Bau von Krankenhäusern und Schulen, was beiden Bevölkerungsteilen zugute kam.

Schlussbemerkungen

Es soll hier nicht ein Gegensatz zwischen friedensfördernden Maßnahmen und der lebensrettenden Soforthilfe konstruiert werden. Es wäre zynisch, Frauen, Kindern und älteren Menschen die lebensrettende Hilfe zu versagen, nur weil eine Kriegspartei davon profitieren könnte. Die Auffassung: „Lasst die kriegstreibenden Parteien erst einmal ihren Kampf beenden, dann können wir der betroffenen Bevölkerung immer noch helfen“, vertritt zwar die „reine Lehre“, sie ist jedoch unmenschlich, wie es „reine Lehren“ an sich haben. Die Intention dieses Beitrags ist jedoch, den Grundgedanken von „DO NO HARM“ in vereinfachter Form darzulegen, nämlich, dass humanitäre Hilfe in Krisen- und/oder Bürgerkriegsgebieten immer einen Einfluss auf kriegsverlängernde oder friedensfördernde Maßnahmen haben. Bei der Planung und Durchführung von humanitärer Hilfe wird es in Zukunft vermehrt darauf ankommen, die von CDA aus der praktischen Erfahrung entwickelten friedensfördernden Prinzipien zu beachten. □

12 Grundregeln für die deutsche Humanitäre Hilfe im Ausland

Gesprächskreis Humanitäre Hilfe 17.06.1993

1. Durch Katastrophen, Kriege und Krisen leiden Menschen Not, die sie aus eigener Kraft nicht bewältigen können. Die Not dieser Menschen zu lindern ist das Ziel humanitärer Hilfe.
2. Alle Menschen haben das Recht auf humanitäre Hilfe und humanitären Schutz, ebenso wie ihnen das Recht zusteht, humanitäre Hilfe zu leisten und humanitären Schutz zu gewähren.
3. Hilfe und Schutz werden ohne Ansehen von Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, politischer Überzeugung oder sonstigen Unterscheidungsmerkmalen gewährt. Humanitäre Hilfe darf weder von politischen oder religiösen Einstellungen abhängig gemacht werden, noch darf sie diese fördern. Einziges Kriterium bei der Abwägung von Prioritäten der Hilfeleistungen ist die Not der Menschen.
4. Die im Gesprächskreis als Träger der Hilfe mitwirkenden Organisationen und die staatlichen Einrichtungen handeln entsprechend ihren eigenen Richtlinien und Umsetzungsstrategien in eigener Verantwortung.
5. Sie achten die Würde des Menschen bei der Durchführung ihrer Hilfe.
6. Sie respektieren im Einsatzland geltendes Recht und Brauchtum. Sofern es bei dem Bestreben, die bestmögliche Hilfe zu leisten, mit Bestimmungen des Empfängerlandes zu Konflikten kommt, ist auf deren Beilegung im Hinblick auf das Ziel humanitärer Hilfe hinzuwirken.
7. Sie werden sich, soweit wie möglich, bei Maßnahmen der humanitären Hilfe unterstützen und zusammenarbeiten.
8. Die Hilfeleistenden verpflichten sich sowohl gegenüber den Empfängern der Hilfe als auch gegenüber denjenigen, deren Zuwendungen und Spenden sie annehmen, Rechenschaft abzulegen.
9. Humanitäre Hilfe ist in erster Linie Überlebenshilfe. Dabei bezieht sie die Selbsthilfekräfte ein und fördert die Reduzierung der Katastrophenanfälligkeit. Sie beachtet, wo nötig, die Entwicklungsbedürfnisse.
10. Die in der humanitären Hilfe tätigen Organisationen und staatlichen Einrichtungen beziehen von Anfang an örtliche Partner in ihre Planungen und Maßnahmen mit ein.
11. Auch die Empfänger der Hilfe werden in die Organisation und die Durchführung der Maßnahmen einbezogen.
12. Hilfsgüter müssen bedarfsgerecht eingesetzt werden und sollen den lokalen Standards entsprechen; ausschlaggebend für Auswahl und Sendung von Hilfsgütern darf allein die aktuelle Notlage sein. Bei der Beschaffung von Hilfsgütern ist dem Einkauf in der von der Notlage betroffenen Region der Vorzug zu geben.

KURZ NOTIERT

Kampagne fordert Ächtung von Antifahrzeugminen

Eine internationale Ächtung von Antifahrzeugminen hat der Deutsche Initiativkreis für das Verbot von Landminen Ende August gefordert. Ihr Sprecher Thomas Gebauer appellierte in Berlin an die Bundesregierung, dem Beispiel von Italien und Kanada zu folgen und sämtliche Antifahrzeugminen der Bundeswehr, die von Personen ausgelöst werden können, zu vernichten und ein Exportmoratorium zu verhängen. Deutschland drohe vertragsbrüchig zu werden, wenn es einerseits international auf die Vernichtung von Antipersonenminen dränge, gleichzeitig aber auf der Verwendung von Landminen bestehe, die genau

die gleiche Wirkung wie Antipersonenminen haben.

Nach Mitteilung des Initiativkreises sind zehn bis 20 Prozent aller verlegten Landminen Antifahrzeugminen. Der Einsatz dieser Waffen blockiere in vielen Konfliktgebieten der Welt lebenswichtige Handelsstraßen und behindere die Versorgung Not leidender Menschen mit Hilfsgütern. Unfälle mit Antifahrzeugminen forderten oft Dutzende Menschenleben, heißt es.

Dem Deutschen Initiativkreis gehören unter anderen Misereor, die Caritas, Pax Christi, Brot für die Welt oder das Diakonische Werk an. (KNA)

CIMIC – Kooperation zwischen Streitkräften, Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen

Eine Koordinatenbestimmung

KLAUS LIEBETANZ

Am 16. März 2000 fand in Bonn eine Sitzung der Arbeitsgruppe „CIMIC – Kooperation zwischen Streitkräften, Regierungsorganisationen und Nichtregierungsorganisationen“ des Operativen Beirats des deutschen Komitees für Katastrophenvorsorge e.V. statt. Diese Arbeitsgruppe besteht aus Vertretern der privaten Hilfsorganisationen, Regierungsorganisationen und den betreffenden Bundesministerien (AA, BMVg, BMI, BMZ). Im Folgenden werden in zehn Punkten die wesentlichen Ergebnisse der von Dr. Schöttler, dem Vorsitzenden des Operativen Beirats, moderierten Gesprächsrunde zusammengefasst:

1. Grundlagen der Zusammenarbeit bei der humanitären Auslandshilfe

Die im „Gesprächskreis Humanitärer Hilfe“ (ab 25.10.1994 „Koordinierungsausschuss H.H.“) zusammengeschlossenen privaten deutschen Hilfsorganisationen, Regierungsorganisationen (THW, GTZ), die einschlägigen Bundesministerien (AA, BMVg, BMI, BMZ, BMV u. BMG) und zwei Vertreter der Bundesländer haben in den Jahren 1992 bis Frühjahr 1995 auf einigen Klausurtagungen und zahlreichen Arbeitsgruppengesprächen folgende Grundsatzpapiere erarbeitet:

- 1.1 Positionspapier des „Gesprächskreises Humanitäre Hilfe“ vom 14.07.1992 „Verbesserung der Zusammenarbeit bei der deutschen Katastrophenhilfe im Ausland“
- 1.2 Aktionsplan für den Krisenfall und die humanitäre Hilfe im Ausland vom 03.02.1993 mit dem überarbeiteten „Verlaufsmodell für den Ablauf der Krisenbewältigung“ vom 27.01.1995
- 1.3 Kriterien für Personaleinsätze in der humanitären Hilfe vom 03.02.1993
- 1.4 „12 Grundregeln für die deutsche humanitäre Hilfe im Ausland“ vom 17.06.1993 (Verhaltenskodex der im „Koordinationsausschuss H.H.“ zusammengeschlossenen privaten deutschen Hilfsorganisationen, staatlichen Organisationen (THW, GTZ), der betroffenen Bundes-

ministerien und Vertreter der Länder für den Bereich der deutsche humanitäre Hilfe im Ausland)

Diese Papiere enthalten auch wesentliche Grundsätze für die CIMIC-Kooperation zwischen Streitkräften, Regierungsorganisationen und Nichtregierungsorganisationen.

2. Die neue Rolle der Bundeswehr

Mit dem BVG-Urteil vom 12. Juli 1994, das der Bundeswehr weltweite militärische Einsätze im Rahmen kollektiver Sicherheitsbündnisse erlaubt, sofern der Deutsche Bundestag mit einfacher Mehrheit zustimmt, hat die Bundeswehr vom deutschen Parlament eine neue Rolle im „erweiterten Aufgabenspektrum“ erhalten. Die Teilnahme an der Bewältigung internationaler Krisen und Konflikte zusammen mit Verbündeten und Partnern ist nunmehr eine der Hauptaufgaben deutscher Streitkräfte. Einsätze der Bundeswehr außerhalb der Bündnisverteidigung,

z.B. im Rahmen der VN, sind damit wahrscheinlicher geworden. Friedensmissionen haben sich in den letzten Jahren zunehmend auf Einsätze verlagert, die nach Beendigung eines Konfliktes die Umsetzung einer Verhandlungslösung unterstützen soll. CIMIC-Kräfte fungieren in diesem Prozess als Scharnier zwischen Friedenstruppe und zivilem Umfeld. Einsätze der Bundeswehr im Rahmen der NATO sind im erweiterten Aufgabenspektrum ohne CIMIC nicht mehr denkbar. Ziel aller CIMIC-Projekte oder -Aktivitäten ist aber die frühestmögliche Übernahme dieser Aufgaben durch zivile Träger und damit deren baldige Rückführung auf das für den militärischen Kernauftrag notwendige Maß. Mit dieser Tätigkeit tritt die Bundeswehr neben anderen verbündeten Streitkräften als „neuer Spieler“ (Partner und/oder Konkurrent) in ihrem Stationierungsgebiet im Bereich der humanitären Auslandshilfe auf.

3. Begriffsbestimmungen

Die ständige Benutzung von Begriffen mit unterschiedlichen, sich teilweise widersprechenden Inhalten führt zu einer „babylonischen Sprachverwirrung“. Es muss versucht werden, eine gemeinsame Sprachregelung zu finden.

3.1 Civil-Military Cooperation

ZMZ bezieht sich auf die zivil-militärische Zusammenarbeit in Deutschland, so z.B. auf die Katastrophenhilfe beim Oder-Hochwasser 1997 oder das ICE-Zugunglück in Eschede 1998. Die Zusammenarbeit ist nach GG Art. 35 und in diversen VM-Blättern bis ins Detail geregelt. Abgesehen von der gelegentlich einseitigen Berichterstattung der Medien zugunsten der Bundeswehr ist die

*) Bedeutung der verwendeten Abkürzungen:

AA	– Auswärtiges Amt	in Dtl. einschl. Bundes-/Länderministerien und Streitkräften)
BMG	– Bundesministerium	
BMI	– Bundesministerium des Innern	
BMV	– Bundesministerium für Verkehr	
BMVg	– Bundesministerium der Verteidigung	
BVG	– Bundesverfassungsgericht	
CIMIC	– Civil-Military Cooperation	
G5	– Generalstabsabteilung 5, die für das Führungsgrundgebiet → ZMZ zuständig ist	
GO	– Governmental Organisation (Regierungsorganisationen,	
GTZ	– Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit	
NGO	– Non Governmental Organisation (private Hilfsorganisationen zählen zu den „Nicht Regierungsorganisationen“)	
H.H.	– humanitäre Hilfe	
PSO	– „Peace Support Operations“ (PSO)	
THW	– Technisches Hilfswerk	
VN/UN	– Vereinte Nationen/United Nations	
ZMZ	– Zivil-Militärische-Zusammenarbeit (Civil-Military Cooperation)	

Zusammenarbeit in Deutschland unproblematisch und nicht Gegenstand der folgenden Erörterungen.

3.2 Einsatz der Bundeswehr bei der zwischenstaatlichen und internationalen Katastrophenhilfe

Seit über 30 Jahren werden Teile der Bundeswehr bei der zwischenstaatlichen und internationalen Katastrophenhilfe eingesetzt. Dabei sollen Potenziale der deutschen Streitkräfte zum Einsatz kommen, über welche die privaten Hilfsorganisationen nicht oder nicht sofort verfügen. 1985 haben Transall-Maschinen der Bundeswehr während der Hungerkatastrophe in Äthiopien Menschen in den unzugänglichen Höhengebieten im „Dropping-Verfahren“ mit Getreide aus geringer Höhe und bei verminderter Geschwindigkeit versorgt. Das Gleiche galt bei dem Einsatz von Hubschraubern des Heeres im April 1991, wo Zehntausende von kurdischen Flüchtlingen mit Trinkwasser, Lebensmitteln und Ärzteteams im unwirtlichen Gebirge von Kurdistan versorgt wurden. Diese Einsätze der Bundeswehr werden in Amtshilfe für das Auswärtige Amt durchgeführt und sind in der Regel unproblematisch. Unterschiedliche Auffassungen gibt es jedoch, wenn, wie bei der Fluthilfe Anfang März 2000 in Mosambik geschehen, finanzieller Aufwand (ca. 20 Mio. DM) und effektive Hilfe vor Ort nach Auffassung einiger AG-Teilnehmer auseinander klaffen.

3.3 CIMIC – Civil-Military Cooperation

Bei der Bundeswehr spricht man im Bereich der zivil-militärischen Zusammenarbeit von CIMIC, wenn die eigene Truppe im Rahmen von „Peace Support Operations“ (PSO) im Ausland eingesetzt ist. CIMIC dient sowohl der Gewinnung der Operationsfreiheit des Kommandeurs und dem Schutz der eigenen Truppe durch „Klimaverbesserung“ bei der Bevölkerung vor Ort und durch Ressourcen- und Informationsgewinnung als auch der zivilen Implementierung des VN-Friedensplanes durch u.a. Unterstützung von Wiederaufbaumaßnahmen, vorübergehende Übernahme von Polizeiaufgaben und Unterstützung der Vorbereitung von Wahlen. CIMIC hält sich

im Rahmen der „Agenda for Peace“ der Vereinten Nationen an das Kapitel IV „Friedenskonsolidierung in der Konfliktfolgezeit“, dessen Ziffer 55 wie folgt lautet: „Um wirklich erfolgreich zu sein, werden friedensschaffende und friedenssichernde Einsätze auch umfassende Anstrengungen zur Ermittlung und Förderung von Strukturen beinhalten müssen, die geeignet sind, um in den Menschen ein Gefühl des Vertrauens und Wohlbefindens zu fördern“.

4. Definition von humanitärer Hilfe

Humanitäre Hilfe im engeren Sinn beinhaltet die Linderung der Leiden von Menschen, die durch Katastrophen, Kriege und Krisen in eine Notlage geraten sind, die sie aus eigenen Kräften nicht bewältigen können. Die Hilfe erfolgt ohne Ansehen der ethnischen, religiösen und politischen Zugehörigkeit und ist an keine politische Bedingung geknüpft. Den am härtesten Betroffenen, meist Frauen, Kindern und älteren Menschen wird an erster Stelle geholfen. Professionelle humanitäre Hilfe bezieht die Opfer in die Hilfsmaßnahmen mit ein und leistet angepasste Hilfe zur Selbsthilfe. Defizite bei den betroffenen Menschen werden gemindert und vorhandene Kräfte werden gestärkt. Dem lokalen Einkauf ist, wenn möglich und sinnvoll, Vorrang gegenüber Importen einzuräumen. Die Hilfsmaßnahmen müssen kostengünstig und effektiv sein. Eine enge Beziehung zu den örtlichen Partnern ist von entscheidender Bedeutung, um die Nachhaltigkeit von Projekten sicherzustellen. Humanitäre Hilfe darf mittel- und langfristig nicht zu einer Verschlechterung der Lage führen, wenn die helfende Organisation das Land verlässt (Vgl. Punkt 1.1-1.4).

5. Bundeswehr und humanitäre Hilfe

Die Bundeswehr ist aus zeitlichen und personellen Gründen nicht in der Lage, den gesamten Umfang der o.a. professionellen humanitären Hilfe zu leisten, wenn sie nicht ihren Kernauftrag, militärische Sicherheit zu gewähren, vernachlässigen will (vgl. „NATO-Konzept CIMIC 2000

– Zivil-militärische Zusammenarbeit bei Einsätzen der Bundeswehr im Ausland“ in NOTFALLVORSORGE 4/99). Ein Teilnehmer ergänzte in diesem Zusammenhang, dass Abteilungs- und Referatsleiter der Hilfsorganisationen auch nicht in der Lage seien, ohne weiteres einen sinnvollen Operationsplan für den militärischen Einsatz der Streitkräfte zu entwickeln. Jeder Beruf fordere seine spezielle langjährige Ausbildung und entsprechende Fähigkeiten. Die Bundeswehr kann jedoch mittels ihrer Ausstattung und Ausbildung humanitäre Hilfe unterstützen. So ist es in den derzeit gültigen „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ vorgesehen: „Die Bundeswehr hilft bei Katastrophen, rettet aus Notlagen und unterstützt humanitäre Aktionen“. Diese Unterstützung sollte subsidiär und komplementär sein.

6. Der Einfluss der Politik auf die humanitäre Hilfe

Die militärische Führung der Bundeswehr ist in ihrer Entscheidung, humanitäre Hilfe in bestimmten Fällen zu unterstützen, nicht frei (vgl. Anlage 3). „Übergeordnete politische Gesichtspunkte“ sind in nicht wenigen Fällen ausschlaggebend für den humanitären Einsatz der Bundeswehr. Entgegen den ursprünglichen Wünschen des BMVg wurde die Bundeswehr beauftragt, für die Hilfeleistung in Mosambik

- 4 Hubschrauber,
- 2 Transall-Transportmaschinen und
- 120 Soldaten abzustellen.

Der politische, öffentliche Druck auf die Bundesregierung war sehr groß. Tagelang berichtete das ZDF über die verzweifelte Rettungsaktion der südafrikanischen Luftwaffe mit dem Tenor: Fünf Hubschrauber seien für das gewaltige Überschwemmungsgebiet zu wenig. Bundesaußenminister a. D. Klaus Kinkel äußerte die schärfste Kritik an der Regierung: „Wir feiern hier Karneval und dort ertrinken Zehntausende, wenn nicht Hunderttausende von Menschen“ (SZ v. 03.02.2000).

(Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die bemerkenswerte Rede von BM Dr. Klaus Kinkel, die er am 01.09.1994 im Weltaal des Auswärtigen Amtes vor leitenden

Zusammenarbeit von Bundeswehr und NGO – hier mit dem Arbeiter-Samariter-Bund (ASB) – in Lugishda/Kosovo. Das Projekt „Winterfestmachen von Häusern“ wurde aus Spendenmittel des ASB und durch das Auswärtige Amt finanziert.

(Foto ASB)



Persönlichkeiten der deutschen Hilfsorganisationen hielt, in der er wesentlich mehr Mittel für humanitäre Soforthilfe forderte und den Arbeitsstab H.H. im Auswärtigen Amt so personell und materiell ausstatten wollte, dass er als Koordinierungsstelle bzw. als „Kopf und Hirn“ der humanitären Hilfe im Ausland fungieren könnte. Nach der Bundestagswahl im Oktober 94 hat er diese Gedanken nicht wieder aufgegriffen. Er hätte die Grundlage für ein rasches Reagieren des Auswärtigen Amtes in Mosambik legen können.)

Ein weiterer Gesichtspunkt für die Politik, die Bundeswehr im Bereich der zwischenstaatlichen Hilfe einzusetzen, ist die weit verbreitete Auffassung, dass deutsche Uniform und Flagge der sichtbarste Ausdruck für eine deutsche Beteiligung sei.

7. Zentrale Aspekte zwischen CIMIC und humanitärer Hilfe durch Hilfsorganisationen

7.1 Gemeinsame Aktivitäten

- Transportunterstützung
- Nutzen von Kommunikationsmitteln
- Medizinische Unterstützung
- Übernahme und Fortführung von Projekten
- Militärische Absicherung von Hilfsmaßnahmen
- Notfall-evakuierung
- Bau und Instandsetzung von Sozialeinrichtungen
- Aufbau und Betreiben von Flüchtlingslagern
- Gegenseitige Information
- Gemeinsame Planspiele und Übungen

7.2 Konfliktfelder (aus der Sicht der NGO's/GO's)

- Führungsanspruch der Bundeswehr
- Konkurrenz um die gleichen Geldgeberorganisationen
- Verdrängung der Hilfsorganisationen bei der humanitären Hilfe
- Unterschiedliche Positionen bei der Bezahlung der Unterstützungslei-

stung der Bundeswehr im Rahmen freier Kapazitäten

- Gefährdung der Neutralität der NGO's bei der Zusammenarbeit mit der Bundeswehr bei Krisen und Konflikten. Dies gilt besonders für den Fall, wo die Bundeswehr – im Gegensatz zum Post-Conflict Peace-Building – in aktive Kampfhandlungen eingebunden ist. Wie z.B. bei der Friedenserzwingung gegen Serbien.
- Verschiedene örtliche Schwerpunkte (größte Not ist z.B. nicht im Stationierungsgebiet der Bundeswehr)
- Hoher technischer Standard der Bundeswehrhilfe, kein den Örtlichkeiten angepasster Standard, daher Schwierigkeiten bei der späteren Übernahme von Projekten durch NGO's
- Kurzfristige Einsätze der Bundeswehr, ohne die Nachhaltigkeit der Projekte sicherzustellen

7.3 Möglichkeiten einer verbesserten Zusammenarbeit

- Das BMVg sollte prüfen, ob bei zukünftigen PSO auf verschiedene Betätigungsfelder, wie z.B. Häuserbauprojekte durch Soldaten, verzichtet werden kann, wenn dafür auch erfahrene private Hilfsorganisationen, die GTZ oder das THW (Bauhofprinzip) zeitgerecht zur Verfügung stehen.
- Die privaten deutschen Hilfsorganisationen und die zivilen Regierungsorganisationen (THW, GTZ) sollten in Absprache mit dem UNHCR gemeinsam üben, wie man größere Flüchtlingslager „schlüsselfertig“ aufbaut und verantwortlich führt, damit in Zukunft bei starken

Flüchtlingsbewegungen diese Aufgabe nicht wieder von Kräften der Bundeswehr ausgeführt werden muss. Die britische Hilfsorganisation OXFAM führt mit Teilnahme des UNHCR jährlich solche Übungen durch. Durch eine deutsche Initiative würde die zivile Position des UNHCR erneut gestärkt. Teilnehmer der Arbeitsgruppe forderten eine deutliche Stärkung des zivilen UNHCR gegenüber der NATO durch die Bundesregierung.

- Die Bundeswehr und die eingesetzten militärischen Führer vor Ort müssen sich noch mehr daran gewöhnen, die Vertreter der Hilfsorganisationen nicht als ausführende Organe sondern als selbständige, gleichberechtigte Partner zu sehen.

- Hilfsorganisationen und die Bundeswehr sollten sich vor Ort vermehrt über ihre Aktivitäten informieren, damit Dublitzitäten vermieden werden.

- Die in Koblenz begonnenen Informationsgespräche zwischen den privaten Hilfsorganisationen, Regierungsorganisationen (THW, GTZ) und G5/CIMIC des HFüKdo sollten weiter durchgeführt werden. Sie dienen der Abstimmung im Stationierungsgebiet der Bundeswehr und verbessern das gegenseitige Verstehen. Sie sind keine Konkurrenzveranstaltung zum Koordinierungsausschuss H.H. beim Auswärtigen Amt, der sich federführend mit der weltweiten humanitären Auslandshilfe befasst.

- Vertreter der Hilfsorganisationen sollten den Auftrag der Bundeswehr

im Rahmen von Friedensmissionen der Vereinten Nationen besser verstehen lernen und sich mit dem Inhalt der „Agenda for Peace“ intensiver befassen. Dabei wäre es von Nutzen, wenn sie erkennen würden, dass die Bundeswehr auf demokratischen Grundwerten basiert, und der Wahlspruch des Heeresführungskommando folgerichtig „Planen, Führen, Helfen“ lautet.

•Vertreter der Bundeswehr, Kommandeure und Kompaniechefs vor Ort sollten sich mit der Komplexität der professionellen humanitären Hilfe und der Entwicklungszusammenarbeit intensiver befassen (VN-Ausbildung an der Infanterieschule in Hammelburg), um die Vorgehensweise der zivilen Hilfsorganisationen und der staatlichen Organisationen (THW/GTZ) besser zu verstehen.

8. Gemeinsame Öffentlichkeits- und Medienarbeit

Die Medienberichterstattung in den letzten Jahren zeigt, dass die Vertreter der Medien dem Einsatz der deutschen Streitkräfte bei CIMIC- und Katastropheneinsätzen ein überproportionales Gewicht beimessen und dabei der Rolle und den Wirkungen der gleichzeitig tätigen deutschen staatlichen Organisationen (THW,GTZ) und den hervorragend arbeitenden privaten Hilfsorganisationen nicht gerecht werden. Die NGO-Szene fällt in ein „Medienloch“ mit signifikant negativen Auswirkungen auf das Spendenaufkommen. Dies liegt im Wesentlichen an dem internen Mediengesetz der Nachrichtenfaktoren (vgl. Galtung/Ruge 1965). Wenn eine Hilfsorganisation sinnvolle Hilfe leistet ist das normal. Wenn dagegen eine Organisation, deren Ausbildung und Ausrüstung auf bewaffnete Konflikte ausgerichtet ist, spektakuläre Hilfe leistet, dann ist das einer Meldung und/oder Reportage wert. Hinzukommt, dass der professionelle Presse- und Informationsstab der Bundeswehr auf allen Kommandoebenen vorzüglich assistiert u.a. durch Bereitstellung von Hubschraubern zur Medienberichterstattung. Dieser Umstand hat zur Folge, dass humanitäre Auslandshilfe mit der Hilfe durch die Bundeswehr bei den Medienkonsumenten assoziiert wird. Hier bedarf

es einer konzentrierten Aktion der deutschen NGO's/GO's gegenüber den Medienvertretern, um darüber zu informieren, dass humanitäre Hilfe weit mehr ist als spektakuläre Soforthilfe durch die Streitkräfte. Ferner sollte die Bundeswehr bei der Selbstdarstellung gegenüber den Medien, Parlamentariern und dem eigenen Minister, die Leistungen der NGO's/GO's ausdrücklich erwähnen, wenn diese bei gemeinsamen Projekten mitgearbeitet haben. Es darf nicht der Eindruck entstehen, dass außer der Bundeswehr niemand mehr humanitäre Hilfe leiste.

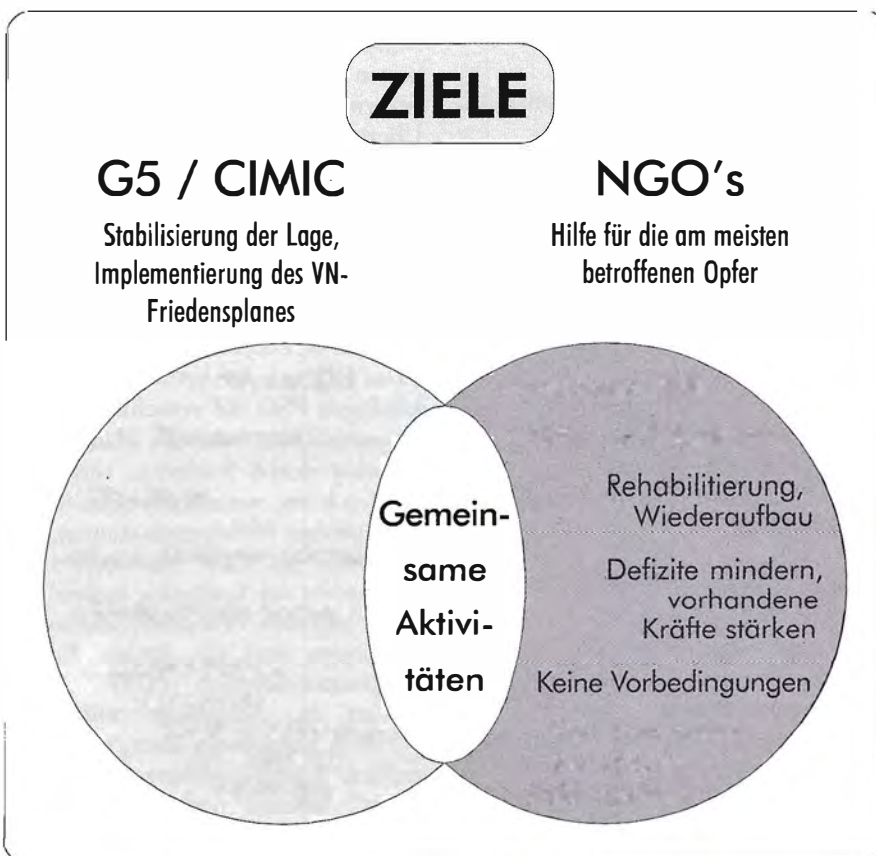
9. Gleichberechtigte „Allianz der Akteure“

Empfindlichkeiten, „Grundsätzliche Überlegungen“ und Konkurrenzdenken sollte nicht so weit getrieben werden, dass das „deutsche Modell“ der eigenverantwortlichen, partnerschaftlichen, subsidiären und komplementären Zusammenarbeit konterkariert wird. Ein Blick auf das dirigistische Interventionsmodell der Vereinigten Staaten (PDD 56) könnte bei der Diskussion auf der geplanten Klausurtagung des Koordinierungsausschuss H.H. sehr hilfreich sein.

Bei den weiteren Gesprächen ist es von großer Bedeutung, dass die Teilnehmer möglichst die gleichen Begriffe verwenden. Dies würde das gegenseitige Verstehen fördern, auch im übertragenen Sinn. Ferner scheint es unerlässlich, einen zu erarbeitenden „Code of Conduct“ und/oder „Richtlinien für die Zusammenarbeit“ offensiv gegenüber den verantwortlichen Politikern zu vertreten. Andernfalls würde sich die Frage stellen, welchen Sinn ein sorgfältig ausgearbeiteter „Code of Conduct“ hätte, wenn – wie in der Vergangenheit gezeigt – häufig vereinbarte Regeln durch die verantwortlichen Politiker, die Entscheidungsträger, aus „übergeordneten Gesichtspunkten“ nicht beachtet würden.

10. Das gemeinsame Ziel

Bei allen Unterschieden in der Arbeitsweise und „Philosophie“ sollte zwischen der Bundeswehr, den staatlichen Organisationen (THW, GTZ) und den privaten Hilfsorganisationen das gemeinsame Ziel nicht aus den Augen verloren werden, den betroffenen Menschen vor Ort zu helfen und sie in eine sichere Zukunft zu begleiten. □





Vorbemerkung

„Haben Sie keine Angst?“ – „Nein, warum sollte ich?“ – „Aber Ihre Frau hat doch sicher Angst, wenn Sie in das Kosovo fliegen.“ – So oder so ähnlich verliefen Anfang Juni Gespräche, wenn das Thema darauf kam, dass die Bundeswehr mich zu einem Mitflug in der Transall nach Skopje/Mazedonien zur Berichterstattung über das deutsche Heereskontingent KFOR eingeladen hatte. Nein, Angst kennen weder ich noch meine Frau. Angst ist keine christliche Tugend. Auch wenn es heute Mode ist, seine Angst offen zu artikulieren, halte ich es mit dem über Generationen bewährten Gottvertrauen: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, ...“. In der Praxis hatte dann die Bundeswehr die Sorge für meine Sicherheit übernommen, und es gab keinen Grund, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln.

Der Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, ist seit Mai des Jahres Kommandeur des Logistikregiments GECONFOR (L) in Tetovo/Mazedonien. Die mehrmonatige Vorbereitungszeit seines Veitshöchheimer Regiments auf diesen Einsatz hin, hatte auch in der GKS Spuren hinterlassen. Sie war stärker betroffen, als wenn früher ein „normales“ Mitglied der Gemeinschaft sich zum Friedenseinsatz ins Ausland abmeldete. Da lag es nahe, dass sich der Redakteur AUFTRAG vor Ort ein Bild vom KFOR-Einsatz deutscher Soldaten verschaffte. Dies geschah in der Zeit vom 20. bis 27. Juni.

In Absprache mit Oberst Klein und dem ebenfalls am Informationsbesuch teilnehmenden Chefredakteur der Würzburger Zeitung „Die Tagespost“ hatten wir folgende

Besuch bei den deutschen Truppen in Mazedonien und im Kosovo

PAUL SCHULZ

Schwerpunkte gewählt:

- Dienstalltag und Leben im Feldlager
- Innere Führung, Fürsorge und Betreuung im Einsatz
- Tätigkeit der Militärseelsorge und der Arbeitsgemeinschaften für Soldatenbetreuung
- CIMIC – zivil-militärische Zusammenarbeit, insbesondere Zusammenarbeit der Bundeswehr mit zivilen Hilfsorganisationen
- Persönliche Initiativen von Soldaten für humanitäre Projekte

Darüber hinaus war mir daran gelegen, Land, Leute und die ethnische Situation in der Region kennen zu lernen.

Acht Tage Aufenthalt im Einsatzraum – davon drei im Kosovo und sieben in Mazedonien – reichen

nicht aus, um sich ein umfassendes und objektives Bild von der Lage in den beiden Ländern und dem KFOR-Einsatz zu machen. Deshalb kann dieser Bericht nur punktuelle und subjektive Eindrücke wiedergeben.

Erste Eindrücke in Mazedonien

Die Spannung mit der die deutschen Soldaten im Einsatzraum leben müssen, wird gleich nach der Landung in Skopje der Hauptstadt Mazedoniens deutlich. Auf der Fahrt durch die Stadt, so werden wir vom Begleitoffizier Major Jochen Kamps belehrt, müssen die Seitenfenster des Fahrzeugs geschlossen und die Türen von innen verriegelt sein. Auch sei es vorgekommen, dass KFOR-Fahrzeuge mit



Steinen beworfen wurden. Das Fahren im Wolf bei geschlossenen Fenstern ist bei Außentemperaturen von mehr als 35 Grad im Schatten eine Tortur. Diese Sicherheitsmaßnahmen haben aber nichts mit einer feindseligen Einstellung der Bevölkerung gegenüber den Soldaten zu tun. Vielmehr fallen an manchen Ampeln im Stadtgebiet Scharen von meist verarmten Roma-Kindern über die stehenden Autos her, um gegen einen Obulus die Windschutzscheiben zu reinigen oder Zigarettenstangen zu verkaufen. Sie scheuen nicht davor

zurück, durch auch nur einen Spalt weit geöffnete Fenster mit schnellem Griff erreichbare Gegenstände zu entwenden und mit ihnen im Verkehrsgewühl zu verschwinden.

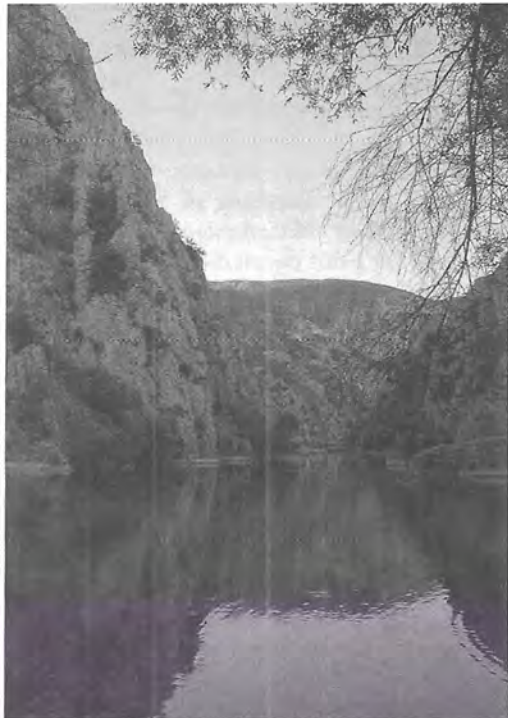
Der Regimentskommandeur Oberst Klein sieht in Steinwürfen und Diebstahlversuchen keine aggressive Haltung gegen die NATO-Truppen in Mazedonien, die hier anders als im Kosovo keinen Besatzungs-, sondern „nur“ Gaststatus und damit keine Ordnungs- und Exekutivfunktion haben. Die Lage sei ruhig und stabil, Aktionen müssten Einzeltätern zugeschrieben werden, meint Oberst Klein. Es bestünde aber latent die Gefahr, dass aufgrund bestehender Spannungen zwischen den Volksgruppen versucht werde, die NATO für eigene Interessen auszunutzen.

Die Fahrt von Skopje in die rund 40 km westlich gelegene Stadt Tetovo, in der die Masse des Logistikregiments stationiert ist, dauert über eine Stunde. Sie führt über eine zweispurige, stark befahrene Straße, die zz. mit EU-Mitteln zur Autobahn ausgebaut wird. Auffällig ist, wie diszipliniert sich – insbesondere bezogen auf die Einhaltung von Geschwindigkeitsbeschränkungen und Überholmanöver – die zahlreichen

Der zwischen schroffen Felsen gelegene Matka-Stausee ist ein beliebtes und gepflegtes Ausflugsziel der Bewohner von Skopje.

deutschen Militärfahrzeuge im Gegensatz zu den einheimischen, waghalsigen Verkehrsteilnehmern verhalten. Ich gewinne den Eindruck, die strengen Vorgaben für die Militärfahrer dienen nicht nur der Unfallvermeidung, sondern sollen darüber hinaus auch beispielgebend auf die einheimische Bevölkerung wirken.

Die Straße wird begleitet von steil, bis zu Höhen von 2.500 m aufragenden Gebirgszügen die mit Laubwald und macchia-ähnlichem Buschwerk bedeckt oder in den Höhen kahl sind; kleine, abgelegene Dörfer bis auf mittlere Höhen werden oft von Minaretten neu gebauter Moscheen beherrscht – Entwicklungshilfe arabischer Staaten. Das Tal des mazedonischen Hauptflusses Vardar bildet eine weite fruchtbare Ebene, die dicht besiedelt und intensiv bewirtschaftet ist. Blickt man in die Ferne, ist es ein Land von faszinierend herber Schönheit, das man erwandern möchte. Betrachtet man die Nähe, so stößt sich nicht nur das Auge am Müll von Hausabfall über Bauschutt bis zu Autowracks, der in der Landschaft – bevorzugt an den Straßenböschungen und am Flussufer – wild abgelagert wird. Alles, was der Mensch produziert hat und nun nicht mehr gebrauchen kann, vor allem aber Plastikflaschen und Tüten, sind dort zu finden. Mir tut eder Anblick weh. Aber der Staat hat zunächst andere Sorgen. Geld zum Aufbau einer Müllabfuhr fehlt ebenso, wie das Bewusstsein der Bevölkerung für Umweltschutz. Später spreche ich mit dem medizinischen Leiter eines großen Krankenhauses darüber, als er das dreigliedrige Gesundheitssystem des Landes erläutert: Spezialkliniken, medizinische Zentren als städtische Krankenhäuser und Gesundheitsstationen im ländlichen Bereich, die zur Gesundheitsvorsorge mit beweglichen Sanitätsgruppen auch kleine Ortschaften und abgelegene Gehöfte aufsuchen. Ich frage ihn, ob nicht diese Sanitätsgruppen in ihre Aufgabe, über Hygiene und Gesundheitsvorbeugung aufzuklären, den Umweltschutz einfließen lassen könnten. Ihm sei das Müllproblem bewusst: Überbleibsel des Sozialismus; der Staat war für alles zuständig; eine Mitverantwortung des Einzelnen gab es nicht. Der



Von der 330 m oberhalb Tetovos gelegenen Burgruine aus den 14. Jh. hat man einen guten Überblick über die Stadt und ihre Umgebung. Im Südwesten wird das weite, fruchtbare Tal des Vardar begrenzt durch eine über 2.000 m hohe Bergkette.

staatliche Gesundheitsdienst und er als leitender Arzt habe andere Sorgen, Müllabfuhr und Umweltschutz falle im Übrigen in ein anderes Ressort, meinte der Arzt.

Dass es auch anders geht, zeigt das bei den Skopjern beliebte, nahe gelegene Ausflugsziel „Matka-Stausee“ am Treska-Fluss. Ufer und schmale Spazierwege in der wildromantischen Landschaft sind trotz der vielen Tagesbesucher auffällig sauber. Es gibt Abfallkörbe und vor allem wird der Müll beseitigt, noch bevor sich noch wilde Sammelstellen bilden können.

Das Feldlager Tetovo

Das Logistikregiment ist auf dem Gelände einer Kaserne der mazedonischen Streitkräfte untergebracht. Der erste Eindruck vom Feldlager ist verwirrend. Nach kurzer Gewöhnung entdeckt man aber den militärisch zweckmäßigen Plan und die funktionale Ordnung. Zum Zeitpunkt des Besuches waren 64 Prozent der Soldaten in Zelten, 19 Prozent in festen Gebäuden und 17 Prozent in Containern untergebracht. Das Regiment hat die Einrichtungen vom Vorgänger-Kontingent übernommen. Vieles, was somit bereits vorgegeben und vorhanden ist, wird von den Einheiten mit viel Fantasie und Liebe verbessert und wohnlich gestaltet. Meine Ansicht, die klimatisierten Container mit je drei Betten seien die begehrten Unterkünfte, wird bald korrigiert. Die Soldaten wohnen bevorzugt in Zelten, die mehr Bewegungsfreiheit als die Container bieten, oft mit privat beschafften Klimageräten^{*)} ausgestattet sind und mehr Raum für individuelle Ausgestaltung lassen. Es ist erstaunlich, was die Soldaten alles basteln, damit sie sich heimisch fühlen. Bewundernd stelle ich fest, wie sauber und individuell ordentlich es in den Zelten ist. Der Kommandeur nimmt meine anerkennende Äußerung darüber gespielt gelassen, aber doch zufrieden hin. Oft sind die Vorzelte zu beleuchteten Freisitzen ausgebaut

und sogar mit Geländer und Blumenkästen versehen. Abends sitzen hier die Teileinheiten oder Zeltgemeinschaften gemütlich beisammen, bis um 23 Uhr Zapfenstreich ist, der von Feldjägern streng überwacht wird, und in das Lagergetriebe Ruhe einkehren lässt.

Die „Blaue Lagune“ ist die zentrale Betreuungseinrichtung des Lagers und entspricht einem großen Gemeinschaftsheim für alle Dienstgradgruppen. Nicht jeder liebt den lauten Thekenbetrieb oder die alles übertönende Discomusik. Wer es ruhiger haben will, setzt sich draußen auf die Terrasse oder kennt andere Plätze im Lager, an denen er seine Ruhe findet. Schließlich gibt es sechs Kompanie-Treffs, die nach dem Prinzip der „bewirtschafteten Gemeinschaftsräume“ betrieben werden. Betreuung wird, damit das Klima stimmt und die Soldaten die Trennung von Zuhause, die Enge des Lagers wie auch den Mangel an Bewegungsfreiheit verkraften, großgeschrieben. Es können Fahrräder ausgeliehen werden; in einem Fitnesszelt, auf dem Beachvolleyballfeld, Bolzplatz oder der Langlaufstrecke entlang des Kasernenzauns kann gegen die fast unvermeidliche Gewichtszunahme

Feldlager Tetovo: Dicht gedrängt und übereinander gestapelt vermitteln die Container mit ihren ausgerüsteten Satellitenschüsseln den Eindruck einer futuristischen Reihenhaussiedlung (o.); im Bild darunter eine nüchterne Zeltstraße und der Blick in eines der Zelte.



^{*)} Im Juni 2000 besuchte der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages Winfried Penner das deutsche KFOR-Kontingent und veranlasste, dass Klimageräte für Zelte dienstlich beschafft werden können.

wegen guten und reichlichen Essens angekämpft oder auch angestaute Aggressionen können abreagiert werden.

Ein wichtiges und unverzichtbares Element der Fürsorge und Betreuung ist die Kommunikation mit der Heimat. Dafür stehen eine Anzahl kostenloser Betreuungstelefone und ein Feldpostamt zur Verfügung. Die eingesparten Telefongebühren spenden viele Soldaten freiwillig in einen Fonds, mit dem zusätzliche humanitäre Projekte der Truppe im Einsatzland unterstützt werden. Die Feldpost erreicht über vier Charterflüge Frankfurt/Main nach Skopje/Mazedonien und zurück je nach Wochentag in drei bis fünf Tagen den Empfänger.

Der Umgang im Lager ist über alle Dienstgrade hinweg diszipliniert und dennoch offen, frei und freundlich. Wenn ich mit Oberst Klein unterwegs bin, staune ich, wie selbstverständlich begrüßt, gemeldet, über die eigene Tätigkeit und über Probleme gesprochen wird. Dem fürsorglichen Blick des Kommandeurs scheint nichts zu entgehen. Mängel werden sofort am Ort abgestellt oder in der späteren Stabsbesprechung wird entsprechende Order erteilt. Das allgegenwärtige Handy lässt es zu, Notwendiges unverzüglich und über große Entfernungen zu erledigen. Klein macht deutlich, was ihm wichtig ist: „Neben der fachlichen Qualifikation muss die menschliche Komponente gestützt werden. Manche Soldaten

wachsen über sich hinaus, andere sind zwar Fachmann, aber als Mensch zu wenig Vorbild. Der Vorgesetzte ist hier aber 24 Stunden im Blick seiner Soldaten, gleich ob man seine Stiefel putzt, zur Toilette oder zum Essen geht. Das stellt besondere Forderungen an die Führer, was Haltung und Pflichterfüllung angeht.“ Bei einer anderen Gelegenheit wird seine Werthaltung noch klarer: „Man erkennt hier im Einsatz deutlicher, dass Führungsfähigkeit etwas mit dem Menschenbild zu tun hat; wer als Vorgesetzter ein positives und gefestigtes Menschenbild hat, geht auch gut mit den Soldaten um. – Wo die Stimmung gut ist, wird der Auftrag erfüllt“.

Soweit ich es feststellen kann, gibt es für den Kommandeur, für den Stab, wie überhaupt für jede Dienstgrad- oder Funktionsgruppe keine irgendwie gearteten Privilegien. Alles ist für alle da. Beim Zähneputzen und Rasieren stehen Stabsoffizier und Gefreiter selbstverständlich nebeneinander – nur die wenigen weiblichen Soldaten verfügen über einen eigenen Sanitärcontainer.

Auch die Mahlzeiten im nicht klimatisierten Essenszelt werden ohne Rangunterschied eingenommen. Jeder steht selbst an und räumt anschließend sein Geschirrweg. Höchstens am Tisch sucht man sich einen Platz neben Bekannten oder nutzt wie die Ärzte des Feldlazarets das hastige Frühstück für eine erste Dienstbesprechung. Ich bin überrascht über die Vielfalt des

Verpflegungsangebots, jeder Geschmack kommt hier auf seine Kosten. „Hier gibt es alles und noch mehr“, sagt dazu ein Leutnant und meint damit das gesamte Betreuungsangebot bis hin zum reichhaltigen Sortiment des Marketenderladens, der allein zehn Biersorten im Warenkorb von 382 Artikeln führt. „Das Problem ist hier nicht, satt zu werden oder das Richtige zu finden, sondern Vielfalt und Menge des Angebots. Man muss aufpassen, dass man nicht dick und rund wird“, gesteht ein Obergefreiter schon beim Frühstück. Backwaren, Salate und Obst werden vor Ort eingekauft, insbesondere Fleisch und Wurstwaren, aber auch viele haltbare Gemüsearten aus Deutschland per Lkw herbeigeschafft. Die Anforderungen an Lebensmittel sind zur Vermeidung von Krankheiten sehr streng und ihre Erfüllung wird von Veterinären peinlich überwacht.

Auftrag des Regiments

Der Auftrag des Regiments ist die logistische Unterstützung der *Multinationalen Brigade Süd* (MNB S). Damit sollen die materielle Einsatzbereitschaft und Durchhaltefähigkeit des deutschen KFOR-Kontingents und der Alliierten in diesem Raum sichergestellt werden. Der Regimentskommandeur Oberst Klein ist zudem der dienstälteste deutsche Offizier in Mazedonien. Einen Teil seiner Aufgaben sieht



Blick in das Essenszelt und auf einen von drei Büfettwagen, auf dem Salate, Süßspeisen und Obst in reicher Auswahl angeboten werden. Im Hintergrund die Ausgabe für warme Speisen. An den Tischen im Zelt gibt es keine besondere Ordnung; man setzt sich, wo gerade Platz ist oder wo man einen Bekannten trifft. Die Verpflegung ist von guter Qualität, schmackhaft, vielfältig und abwechslungsreich. Nichtalkoholische Getränke sind wegen des hohen Flüssigkeitsbedarfs reichlich vorhanden.

er als diplomatische Tätigkeit, indem er ausgleichend auf unterschiedliche ethnische Interessengruppen einwirkt und vor allem bei staatlichen Stellen durch Offenheit um Vertrauen wirbt. Jeder der Offiziere, die bei der Erfüllung ihrer Aufgaben mit der Bevölkerung oder mit kommunalen Stellen Kontakt hat, erfüllt eine zutiefst diplomatische Aufgabe. „Die Zusammenarbeit mit mazedonischen Stellen ist nur mit Vertrauensvorschuss möglich. Wo das gelingt, hat man auch Erfolg,“ meint der Oberst und wählt für ein weiteres Gespräch mit zivilen Autoritäten einen Dolmetscher entsprechend deren ethnischer Zugehörigkeit aus. Das Misstrauen der Ethnien gegeneinander ist so groß, dass mit einem albanisch sprechenden Sprachmittler kein vertrauensvolles Gespräch mit Mazedoniern geführt werden kann und umgekehrt. Zudem ist jede Volksgruppe permanent versucht, die Anwesenheit der NATO für ihren Vorteil zu instrumentalisieren.

Von den rund 1.150 Soldaten des Regiments sind 880 in Tetovo stationiert, die übrigen in der vorgeschobenen LogBasis in Prizren/Kosovo. Das Regiment betreibt auf dem Berg Erebino in der Nähe von Tetovo eine logistische Basis. Dort befand sich vor dem Auseinanderbrechen des jugoslawischen Staates das größte Munitionslager der Jugoslawischen Volksarmee (JVA). Heute ist es ein Depot der mazedonischen Streitkräfte, die große Teile des Geländes der Bundeswehr verpachtet haben. In den Shelters lagert das Regiment alle für den KFOR-Einsatz benötigten Nachschubgüter von der Munition über Bekleidung bis hin zu den aus Deutschland eingeführten Verpflegungsmitteln. Dies sind rund 35.000 unterschiedliche Versorgungsartikel mit einem Gesamtwert von 42 Millionen Mark. Bei einer Besichtigungstour durch die Logistikbasis begegne ich – vom jüngsten Soldaten bis zu einer Gruppe älterer Beamter in Uniform von einem Wehrebereichsverpflegungsamt – überall nur hoch qualifizierten Fachkräften, die ihre Arbeit trotz unerträglich schwüler Hitze frisch, freundlich und gut motiviert erledigen. Wohl dem, der seinen Arbeitsplatz in einem kühlen Shelter hat!

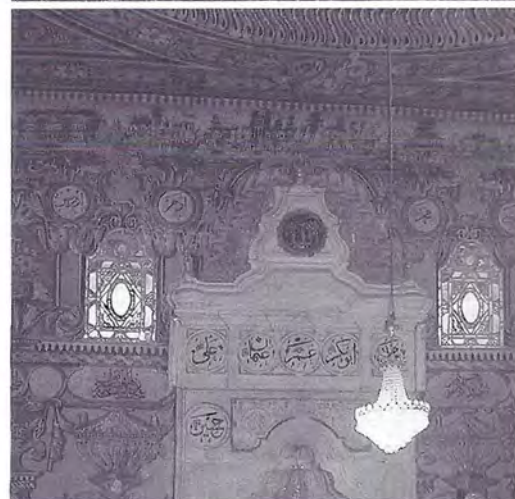


In Serpentinaen schlängelt sich die Straße auf den Erebino. In den Erdbunkern herrscht eine beständige Temperatur von 8 °C. Die Basis dient auch als Sammelplatz für Schadgerät und der Transportkompanie des Regiments als Abstellplatz für ihren umfangreichen Fuhrpark.

Die Versorgungsgüter werden aus Deutschland auf dem Landweg durch zivile Lkw oder gelegentlich auch per Schiff über den griechischen Hafen Thessaloniki herbeigeschafft. Der Weitertransport von Tetovo erfolgt mit Militär-Kfz. Wegen der trennenden Gebirgskette und des schlechten Straßenzustandes im Kosovo müssen die Militärfahrer mit ihren schweren Lkw's für die Luftlinienentfernung Tetovo-Prizren von 30 km einen Umweg über Skopje von 180 km wählen. Für diese Strecke benötigen sie zwischen fünf bis acht Stunden Fahrzeit, sind also für eine Versorgungsfahrt in der Regel zwei Tage unterwegs. Über Funk oder Handy stehen die Fahrer mit dem Lagezentrum des Regiments in Verbindung, das somit ständig über den Aufenthaltsort oder Vorkommnisse informiert ist.

Oft erreichen die Fahrzeuge im schweren, bergigen Gelände ihre Leistungsgrenze. Es treten Schäden vor allem an Fahrwerk, Lenkung und Reifen auf.

In Tetovo steht die auf der Balkanhalbinsel einzigartige „Bunte Moschee“ aus dem 16. Jh. Das Bauwerk besitzt keine Kuppel, sondern ein Ziegeldach. Die Außenwände sind mit Rauten und Sternmustern prachtvoll bemalt. An der Decke (kl. Foto o.) und den Innenwänden sind Arabesken, Gärten, Wälder, Brunnen und Ansichten von Istanbul abgebildet. In Medaillons (Foto u.) gruppieren sich um den Namen Allahs die vom Islam verehrten und mit der jüdisch-christlichen Tradition weitgehend identischen Propheten beginnend bei Adam (li.) über die Propheten des Alten Bundes bis zu Jesus als vorletztem und Mohammed als letztem Propheten (re. vom Gottesnamen „Allah“ in der Mitte).





Das Kosovo

Mit dem Wolf müssen wir nicht die „Logistik“-Route über Skopje nehmen, sondern können einen kürzeren Weg von Tetovo nach NNW zum Grenzübergang südlich des kosovarischen Städtchens Doganovic wählen. Kurz vor der Grenze wird angehalten, die schuss-sicheren Bristol-Schutzwesten müssen angelegt werden – sie werden im Kosovo trotz Hitze unsere 10 kg schwere ständige Zusatzbekleidung sein. Fahrer und Begleitoffizier Major Kamps laden ihre Handwaffen. Wir zivilen Redakteure

werden belehrt, wegen latenter Mordgefahr weder Straßen noch Fahrwege zu verlassen. Die Fahrt führt durch eine schöne, abwechslungsreiche Gebirgslandschaft bis zu Höhen von 2.000 m; im unteren Bereich sind die Berge mit Buchenhochwald, weiter oben mit Buschwerk bewachsen. Die Straße ist kurvenreich und in sehr schlechten Zustand. Im Slalom geht es um die zahlreichen tiefen Schlaglöcher herum. Müll und wiederum Müll säumt die Straßen, je dichter an Siedlungen, um so mehr.

Problemlos passieren wir die Kontrollposten im amerikanischen Sektor Ost. Ungewohnt ist es im deutschen Verantwortungsbe-
reich der Multinationalen Brigade Süd (MNB S) auf russische Sicherungen zu stoßen. Kenn-

Eine Landschaft zum Verweilen, Träumen und Wandern an der Straße Doganovic-Prizren; Blick aus 1180 m Höhe auf die Ortschaft G. Selo mit charakteristischem Minarett. In der Mulde in Blickrichtung hinter dem Ort entspringt die durch Prizren fließende, besonders zur Schneeschmelze wasserreiche Prizrenska Bistrica. Am Hang im Vordergrund eine Ziegenherde.

zeichnend für diese Brigade ist aber gerade ihre Multinationalität. Acht Nationen aus

- Aserbaidshon
- Deutschland
- Georgien
- Österreich
- Russland
- Schweiz
- Slowenien
- Türkei

arbeiten zur Erfüllung des gemeinsamen Auftrags zusammen.

Wichtige Ziele sind gem. UN-Auftrag die Entwaffnung der Bevölkerung, der Schutz von Minderheiten, die Unterstützung der Übergangsverwaltung der Vereinten Nationen (UNMIK) bei der Verbrechensbekämpfung und der Aufbau von Infrastruktur in Zusammenarbeit mit staatlichen (GO) und zivilen Hilfsorganisationen (NGO). An den Grenzen zu Albanien und Mazedonien kommt noch die Grenzüberwachung hinzu. 420.000 Menschen leben im Raum der MNB S; neben Albanern (70-80 %) und Serben leben dort Türken, Golanen (slawische Muslime) und Roma.

Prizren wird in Reiseführern als die orientalischste aller Städte im Kosovo gepriesen. Das Zentrum macht allerdings einen durchaus modernen und geschäftigen Eindruck. Die Brigade, die in diesem Mittelzentrum ihr Hauptquartier hat, musste dem Verkehrschaos in den engen Straßen mit drastischen Maßnahmen begegnen: Es wurde ein Einbahn-



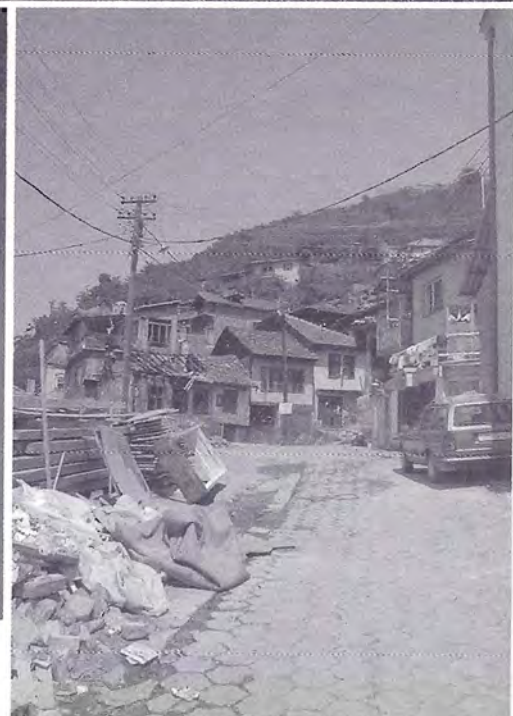
In den Schluchten des Balkan: Wenige Kilometer vor Prizren in der tief eingeschnittenen, wild romantischen Prizrenska-Bistrica-Schlucht liegt die Ruine eines serbisch-orthodoxen Klosters. Die Anlage sowie die wenigen Mönche, die im Gebäude rechts unmittelbar am Fluss wohnen, müssen durch eine deutsche Sicherungsgruppe mit Schützenpanzer Marder gegen Überfälle, Brandschatzung und Vertreibung geschützt werden. Der Fluss unterhalb des Klosters bis zum Ausgang der Schlucht am Stadtrand von Prizren ist unbeschadet der starken Verschmutzung und Autowracks im Flussbett ein beliebtes Ausflugsziel und für Männer auch eine Bademöglichkeit.

Zu den Fotos auf dieser Seite

oben: Blick vom Sicherungspunkt „Bergkapelle“ nach Westen über Prizren. Im Hintergrund der 18 km entfernte und 1.986 m hohe Pastrik, über dessen Kuppe von links aus dem Tal aufsteigend die Grenze zwischen Kosovo und Albanien verläuft. Das Geschäftszentrum von Prizren liegt rechts außerhalb des Bildrandes. Der Zugang zur Altstadt ist ständig durch zwei gepanzerte Fahrzeuge auf der Brücke im Vordergrund gesichert. Links vom Fluss Prisrensa Bistrica die Altstadt mit der Sinan-Pascha-Moschee von 1615. Bei der orthodoxen Bischofskirche links davon befindet sich der Gefechtsstand der die Altstadt überwachenden Sicherungskompanie.

Bild rechts: Blick auf die ersten Häuser des Serbenviertels. Der Zugang rechts von dem zerstörten Haus ist durch S-Drahtrollen hermetisch abgeriegelt. In dem Viertel lebten vor dem Krieg um 2.000 Menschen, heute sind es noch elf vorwiegend ältere Serben, die von der Bundeswehr gegen Brände, Plünderung und Mord geschützt und mit Lebensnotwendigem versorgt werden. Durch das Serbenviertel gelangt man zur Burg, einer hoch über der Stadt gelegenen ehemaligen Festung. In den Ruinen befindet sich eine mit vier Soldaten besetzte Scharfschützenstellung. Die Soldaten überwachen die Stadt, melden Brände und Vorkommnisse, die sie von oben in der Stadt beobachten. Da alle Zugänge zur Burg gesperrt sind, muss die Stellung durch Hubschrauber versorgt und von Müll entsorgt werden. Nach 48 Stunden erfolgt die Ablösung.

Bild Mitte: Streife im Serbenviertel



Morgendliche Presselage

Kreisverkehr eingerichtet, Halteverbote verhängt und scharfe Geschwindigkeitskontrollen durchgeführt. Heute fließt der Verkehr fast flüssig mit erlaubten 30 km/h.

Anders als in abgelegenen Dörfern sind in Prizren nur wenige traditionell muslimisch gekleidete Frauen zu sehen. Gerade die Jugendlichen kleiden sich modisch frei, wie überall auf der Welt. Beachtet man die vielen jungen Mädchen mit hautengen, schulter- und bauchfreien Tops, wie sie gar nicht scheu Blicke auf die vorbeifahrenden Soldaten werfen, so fragt man sich, wer hier vor wem geschützt werden muss.

Unser erster Tag im Kosovo bei der MNB S beginnt für Presseleute folgerichtig mit der Presselage im PIZ, dem Presse- und Informationszentrum des Hauptquartiers. Neben Karl-Heinz Pierck „Die Tagespost“ und mir, Redakteur AUFTRAG, nehmen sieben kosovarische Journalisten zwei türkische und ein österreichischer Presseoffiziere teil. Der Leiter der PIZ, Oberstleutnant Wozniak, erklärt, dass in Deutschland an diesem Tag Fronleichnam gefeiert wird. Dann folgen nüchterne Angaben über Ereignisse der letzten

24 Stunden:

- Statement zum Besuch des Wehrbeauftragten Penner im Einsatzraum: uneingeschränkte Anerkennung der Leistungen der deutschen Soldaten.
- Kampfmittelfund mit Orts- und Zeitangabe
- Kinder legen Bombenattrappe ab
- 19 Verstöße gegen Nachtausgangsverbot,
- 9 Neuinhaftierungen: Diebstahl, Körperverletzung, versuchtes Kidnapping.



Brigadegeneral Fritz von Korff, Kommandeur der Multinationalen Brigade Süd, am 23. Juni – eine Woche nach Übernahme des Kommandos – bei der Presseinformation im Hauptquartier „Progres“ in Prizren; neben ihm der Leiter PIZ, Oberstleutnant XY Wozniak.



Über diesen felsigen Schotterweg erreicht man von Prizren aus das Bergdorf Planeja (735 m). Einfache gummibereifte und von Panjepferdchen gezogene Karren sind das Fortbewegungsmittel der armen Bergbauern. Selten nur begegnet uns ein Pkw von zweifelhaftem technischen Zustand.



Bergdorf Planeja (735 m). Sobald ein KFOR Fahrzeug hält, wird es von Kindern umringt. Oberstabsfeldwebel Wilkowski verteilt kleine Geschenke vom Plüschbär bis zur Musikkassette. Der skeptisch Blick und die Zurückhaltung des größeren Jungen verrät, dass er

kaum über eine Abspielmöglichkeit verfügt. Auch das größte Gebäude des Dorfes – vermutlich die ehemalige Gesundheitsstation der Gegend – ist nur noch eine unbewohnte Ruine. Rechts daneben lebt eine Großfamilie in einem UNHCR-Zelt (s.a. kleines Foto).

Am nächsten Morgen kommt Brigadegeneral Fritz von Korff (57) zur ersten Presselage, seit er am 15. Juni erneut das Kommando über die Brigade übernommen hat. Er war von März bis August 1999 Kommandeur der Einsatzbrigade 1. (GE) Kontingent KFOR. So wird er von den einheimischen Journalisten enthusiastisch als „Retter von Prizren“ gefeiert. Bescheiden wehrt der General ab: „Retter von Prizren war ich nicht. Alle, die hier waren, haben es den deutschen Soldaten leicht gemacht und die Bevölkerung hat uns freundlich begrüßt“, gibt er das Kompliment diplomatisch zurück. In einem Statement macht von Korff deutlich, was sich nach seinem Eindruck in den letzten zehn Monaten verändert hat: bestellte Felder, Vieh behütet, kaum noch UNHCR-Zelte, viele Häuser im Bau, neugedeckte Dächer, Schulen erneuert und wieder eröffnet; Prizren sauber, selbst wenn noch viel zu tun sei; Leben in Prizren pulsieren, alte Uni wieder eröffnet. Er sehe auch erste Anzeichen dafür, dass die Ethnien beginnen mit einander zu reden und zu versuchen, den Alltag wie der lebenswert zu gestalten. KFOR wolle diesen Prozess begleiten. Die Aufbauarbeit müsse von der Bevölkerung selbst geleistet werden, „wir können dabei nur helfen“, meinte der General und ergänzte: „Die Sicherheit kann am besten von einheimischer Polizei sichergestellt werden“.

Dies wird die Aufgabe des KPC (Kosovo Protection Corps) sein, einer Polizeitruppe, die sich aus Mitgliedern der aufgelösten UCK rekrutiert. UNMIK bestimmt Struktur, Aufgaben und Befugnisse von KPC und bildet die einheimische Polizei aus. Ein anderer Teil der früheren UCK wird nach dem Vorbild des deutschen THW zu einem technischen Hilfskorps (TMK) umstrukturiert. Aufgabe des TMK sind die Verbesserung der Infrastruktur (Brücken-, Straßen-, Eisenbahnbau) sowie Rettungseinsätze. Deutlich wird, dass im Kosovo von unten nach oben alle politisch legitimierte staatlichen Strukturen erst noch geschaffen werden müssen, welche die in diesem Land geltende, oft mafiose Clan-Struktur durch eine Mandats-Struktur dauerhaft ablösen kann. Für Oktober sind Kommunalwahlen geplant.

Händeklatschen – eine Form der Sympathiebekundung

Der Pressebegleiter Oberstabsfeldwebel Rudolf Wilkowski verspricht ein einmalig eindrucksvolles Erlebnis, wenn wir nicht vorzeitig vor holprigen Straßen, Staub, Hitze und schwierigem Gelände kapitulieren. Er hat ein zweitägiges Besichtigungsprogramm durch den Einsatzraum der Brigade erarbeitet, das er an uns erproben will. Wir scheuen vor nichts zurück. Also ein paar Butterbrote, etwas Obst und jede Menge Wasser in den Wolf platziert, die Bristols angezogen und schon sind wir unterwegs in den Bergen westlich von Prizren nahe der albanischen Grenze. Unser erstes Ziel ist das 735 m hoch gelegene Planeja.

Das einsame Bergdorf liegt nach steilem 300 m Anstieg auf einer Bergschwelle zum 1.986 m hohen Pastrik. Im Tal verläuft südlich des zu einem See angestauten Flusses Bell Drim die Straße von Prizren zum Grenzübergang am Morina Pass. Zur Zeit des Flüchtlingsdramas im Kosovo Anfang März 1999 war dieser Grenzübergang wiederholt in den Fernsehberichten zu sehen. Auf der Bergschwelle um Planeja hatten die serbischen Streitkräfte Artillerie und Flugabwehrkräfte in Stellung gebracht. Von dort konnten sie jede Bewegung auf der Straße unterbinden. Die NATO hatte aus der Luft die Stellungen bekämpft, wobei die Häuser des Dorfes weitgehend zerstört wurden. Nach Ende der Kämpfe wurde den aus den Bergen in ihr Dorf zurückkehrenden Bewohnern der zügige Wiederaufbau zwar versprochen, doch hat sich in den 15 Monaten dort noch nichts getan. Keine der zahlreichen im Kosovo präsenten Hilfsorganisationen hat sich bisher in diese einsame Gegend abseits befestigter Straßen verlaufen. Einige Häuser sind in Eigenhilfe und oft nur im Keller- oder Erdgeschoss notdürftig wieder bewohnbar gemacht, andere hausen in Bretterverschlägen oder in Zelten der UN-Flüchtlingsorganisation UNHCR. Wegen der Minengefahr sind nur wenige der winzigen Äcker bestellt. Wovon leben die Menschen eigentlich?

Die Fahrt geht weiter über holprige unbefestigte Straßen. Unterwegs

Mit der Flagge des Kosovos geschmückte „Heldengräber“ sind in der umkämpften Bergregion zwischen Prizren und der albanischen Grenze häufig anzutreffen. Sie werden hoch in Ehren gehalten.

In Celine wurde ein Massengrab der serbischen Sonderpolizei mit 65 Toten vom Kleinkind bis zu alten Frau gefunden. Ganze Familien wurden so ausgelöscht. Die zurückgekehrten Dörfler haben ihre Toten auf eine für muslimische Bestattungsbräuche ungewöhnliche Art auf einem besonderen Friedhof beigesetzt (Foto r.). Caritas und THW beseitigen mit einem „Reconstruction Project“ die Kriegsschäden im Dorf.


kommen wir wiederholt an geschmückten „Heldengräbern“ gefallener UCK-Kämpfern vorbei. In den Dörfern werden wir von den Schulkindern mit „NATO – NATO“-Rufen begrüßt. Gestenreich fordern sie das „Händeklatschen“. Wir müssen den Arm zum Seitenfenster herausstrecken. Die Kinder strömen auf die Fahrzeuge zu und klatschen aus voller Kraft mit ihren Händen auf die entgegengestreckte Handfläche. Nicht wenige gerade der Kleinsten werden von der Wucht des Aufpralls umgeworfen und sitzen verdutzt, aber begeistert auf dem Hosensboden. Unermüdlich müssen wir auf unserer langen Tagesroute durch die kosovarischen Dörfer dieses Händeklatschen mitmachen.

Das Dorf Zjum ist eine kleine lateinisch-katholische Gemeinde. Es fällt auf, dass der Ort anders als die umgebenden albanisch-muslimischen Dörfer sauberer ist. Zerstörungen sind nicht zu entdecken. In der Dorfmitte steht eine Betonkirche im Stil der 80er Jahre. Ordensschwestern betreuen die Schule. In der Bar am Dorfplatz trinken wir einen Espresso. Schulleiter und Gemeindedirektor



gesellen sich zu uns und reichern unsern Kaffee mit einem ortsüblichen Zwetschgenschmacks an. Die Anwesenheit von KFOR spricht sich im Dorf wie ein Lauffeuer rum, in wenigen Minuten ist der leere Dorfplatz mit Pkw gefüllt und man beäugt uns neugierig. Irgendwer spricht gebrochen deutsch, so dass wir gleich mit Fragen nach Hilfsmaßnahmen für das Dorf bestürmt werden. OStFw Wilkowski verweist diplomatisch auf den fehlenden Dolmetscher, den er beim nächsten Besuch mitbringen wolle.

Auf dem Weg nach Orahovac treffen wir bei Zociste auf die Ruine des orthodoxen Klosters Sv. Vrace aus dem 14. Jh. Die Kirche wurde erst nach den Kampfhandlungen von erbosten Kosovaren mit drei Panzerminen gesprengt und die Schlafräume angezündet. Der benachbarte Ort Veleca Hoca, knapp zwei Kilometer von Orahovac entfernt, ist eine serbische Enklave. Früher lebten in der Region über 4.000, heute noch 750 Serben in dem Ort, der zum Schutz



Blick über das Anselfeld in nordwestlicher Richtung. Die Stadt Orahovac mit starken ethnischen Spannungen zwischen Kosovaren und den Minderheiten von Serben und Roma liegt vor dem Gebirgszug rechts außerhalb des Bildrandes. Wegen der Kämpfe und der latenten Minengefahr verwildert der traditionelle Weinanbau.

CIMIC-Projekt der MNB (S): Schulneubau in Bilusa. Die Schüler der Grundschule waren bereits auf dem Heimweg. Mit Begeisterung rennen sie zurück, als wir anhalten. Und jedes Kind besteht auf Händeklatschen. Die Kinder haben alle Hausschuhe dabei. Ihre Straßenschuhe ziehen sie im Eingang des Schulgebäudes aus, um die Klassenräume sauber zu halten.

Bild unten: Eines der beiden im Bau befindlichen Häuser in Blace. Hinter dem Anhänger befindet sich der neue Brunnen. Und wie immer, wenn ein Bundeswehrfahrzeug hält, ist es von Kindern umringt. In dem mit Folie geschützten Schuppen in der Mulde rechts hinter dem Lkw (kl. Bild l.) wohnt eine zwölköpfige Familie.



dieser Minderheit hermetisch von der Umwelt abgeriegelt ist. Wenn Serben mit dem Pkw V. Hoca verlassen wollen, müssen die deutschen Sicherungskräfte die Straßen sperren und Begleitschutz gewähren. Der orthodoxe Pope Pater Milenko gibt Auskunft, dass die Menschen ohne Hilfe von außen nicht überleben könnten. Es gebe weder Arbeit und Einkommen noch Abwechslung, kein Telefon und kein Fernsehen, von ehemals 365 Kirchen in der Region („Für jeden Tag des Jahres eine“) seien noch acht intakt. Die im Ort eingesperrten Leute fragten sich, wie lange sie noch überleben könnten, klagt der Pope.

Hilfsprojekt Blace

Bei Blace treffen wir inmitten einer betriebsamen Dorfversammlung mit einer nicht zählbar umeinander wuselnden Kinderschar auf zwei Hauptleute. Hauptmann Wegman von der Schweizer Armee und der deutsche Pionieroffizier Hauptmann Brittmacher, beide in Feldlager der Task Force Dulje in Suva Reka stationiert, besprechen mit den Dorfbewohnern die Weiterführung eines Aufbauprogramms.

Mit Unterstützung durch einen bulgarischen Pionierzug wurde hier mit dem Bau von fünf Häusern begonnen. Geplant ist die Fertigstellung von insgesamt 26 Häusern für bis zu 350 Menschen. Das Projekt ist beispielhaft, weil es den Hauptleuten gelang, die Dorfgemeinschaft zur dauerhaft aktiven Mitarbeit zu bewegen. Die Leute spüren, dass Selbsthilfe lohnt. Stolz zeigen sie einen mit Pickel und Schaufel gegrabenen Brunnen von 28 m Tiefe.

Die Soldaten in Suva Reka haben die Pumpe gespendet. Das THW stellt über die Bauzeit ein Stromaggregat, ggf. ist auf Dauer vom ASB eins zu bekommen. Das ganze Projekt wird durch Spenden von Soldaten getragen. „Die Finanzierung ist noch nicht sichergestellt“, meint Hptm Brittmacher, „doch wir haben angefangen, es wird schon irgendwie weitergehen.“ Tatsächlich reicht das Geld gerade noch für einen Tag; wenn nichts geschieht, muss am Wochenende die Arbeit eingestellt werden. Ein zugesteckter Geldschein in der im Kosovo gängigen Währung DEM, lässt die beiden Offiziere schon fröhlicher blicken. Und bald ist die Arbeit über das ganze Wochenende gesichert.

Morina-Pass, Grenze zwischen dem Kosovo und Albanien 17 km westlich von Prizren. Blick vom Grenzüberwachungsposten „Adlerhorst“ (300 m oberhalb des Stausees) auf das Feldlager der 5. Sicherungskompanie Task Force Sur. Der aus dem Fernsehen im März 1999 wegen willkürlich gestopp-ter oder frei gegebener Flüchtlingsströme aus dem Kosovo bekannt gewordene Grenzübergang wird von UNMIK kontrolliert. 5./TF SUR dient der Verstärkung, der zusätzlichen Grenzüberwachung und Verhinderung von illegalen Grenzübertritten, von Waffen- und Drogenhandel.

Die Grenze ist am gegenüber liegenden Hang in der linken Bildhälfte deutlich als Schneise erkennbar. Die im Bericht erwähnte Ortschaft Planeja liegt in der Mulde hinter der ersten Bergstufe etwa am rechten Bildrand. In dieser Mulde befanden sich Artillerie- und Flugabwehrstellungen der jugoslawischen

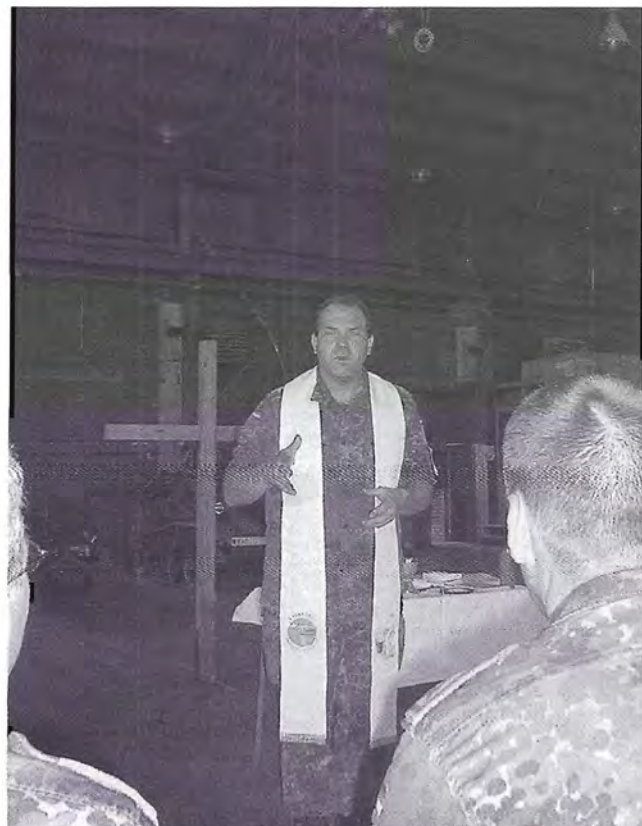


Streitkräfte, die durch die NATO-Lufteinsätze aus Albanien heraus angegriffen wurden.

<< Erinnerungsfoto in der Stellung „Adlerhorst“, aus der heraus vier Soldaten die Grenze weiträumig überwachen; v.l.: KpChef Hptm Herbert Stadlbauer, Pressebegleiter OstFw Rudolf Wilkowski, Presse-StOffz LogRgt Major Jochen Kamps, Chefredakteur „Die Tagespost“ Carl-H. Pierk und der Berichterstatter – alle mit der unvermeidlichen 10 kg schweren schuss-sicheren Bristol-Wesie.

Militärseelsorge

Der lange, anstrengende, aber erlebnisreiche Tag findet mit dem Abendessen in der vorgeschobenen LogBasis „Elan“ in Prizren einen vorläufigen Abschluss. Hier erfahren wir, dass der in Prizren eingesetzte katholische Militärpfarrer Hermann Schliker (Standortpfarrer Bad Reichenhall) noch einen Abendgottesdienst anbietet – schließlich ist heute Fronleichnam. Auch wenn wir müde sind und uns nach einem gezapften Pils in der gerühmten OASE sehnen, wollen wir dabei sein. Pfarrer Schlieker feiert um 19 Uhr in der InstHalle, also am Arbeitsplatz der Soldaten, die Hl. Messe. Mit uns zwei Zivilisten sind es knapp 15 – Soldaten über alle Dienstgradgruppen verteilt –, die teilnehmen. Ein Holzkreuz mitten in der Halle, ein einfacher gedeckter Tisch mit dem notwendigen liturgischen Gerät, Stola über dem Fleckentarn-„Schutzanzug“ – denn deutsche Militärpfarrer tragen keine Uniform – und einladende Worte über das „Herrenmahl“, kräftiger Gesang und gemeinsames Gebet lassen die Wenigen zu einer



verschworenen Gemeinschaft werden.

Zurück im Feldlager Tetovo bietet der dortige Militärpfarrer Norbert Sauer, sonst Standortpfarrer Hammelburg, am Sonntagvormittag eine Messfeier in der „Palette“, einem stillen, durch Tarnnetze und Fallschirm geschützten, schattigen Platz für Gottesdienste, an. Der Regimentskommandeur hat den Sonntagsdienstplan so gestaltet, dass der Vormittag frei ist. Im Essenszelt wird ab 9:30 Uhr ein Brunch angeboten. Die Soldaten nutzen den Vormittag zum Ausschlafen, Faulenzen, Briefeschreiben, Spaziergang, Sport und vieles andere. Nach Meinung der Vorgesetzten sollen die Soldaten im Einsatz erfahren, dass „Sonntag und nicht jeder Tag ein Mittwoch ist“. Auch in Tetovo ist die

Aushang Militärpfarrer Tetovo

Wenn Sie persönliche Begegnung bzw. persönliches Gespräch wünschen,

- Fragen Sie beschäftigen,
 - Probleme Sie belasten,
 - Sie nach einem Ausweg suchen und Rat brauchen,
 - Sie enttäuscht sind oder Ihr Herz vor Freude überströmt,
 - Sie Hilfe brauchen,
 - Ihnen einfach nur nach Reden zumute ist,
 - es dafür noch viele Gründe gibt,
- dann kommen Sie bitte auf mich zu. Ich werde mir Zeit für Sie nehmen und für Sie da sein.

Gottesdienstgemeinde klein, Mannschaften sind eindeutig in der Minderheit. Kommandeur und Militärpfarrer führen das auf das enge Zusammenleben im Lager, die fehlende Intimsphäre und den sich daraus ergebenden sozialen Zwang zurück. Auch aktive, in der Jugendarbeit bewährte Katholiken trauen sich in der engen Zeltgemeinschaft nicht, sich als Kirchgänger zu outen.

Oberst Klein als kirchlich engagierter Laie hat ein enges Vertrau-

Militärpfarrer Norbert Sauer aus Hammelburg hält in der „Palette“ mit einer kleinen Gemeinde den Sonntagsgottesdienst. Schwerpunkt seiner Pastoral aber ist die Einzel- oder Gesprächsseelsorge und dabei geht es um den Menschen. Die Unterscheidung von katholisch und protestantisch, bzw. christlich und nicht oder anders religiös spielt dabei keine Rolle.

ensverhältnis zum Pfarrer, dessen Anwesenheit und Verfügbarkeit er für unverzichtbar hält. Der Militärgeistliche ist nicht in den normalen Dienstablauf eingebunden. Er hat Zeit und kann sich weit mehr als im Heimatstandort um die Soldaten kümmern – sie sind hier rund um die Uhr verfügbar. Der Pfarrer genießt bei den Soldaten trotz der geringen Beteiligung an Gottesdiensten ein hohes Ansehen. Er steht außerhalb der Hierarchie, kann zuhören und unabhängig von dienstlichen Notwendigkeiten Rat erteilen und Lebenshilfe geben. Von den 1.200 Soldaten des Regiments sind je rund 400 evangelischer und katholischer Konfession, das andere Drittel ist ohne oder gehört zu einer nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft.

Militärpfarrer Sauer weiß, dass er durch die Praxis des Glaubens – indem er Ansprechpartner ist und die Soldaten bei persönlichen, familiären wie dienstlichen Problemen begleitet und Kranke besucht – am meisten erreicht. Eine enge Zusammenarbeit pflegt er mit den Kompaniechefs, den Truppenärzten und Truppenpsychologen. Vor allem sucht er Kontakt zu den Spießern, denn diese sind rund um die Uhr dicht an den Soldaten: „Ich erlebe die Kompaniefeldwebel als hellhörige, gereifte Persönlichkeiten“, lobt er diesen soliden militärischen Stand. „Auch die Teileinheitsführer wissen, welche Soldaten besonderer Betreuung bedürfen. So wird darauf geachtet, dass Instandsetzungssolda-



ten, die immer nur Werkstatt und Zelt sehen, auch mal raus kommen und eine Versorgungsfahrt mitmachen können.

In Prizren treffe ich mit Pfarrer Schliker und dem evangelischen Militärpfarrer Walter, der in Suva Reka stationiert ist zusammen. Sie bestätigen den hohen Gesprächsbedarf der Soldaten, aber auch, dass sie Gottesdienste wünschen – allerdings gemeinsame, nicht nach Konfessionen getrennte. Pfarrer Walter, der schon länger im Einsatz ist bemerkt, dass die Soldaten Sorgen haben. Vieles drücke auf die Stimmung, von der Situation in der Heimat über den unverständenen Kompaniedienst, die Bekleidungsregelung bis zu Differenzen in der Zeltgemeinschaft und sexuellen Schwierigkeiten. „Der Pfarrer soll da sein, Stimmung machen und die positive Ausstrahlung vermitteln: ‘Du packst das. Ich helfe dir dabei.’“, fasst Pfarrer Walter zusammen, meint damit jedoch nicht kluge Ratschläge, sondern eine sachliche Gesprächsatmosphäre in der der Soldat ungestört reden und seine Problemlösung selbst erarbeiten kann.

Angesprochen auf die sechsmonatige Einsatzdauer des Kontingents, äußern die Militärpfarrer dazu freimütig ihre Meinung. Pfarrer Walter der bereits seit März im Einsatz ist, meint, die sechs Monate seien, selbst wenn sie als sachlich erforderlich zu begründen seien, eine „unglaubliche Belastung und unzumutbare Härte“, spätestens ab dem dritten Monat sei die Einsatzdauer ein ständiges Thema in den Gesprächen. Demgegenüber sehen die Soldaten das noch gelassen. Zum Zeitpunkt des Besuches sind sie erst drei bis fünf Wochen im Einsatz. Die Belastung steht ihnen noch bevor.

OASE im Feldlager Prizren

„In Prizren ist an jedem Abend soviel an Betreuung los, dass man wie im Fernsehen auswählen kann“, hatte ein Feldweibel in Tetovo prophezeit, „und wenn Sie gut essen, ein gepflegtes Pils trinken und Ruhe haben wollen, dann ist die OASE im Feldlager ein sicherer Tipp.“

Die OASE ist das Erfolgsmodell der Evangelischen und Katholischen Arbeitsgemeinschaften für Soldatenbetreuung (EAS und KAS) zur Betreuung der Soldaten im Einsatzland. Nach der ersten OASE 1995/96 für IFOR in Bencovac/Kroatien, der Fortsetzung bei SFOR in Rajlovac/Bosnien-Herzegowina ist mit dem Pavillon für die KFOR in Prizren endgültig die OASE zu einem Synonym für erfolgreiche Betreuung im Ausland geworden. Schließlich hat die alte Form der Betreuung der Soldaten in ihrer Freizeit, wie sie in der „alten“ Bundesrepublik vor allem in standortgebundenen Soldatenheimen stattfand, in den 90er-Jahren mit der „offenen Betreuung“ vor allem in den Neuen



Reges Kommen und Gehen am Zuweg zur OASE in Prizren (Foto o.). Im Restaurant ist fast jeder Tisch besetzt. Der Raum kann durch eine Schiebetür bei Bedarf vergrößert werden, hinter der sich ein Anachtsraum befindet (Foto u.). Dort werden Gottesdienste gefeiert oder es können dort auch besondere Veranstaltungen stattfinden, bei unserem Besuch ein gut besuchter Tanzkurs.



Ein unschlagbares Team: StFw Schwenkler (EAS) und HptFw Moonen (KAS). Beide Heimleiter der OASE sind aus juristischen Gründen zu Wehrübungen einberufen. Die „echt köl'sche Jungs“ erledigen mit Freude, Begeisterung und Schwung ihre nicht leichten Aufgaben und haben noch viele Ideen, wie man die bereits optimale Betreuungseinrichtung noch verbessern kann.

Bundesländern und einer „mobilen Betreuung“ im Einsatzland nicht nur einen Wandel erfahren, sondern auch enormen Auftrieb erhalten. Während in Deutschland die beiden im Auftrag ihrer Kirchen tätigen Betreuungsorganisationen sich die Arbeit teilen, kooperieren sie im Ausland einvernehmlich und ökumenisch.

Als wir in der Dämmerung dort eintreffen, um die Militärfarrer zu einem Gespräch zu treffen, herrscht am Eingang reges Treiben, obwohl an diesem Abend in der Nähe ein Schlagersänger auftritt. Der wie ein Clubraum ausgestattete Gastraum ist mit Soldaten aller Dienstgrade gut gefüllt. Überwiegend werden Berge vom Pommes frites, Steaks und Curry-Wurst vertilgt und dazu das weit und breit gerühmte „gut gezapfte“ Bier getrunken. Aber auch Gesprächs- oder Spielrunden sind zu sehen. 350 bis 700 Gäste besuchen täglich den klimatisierten Pavillon und fast jede(r) möchte auch etwas essen. Dreizehn örtlichen Kräften von Buffet- und Küchenhilfen bis zu Reinigungskräften gibt die OASE Arbeit, sie ist damit ein nicht unerheblicher Arbeitgeber der Stadt.

Neben Restaurant (in dem übrigens kein Verzehrzwang herrscht) und dem Andachtsraum bietet die OASE noch einen mit Beamer ausgestatteten Fernsehraum, einen Raum der Stille, eine mäßig genutzte Bi-

bliothek, eine gefragte Spielesammlung und einen Freisitz. Die Heimleiter wünschen sich noch im Eingangsbereich unter den schattenspendenden Bäumen eine Terrasse, um den Zugang zum Pavillon noch einladender gestalten zu können.

Wenn auch in der OASE unabhängig vom Dienstgrad alle gleich willkommen sind, so sind es vorwiegend ältere Soldaten, die sie besuchen. Sie sehen in der Betreuungseinrichtung einen Ort der Ruhe und Besinnung, an dem sie dem tägliche Dienststress entfliehen, abschalten und entspannen können. Jüngeren Soldaten ist dort zu wenig los, sie vermissen ihre „Musik-Dröhnung“ und meinen, wie mir gesagt wurde, „die ‘StOffze’ sehen die OASE vor allem am Wochenende als ihr Kasino an“, was von den Heimleitern allerdings nicht bestätigt wird.

Hilfsprojekte des Regiments in Mazedonien

Zurück beim Logistikregiment in Tetovo erwartet uns ein ausgedehntes Besichtigungsprogramm zur zivil-militärischen Zusammenarbeit (CIMIC). Die Zuordnung von Hilfsprojekten zum dienstlichen CIMIC-Aufgabenbereich oder zu privaten Spenden-Initiativen der Soldaten ist für den Außenstehenden nicht leicht. Da die Not groß ist, ist die Frage, wer hilft

auch unerheblich, Hauptsache, es wird geholfen. Die Soldaten sehen darin einen wesentlichen Sinn ihres Dienstes im Ausland und helfen gern und wo es möglich ist.

Gemeinsam mit Militärfarrer Norbert Sauer fährt der CIMIC-StOffz des Regiments, Major Rainer Zink, mit uns in die rund 15 km nordnordost von Tetovo gelegene mazedonisch-orthodoxe Pfarrei Rogacevo. Acht Dörfer gehören zu dieser Pfarrei und in jedem Dorf sehen wir Beispiele bitterster Armut neben unglaublich protzigem Wohlstand. In einem Dorf mit ca. hundert Häuser lebt ein Großteil der Bewohner im Ausland (Westeuropa oder USA). „Sie kommen erst wieder, wenn die Lage sich beruhigt hat.“, sagt dazu der 32-jährige Pope Perica Bojkovski, „die Leute verdienen gutes Geld im Ausland, sind aber nicht bereit, ihre verarmten Angehörigen zu Hause zu unterstützen; sie kommen oft nicht einmal zur Beerdigung der Eltern.“ – Uns ist es schier unverständlich, warum in der unmittelbaren Nachbarschaft Menschen unter dem Existenzminimum leben können, ohne den Gedanken zu haben, die leerstehenden Häuser einfach zu besetzen. – Der Pope führt uns und erklärt bereitwillig die prekäre Situation seiner orthodoxen Gemeinde in einer muslimisch albanischen Umgebung. Spannungen gebe es bereits zwischen den Kindern. So können z.B. mazedonische Schulkinder nicht mit dem Schulbus zur Schule fahren, weil sie von der albanischen Mehrheit diskriminiert und drangsaliert würden.

In Beloviste lässt uns der Pope Einblick in die Lage einer in ärmsten Verhältnissen lebenden Frau nehmen, deren Mann verstorben ist. Sie wohnt mit ihren sechs Kindern, von denen zwei behindert sind, in einem alten Haus in zwei Räumen, in denen nicht einmal Betten oder Schränke für alle Kinder vorhanden sind. Es ist ein typisches Haus einfacher Dorfbewohner, wie sie überall auf dem Balkan anzutreffen sind. Dieses Haus scheint seit der Errichtung vor sicher weit mehr als hundert Jahren nicht mehr ausgebaut worden zu sein. Das Haus ist baufällig, wenn das Balkenwerk verrottet ist, wird es zusammen stürzen. Der Pope bittet Pfarrer Sauer und Major Zink um

Hilfe, das undichte Dach instand zu setzen. Auch als Laie sehe ich, dass dies nur möglich wäre, wenn der Dachstuhl und mit ihm zugleich die Rück- und Stützwand des Hauses erneuert würde. Wo soll da Hilfe ansetzen? Kann es Aufgabe der Truppe sein, ein Haus neu zu bauen? Im Dorf ist kein Geld für Selbsthilfe vorhanden, die Nachbarn unterstützen die Frau so weit, dass sie mit ihren Kindern nicht verhungert. Sie haben Brennholz zum Kochen und Heizen geliefert und auch noch ordentlich gestapelt.

Man spürt, dass der Geistliche auch keinen Rat weiß. Er lebt ebenfalls ohne festes Einkommen und ist selbst auf die Unterstützung der Gemeinde angewiesen. Major Zink kann zz. nur die Armut, die in den Dörfern auch noch an anderen Stellen nicht zu übersehen ist, registrieren und nach einer Bestandsaufnahme Vorschläge machen, wo Hilfe ansetzen soll. „In der Regel kann eine Kompanie im Kontingenzzeitraum nur ein Dorf betreuen“, betont Zink und ergänzt, „die Soldaten helfen, wenn auch gern und bereitwillig, doch zusätzlich zur Erfüllung des dienstlichen Auftrags“.

Im Ort Rogacevo zeigt uns der Pope seine Anfang der 90er-Jahre erbaute neue Kirche, den neben der Kirche gelegenen Friedhof und das mit Eigenmitteln erbaute bescheidene Gemeindehaus. Militärpfarrer Sauer, der aus dem Spendentopf des Vorgängerkontingents noch über wenige hundert Mark verfügt, soll Geld locker machen, damit die Gemeinde einen festen Zaun um den Friedhof ziehen kann, auf dem sich gegenwärtig Tiere aller Art ungehindert bewegen können. Wir fragen uns, ohne eine Antwort zu finden, ob es bei dem Elend, das wir an diesem Tag gesehen haben, nicht wichtigere Dinge als ein Friedhofszaun gibt.

Der letzte Tag in Tetovo führt noch zu weiteren Hilfsprojekten des LogRgt, die kurz erwähnt werden sollen:

- Unterstützung einer mazedonischen Frauenorganisation, einer Nicht-Regierungsorganisation (NGO), die zwar mit leeren Händen, aber immerhin in Zusammenarbeit mit einem albanischen Frauenverein sich um Kinderrechte, Ausgleich zwischen den Ethnien, um geistig behinderte Kinder



Im Dorf Beloviste, ein typisches Haus einfacher Dorfbewohner, wie sie überall auf dem Balkan anzutreffen sind. Hier wohnt eine Witwe mit sechs Kindern unter ärmlichsten Verhältnissen. Im ersten Stock über die Außentreppe zu erreichen zwei fast unmöblierte Räume. Die Bodenbretter auf dem Balkon sind so faulig, dass wir nur dort hinzutreten wagen, wo sie von darunterliegenden Balken gesichert sind. Unten ebenerdig kleine Ställe für Kuh, Schwein und Hühner, allerdings Vieh ist nicht vorhanden. Vor dem Haus der mazedonisch-orthodoxe Geistliche Perica Bojkovski.

Die alte Kirche (im Foto u.l.) St. Iljan in Rogacevo steht unter Denkmalschutz, Geld zur Sicherung der Bausubstanz ist nicht vorhanden. Gleich daneben wurde Anfang der 90er-Jahre eine neue gebaut, weil die alte für die Gemeinde zu klein geworden war. Wir können im Innern keinen wesentlichen Größenunterschied feststellen. Musste hier gebaut werden, weil die alte Kirche nicht im traditionellen Stil orthodoxer Kirchen errichtet war? In deutscher Sachlichkeit urteilen wir, dass seitliche Anbauten mehr Raum zu günstigeren Kosten geboten hätten. Insofern will kein Mitgefühl dafür aufkommen, dass die Gemeinde mit 6.000 Mark beim Bauunternehmer verschuldet ist und nicht in der Lage ist, den Gemeindesaal mit einem Holzfußboden zu versehen.





Fotos Paul Schulz



- und Ärztinnen kümmert, die über Frauenkrankheiten und Vorbeugung in Dörfern unterrichten (Foto o.).
- Zum Krankenhaus in Tetovo, wo der orthopädischen Abteilung ein Rollstuhl übergeben wird (2. Foto v.o.). In diesem Zusammenhang bittet der Krankenhausdirektor darum, Deutschland den Dank zu übermitteln für die Hilfe, die das Krankenhaus und die Bevölkerung von Deutschland über die Bundeswehr erhalten hätten, obwohl das nicht die erste Aufgabe der Bundeswehr sei. „Ihre Hilfe ist viel wert. Sie sind gern gesehene Gäste, auch wenn Sie keine konkrete materielle Hilfe mitbringen“, meint der Arzt ehrlichen Herzens.
- Grundschule in Novake bei Tetovo. Hier sollte auf Bitten der Dorfbevölkerung das Dach renoviert werden. Bei der Begutachtung wurde festgestellt, dass der Dachstuhl erneuert werden muss, die Statik des Gebäudes aber nicht ausreichte, um ein neues Dach zu tragen. Nun wird finanziert durch Spenden der evangelischen Jugend München und der Johanniter Unfallhilfe das Dach auf zusätzliche Betonpfeiler gestellt und auch die nasse Rückwand erneuert (2. Foto v.u.). In Kooperation von CIMIC und Ortsbürgermeister konnten durch Eigenleistungen der Männer von Novake die Kosten des Projekts auf 40.000 Mark festgeschrieben werden.

Ein Hilfsprojekt für die GKS

Abschließend soll über ein Hilfsprojekt berichtet werden, das erst nach dem Informationsbesuch zwischen Oberst Klein als Bundesvorsitzendem der GKS und dem Diözesanbischof Joakim Herbut der unierten lateinisch-byzantinischen Kirche in Skopje abgesprochen wurde.

Nova Mala ist ein armes Dorf bei Strumica im Südosten Mazedoniens. In dem zur Diözese Skopje gehörenden Dorf leben 850 Menschen, von denen etwa 650 katholischen Glaubens und 200 orthodoxe Roma sind. Das einzige katholische Kirchengebäude der Region steht in diesem Dorf auf einem ca. 3.500 m² großen Grundstück, das von einer langsam verfallenden Bruchsteinmauer umgeben ist (Foto u.). Bischof Herbut bittet darum, dass mit Hilfe deutscher Soldaten der Kirchplatz zu einem Versammlungs- und Begegnungsort für die Gemeinde mit Spielplatz für die Kinder gestaltet. Hierzu ist es erforderlich, das abfallende Gelände zu ebnen, einen Weg zu pflastern, die Mauer neu zu errichten und Spielgeräte aufzustellen. Das Logistikregiment kann mit qualifizierten Soldaten und Mitarbeit der Dorfbewohner den Platz in drei Wochen als CIMIC-Projekt ausbauen. Baumaterialien und Spielgeräte müssten durch Mittel finanziert und beschafft werden, die aus Spenden der GKS aufgebracht werden. Obwohl eine exakte Vorkalkulation noch nicht vorliegt, schätzt der Bundesvorsitzende die Kosten auf rund 15.000 Mark. In Erwartung, dass die GKS das Projekt unterstützt, hat Oberst Klein bereits ein Spendenkonto eingerichtet bei der

Pax Bank Aachen,

BLZ 339 160 193, KtoNr. 1 012 836 011,

Empfänger: Kdr LogRgt KOSOVO FORCES,

Stichwort: CIMIC-Projekt NOVA MALA Mazedonien. □

LW-MUSIKKORPS 3 IN USBEKISTAN

Auslandseinsatz ganz anderer Art

BERND WÜBBEKE

Zu einem Auslandseinsatz ganz besonderer Art reisten 50 Soldaten des Luftwaffenmusikkorps 3 unter Leitung von Oberstleutnant Lutz Bammler vom 15. bis 23. Mai 2000 nach Usbekistan in Zentralasien. Die Musiker aus Münster flogen von Frankfurt/Main nach Taschkent, in ihrer Begleitung der Katholische Standortpfarrer Münster, Militärdekan Bernd Wübbeke.

Die Beziehungen zwischen Usbekistan und Deutschland sind enger geworden. Die frühere Sowjetrepublik ist seit 1991 unabhängig und beteiligt sich seit 1994 am Programm „partnership for peace“ der NATO zusammen mit 25 anderen Staaten. Auch die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) ist in der usbekischen Hauptstadt Taschkent seit Juni 1995 mit einem Verbindungsbüro vertreten. Heute leben rund 21 Millionen Menschen in diesem Staat, der um ein Viertel größer ist als Deutschland.

Diese Konzertreise war die erste Begegnung auf einer breiteren Basis zwischen usbekischen und deutschen Soldaten. Oberstleutnant i.G. Kühnapfel, seit über drei Jahren der Verteidigungsattaché der Deutschen Botschaft in Taschkent, war seit Wochen mit der Vorbereitung befasst. „Durch die Reise dieses Musikkorps wurde den Usbeken gezeigt: Was ist die Bundeswehr? Wie stellen sich junge Soldaten in allen Dienstgradgruppen dar? Mit diesem Besuch wurde ein Einblick erzielt, der durch normale Delegationsreisen nicht erreicht werden kann, wenn dann ranghohe Soldaten hinter verschlossenen Türen tagen. Die können zwar einen Eindruck von Usbekistan bekommen, aber die Menschen in Usbekistan gewinnen keinen Eindruck von Deutschland.“

Die Streitkräfte Usbekistans hatten die deutsche Gruppe eingeladen und den Aufenthalt gründlich vorbereitet. Nach der Landung auf dem Flughafen in Taschkent wurden alle im Militärhotel neben dem Verteidigungsministerium untergebracht. Oberst Makarow, der Leiter des Militärmusikdienstes Usbekistan begrüßte die Gruppe und machte sie mit dem Verbindungsoffizier, Oberleutnant Walijew, bekannt. Dieser hatte nach einem Deutschkurs einen fünfmonatigen Lehrgang für PzGrenOffz in Münster erfolgreich absolviert.

Wenn es auch in der Gruppe bei den meisten manchmal mit der Sprache haperte: die Musik schlug in Tschirschik und Taschkent eine Brücke zwischen Asien und Europa. Über den Applaus hinaus wurden OTL i.G. Kühnapfel, OTL Walijew und OTL Bammler nach den Konzerten immer direkt angesprochen. OTL Bammler: „Man konnte sehen, dass sich usbekische Soldaten und Zivilisten erst an den Klang unserer Musik gewöhnen mussten. Auf der anderen Seite war aber auch abzulesen, dass ihnen die Musik gefallen hat.“ OTL Walijew: „Für die meisten Soldaten war diese Musik bisher unbekannt. In Usbekistan kennen wir neben traditioneller Musik, die eng mit den Volkssitten der Dörfer verbunden sind zwar auch moderne Musik. Aber nun konnten wir nicht nur alte



preußische Märsche, Luftwaffenmärsche, Stücke von Wagner und Strauß, sondern auch deutsche Volksmusik und moderne amerikanische Musik durch das Musikkorps kennen lernen.“

Gemeinsame Proben, das Zusammenleben im Alltag, Besuche der vielen Basare in der viert größten Metropole der ehemaligen UdSSR, Begegnungen in der Freizeit, Besuch der katholischen Kirchengemeinde und ein Ausflug nach Samarkand – das war für die Teilnehmer beider Nationen die Grundlage sich besser kennenzulernen.

Angesprochen wurden dabei auch die besonderen Probleme der Menschen in diesem Land. OTL Walijew: „Es gibt viele Probleme: Umweltprobleme wie den Aralsee, wirtschaftliche Sorgen wie den Umbau einer sozialistischen Wirtschaft in eine moderne Wirtschaftsstruktur. In Usbekistan leben über 120 Nationen. Zwischen ihnen gibt es keine Probleme. Wir haben einen Frieden in Usbekistan erreicht. Das ist das Wichtigste für alle Menschen auf der ganzen Welt. Ohne Frieden kann niemand arbeiten oder den Umbau der Gesellschaft angehen.“

OTL Bammler fasst seine Eindrücke von diesem außergewöhnlichen Auslandseinsatz so zusammen: „Usbekistan ist ein Land, das sich im Aufschwung befindet, dabei aber sehr viel Wert auf seine eigene Tradition legt. Wir haben immer aufgeschlossene, gastfreundliche Menschen auf unserer Reise erlebt. Es war aufregend für uns. Diese Reise wird sicherlich noch lange Gesprächsthema im Musikkorps sein.“ □



Erinnerungsfoto aus Usbekistan/Zentralasien: das Luftwaffenmusikkorps 3 aus Münster auf dem Ragestan-Platz in Samarkand



Foto aus: BMVg-Fü S 11 Reader Sicherheitspolitik 7/00

„Ich habe ja nur Menschen gerettet“

Fw Anton Schmid

FRITZ STERN

Die Vergangenheit ist unser gemeinsames Erbe, umstritten, bedrückend und auch bereichernd. Ein Erbe liegt auch in Namen und Bezeichnungen, und jegliche Um- und Neubenennung hat symbolische Bedeutung. Dieser Kaserne wird ein Name verliehen, dessen Ehrung dem Geist einer neuen demokratischen Gesellschaft entspricht, der Name eines Feldwebels: Anton Schmid. Die Wahl des Tages vertieft den Sinn der Handlung. Der 8. Mai 1945 markierte das Ende eines Staates, der Unmenschlichkeit entfesselte. Ein Neuanfang erforderte die Auseinandersetzung mit dem politischen Erbe, dieser Neuanfang, dieses langsam errungene Bekenntnis zur Neugestaltung der Gesellschaft wird heute bestätigt. Die Umbenennung der Kaserne birgt eine dreifache Botschaft: Absage an jegliche Anpassung an das Böse, wie auch immer verklärt, Anerkennung von Mut zum Widerstand, Hoffnung auf die Verteidigung und Verbesserung der Neugestaltung.

Vierzig Jahre nach der Niederlage, in einer der großen Reden in der Geschichte der Bundesrepublik, erläuterte Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Vieldeutigkeit jenes Tages sowohl für die Menschen von damals wie für ihre Erben. In seinem Plädoyer für die Wahrheit erinnerte er daran, dass das deutsche Unrechtsregime seine einzigartige

Ein Vorbild für Menschlichkeit im Krieg:

Feldwebel Anton Schmid

In der Nacht der befohlenen Grausamkeit hat er
Menschlichkeit bewiesen

Mit der Umbenennung der Rüdel-Kaserne in Rendsburg (Schleswig-Holstein) in Feldwebel-Schmid-Kaserne am 8. Mai 2000 – dem 55. Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands gegen Ende des Zweiten Weltkriegs – setzte Bundesverteidigungsminister Rudolf Scharping ein Zeichen. Damit wurde diese Kaserne der Ort des ehrenden Gedenkens an den Fw Anton Schmid. Seinem Gewissen gehorchend und aus Menschlichkeit heraus hatte er in seiner dienstlichen Tätigkeit bei der Wehrmacht vielen litauischen Juden zumindestens zeitweise das Leben gerettet. Für dieses menschenwürdige Verhalten wurde er zum Tode verurteilt und am 13. April 1942 in Wilna erschossen.

Fritz Stern, der 1999 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt, sah bei seiner Rede in Rendsburg in der Umbenennung eine dreifache Botschaft:

- Absage an jegliche Anpassung an das Böse,
- Anerkennung vom Mut zum Widerstand und
- Hoffnung auf die Verbesserung einer Neugestaltung der geistigen Werte der Bundeswehr.

Dieses Verhalten von Fw Schmid sollte deswegen verpflichtendes Vorbild für alle Soldaten der Bundeswehr sein. (bt)

Niederlage selbst verschuldet hat: „Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“ Im historischen Rückblick und bei der heutigen Gelegenheit darf man hinzufügen, dass die bedingungslose Kapitulation von 1945 nicht zu trennen ist von einer früheren bedingungslosen, wenn auch damals kaum wahrgenommenen Kapitulation, nämlich dem Eid, den die Heeresleitung der Reichswehr am 2. August 1934 auf Adolf Hitler schwor, noch keine fünf Wochen nachdem Hitler und die SS zwei deutsche Generale ermordet hatten, Kurt von Schleicher mit seiner Frau und Ferdinand von Bredow. Dieser fatale Eid auf einen erprobten, wenn auch verkannten Mörder war der Anfang einer moralisch-politischen Kapitulation, die nach unsäglichen Verbrechen und Opfern das eigene Volk zur absoluten Niederlage führen sollte.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik, am 8. Mai 1949 verabschiedet, verband alte Traditionen mit neuen Strukturen und Prinzipien, geprägt von den Erfahrungen des Un-

rechts. Als der Druck des Kalten Krieges und der Wille Adenauers zur Wiedererlangung nationaler Unabhängigkeit innerhalb des atlantischen Bündnis zur Gründung der Bundeswehr führten, wurde eine ähnliche Ordnung von Tradition und Neubestimmung ins Auge gefasst. Für die geistigen Väter der Bundeswehr, für Graf von Baudissin und General de Maizière zum Beispiel, war die Frage nach Verbindung von Tradition und neuem Geist grundlegend. Man konnte sich auf die Hoffnungen der preußischen Reformära berufen, auf Scharnhorst und Gneisenau; man musste mit der politischen Einstellung der späteren preußisch-deutschen Armee brechen, die sich als Staat im Staat empfand. Bei allem Bekenntnis zu militärisch-menschlichen Tugenden musste die neue Armee in einer neuen Demokratie und in einem sich entwickelnden Europa eine neue Stellung einnehmen, und für diese Erneuerung wurden leitende Prinzipien wie „Innere Führung“ und „Bürger in Uniform“ eingeführt. Bei allen Kämpfen um die Neuge-

staltung waren sich die meisten politischen Kräfte bewusst, das Traditionspflege und Verwerfung der nationalsozialistischen Vergangenheit untrennbar waren.

Die Umbenennung dieser Kaserne, bestimmt auf den 8. Mai, ist ein historisch symbolträchtiges Ereignis. Wer erinnert uns heute sowohl an die Opfer der deutschen Diktatur, die in aller Grausamkeit in den Tod getrieben wurden, als auch den Einzelnen, der seiner eigenen Stimme, seiner eigenen Menschlichkeit gehorchend, einer kleinen Gruppe Juden Hilfe und Rettung geboten hat und für seinen Mut und Anstand sein Leben opfern musste. Feldwebel Schmid, den wir heute ehren, war ein einfacher Soldat, und die Erinnerung an ihn bekräftigt unsere demokratische Gesinnung.

Trennung der Bundeswehr von der Wehrmacht

Die Richtlinien zum Traditionsverständnis der Bundeswehr aus dem Jahre 1982 erklärten: „In den Nationalsozialismus waren Streitkräfte teils schuldhaft verstrickt, teils wurden sie schuldlos missbraucht. Ein Unrechtsregime wie das Dritte Reich kann Tradition nicht begründen.“ Seit diesem Erlass des Bundesministers für Verteidigung hat uns die Forschung gelehrt, dass die Verstrickung sehr viel tiefer ging, als man früher annahm und glauben wollte; die heutige Neubenennung der Kaserne beweist, dass für eine neue Generation die Trennung von Wehrmacht und Bundeswehr selbstverständlich geworden ist.

Ohne die notwendigen Unterlagen darf ich mir keine Beurteilung der Wehrmachtserfahrung von Generaloberst Rüdell erlauben; bis zu seiner selbst gesuchten Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst im November 1942 war er die führende Figur in Sachen Flakartillerie, das heißt der Flugabwehr. Zur Verstrickung in den Unrechtsstaat kam es im August 1944 mit seiner Einwilligung in die Ernennung zum ehrenamtlichen Richter am Volksgerichtshof, jener Instanz, die man als Inbegriff der absoluten Pervertierung von Recht und Anstand bezeichnen muss; in seiner ganzen Brutalität war Roland Freisler der perfekte Vollstrecker na-

tionalsozialistischen Unrechts. Es gab keine „ehrvolle“ Verbindung mit dem Henkertum, das war Verstrickung in abstoßender Art. Mit welcher Leichtigkeit das Wort Ehre damals besudelt wurde.

Am Anfang des Nationalsozialismus stand der Kampf gegen die so genannten inneren Feinde, die 1933 zu Tausenden in Konzentrationslager verschleppt wurden. Man wollte sie damals nicht wahrnehmen und sie sind noch jetzt ungenügend gewürdigt. Heute sind wir uns der späteren Grausamkeiten bewusst, sie waren in einem gewissen Sinne folgerichtig: Wir wissen um den entfesselten Sdismus gegenüber Millionen-Juden, gegenüber polnischen Zivilisten und sowjetischen Gefangenen – Taten, in die Teile der Wehrmacht verstrickt waren. Aber wir sind uns auch bewusst, dass es einen deutschen Widerstand gab, einen Aufstand des Gewissens der diese Greuel als Schande empfand. Es gab sehr verschiedene Kreise des Widerstands, sie alle hatten eines gemeinsam: eine humane Vaterlandsliebe, die ihnen die Kraft gab, den Versuch der Befreiung zu unternehmen.

Nach 1945 war der Widerstand bei vielen Deutschen verpönt, gerade auch ehemalige Wehrmachtsoffiziere standen ihm fremd oder feindlich gegenüber. Es war nicht leicht, die Anerkennung des moralischen Heroismus des Widerstands mit der Notwendigkeit einer neuen Armee zu verbinden. Es gelang, es wurde langsam zur Selbstverständlichkeit, und im Jahre 1994 brachte Klaus Naumann, Generalinspekteur der Bundeswehr, eine Ausstellung über den Widerstand, die in der Bendlerstraße aufgebaut worden war, in die Vereinigten Staaten. Ich hatte die Freude, ihm dabei behilflich sein zu können.

Für mich hat die Erinnerung an den 20. Juli eine sehr persönliche Bedeutung. Am 20. Juli 1954 konnte ich an den Gedenkfeiern in Berlin teilnehmen, und die Worte von Theodor Heuss wie auch die Gesichter von Witwen und Kindern im engen Hof des Bendlerstraßenblocks machten einen unmittelbaren, unvergesslichen Eindruck auf mich. Später habe ich Überlebende wie Axel von dem Bussche kennen gelernt; die Erinnerung an den Widerstand – trotz all seiner Widersprüche – hat mein

Verhältnis Deutschland gegenüber entscheidend mitbestimmt. Ich bedauere die Tatsache, dass man mit dem Vermächtnis des Widerstands in der frühen Nachkriegszeit so uneinig, manchmal so schäbig umging.

Erinnerung an Menschen, die Anstand bewiesen haben

Wir gedenken der Millionen Menschen, die ermordet wurden oder in Gefangenschaft und Zwangsarbeit einem langsamen Sterben überlassen wurden. Wir gedenken der Menschen, die dem Widerstand angehörten. Aber was wir heute erleben, ist Pflege eines vernachlässigten Erbes: Wir erinnern uns an Menschen, die nicht an Widerstand dachten, die nicht zu den Eliten gehörten, die sich nicht mit Gedanken eines staatsbefreienden Aufstands befassen konnten; an Männer und Frauen, die aus reiner Menschlichkeit den in den Tod gejagten Menschen in Europa aktiven Anstand bewiesen haben, die den Verfolgten eine Geste der Menschlichkeit zukommen lassen wollten, ein Stück Brot, einen Schluck Wasser, ein Zeichen der Verbundenheit. Und es gab einige, die sich trotz großer persönlicher Gefahr einsetzten, um die Bedrängten zu retten. So ein Mann war Feldwebel Anton Schmid.

Wir wissen wenig über ihn. Geboren in Wien im Jahr 1900, befand er sich seit 1939 in der deutschen Wehrmacht, erst im besetzten Polen, dann, nach dem Angriff auf Russland, im litauischen Wilna. In der Stadt gab es eine große jüdische Gemeinde, berühmt als Zentrum jüdischer Lehre und kulturellen Schaffens. Bereits am 24. Juni 1941 erreichten deutsche Truppen Wilna. Innerhalb von Tagen ordnete die Militärverwaltung Maßnahmen gegen Juden an, in den ersten Wochen wurden Tausende Juden in Gruben in Ponary in der Nähe Wilnas von litauischen Hilfstruppen und deutscher Einsatztruppen ermordet. Später wurden zwei Gettos errichtet, aus denen Juden in berüchtigten Aktionen zur Ermordung verschleppt wurden oder in denen sie vorübergehend als Arbeiter für die Wehrmacht geschunden wurden.

In diesem Sommer befand sich Anton Schmid als Leiter der Ver-

sprengtensammelstelle der Wehrmacht in Wilna. In dieser Position kam er mit Juden in Kontakt, die ihm oder benachbarten Kommandos unterstellt waren. Nach Zeugnissen einiger Überlebender hat Schmid Juden falsche Papiere verschafft und ihnen den Transport in andere Städte ermöglicht. Städte, wo die Hoffnung auf Leben noch bestand, wo das Morden noch nicht begonnen hatte. So hat er 250 bis 300 Juden zu mindest auf Zeit gerettet. Dass er es getan hat, ist bezeugt; wie er es getan hat, ist unklar und wird unterschiedlich berichtet. Wir wissen weiterhin, dass der österreichische Feldwebel Schmid im Januar 1942 verhaftet, vom Militärgericht zum Tode verurteilt und im April 1942 hingerichtet wurde.

Fw Schmid, ein Gerechter unter den Völkern

Die wichtigsten Fakten über sein Leben verdanken wir der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem, von der Knesset 1953 gegründet, die Anton Schmid 1967 als einen der Gerechten unter den Völkern ausgezeichnet hat. Wir wissen, dass die Kriterien für eine solche Ehrung ungemein streng sind, dass exakte Prüfung Vorbedingung ist.

Geschildert wird Feldwebel Schmid als ein einfacher Mann ohne besondere Bildung oder Bindung im politischen oder religiösen Bereich. Vier Tage vor seiner Hinrichtung schrieb er an seine Frau: „... hier waren sehr viele Juden, die vom litauischen Militär zusammengetrieben und auf einer Wiese außerhalb der Stadt erschossen wurden - immer so 2-3.000 Menschen. Die Kinder haben sie auf dem Weg gleich an die Bäume angeschlagen.“ Juden, die bei ihm arbeiteten, baten ihn um Hilfe: „Da ließ ich mich überreden ... ich konnte nicht denken und half ihnen was schlecht war von Gerichts wegen. ... Ich habe nur als Mensch gehandelt und wollte ja niemandem weh tun ... Ich habe ja nur Menschen, obwohl Juden, gerettet ...“ Aus spontaner, schlichter Menschlichkeit hat er gehandelt – und das wurde ihm mit dem Tod vergolten. Sein Andenken wird heute dieser Kaserne anvertraut; wir dürfen dankbar sein, dass Anton Schmidts Enkelin sich unter uns befindet.

Gerade auch unser begrenztes Wissen um Anton Schmid ist beispielhaft; es gab viele Menschen, die in ihrem kleinen Bereich Hilfeleistungen vollbracht haben spontan, weil sie nicht anders konnten. Von einigen, wie zum Beispiel Berthold Beitz, wissen wir um ihren Einsatz; viele Menschen sind verschwunden, ihre Taten vergessen, meist mussten sie ja auch heimlich ausgeführt werden. Die meisten dieser Menschen ahnten, in welche Gefahr sie sich gaben: Die Wehrmacht hatte drakonische Strafen angedroht, viel schärfere als das frühere deutsche Heer oder als die Armeen anderer Länder der Zeit; die Militärjustiz vollstreckte etwa 15 000 Todesurteile während des Krieges.

Anton Schmidts Grab in Wilna ist verschollen. Diese Kaserne ist jetzt und für immer der ehrenvolle Ort des Gedenkens und der Erinnerung. In einem weiteren Sinne kommt es mir aber auch vor, als stünden wir vor dem Grab des unbekannten Retters: Denn an Feldwebel Schmid soll auch stellvertretend für andere Menschen erinnert werden, die in der langen Nacht der befohlenen Grausamkeit ihre Menschlichkeit bewiesen; es soll an Soldaten und Zivilisten erinnert werden, die wie er einer ungerechten Kriegsmaschine einige Opfer entrissen – und ihren Einsatz mit dem eigenen Leben gebüßt haben.

In der Geschichte Deutschlands ist die Bundeswehr einzigartig

In den schon erwähnten Traditionslinien heißt es: „Menschlichkeit hat nach unserem Grundgesetz einen hohen Rang ... Es gibt auch in der Vergangenheit viele Beispiele menschlich vorbildlichen Verhaltens, die unseren Respekt verdienen.“ An Anton Schmidts „vorbildlichem Verhalten“ besteht kein Zweifel, und die Umbenennung dieser Kaserne ehrt sein Andenken und bestätigt den sittlichen Anspruch der Bundeswehr.

In unserer Zeit gedenken wir der Opfer des Nationalsozialismus und sind stets von neuem erschüttert, wenn neue Forschung uns mehr Kenntnis von den Tätern übermittelt. Aber es ist auch Aufgabe der Forschung, sich mit dem Leben und

Schicksal der Gerechten zu befassen; Erinnerung an sie ist zukunfts-trächtig. Es gab derer nur wenige, es gab sicher auch Millionen in Europa, die sich nicht getraut haben, ihren Anstand in die Tat umzusetzen, und es gab die Mehrheit, die sich in Gleichgültigkeit vom Los der Opfer abwandte.

Die Menschen, die die Schreckenszeit überlebt haben, wie Primo Levi, legten in der Gewissheit Zeugnis ab, dass das, was einmal geschehen ist, auch wieder geschehen könnte, dass es menschliche Pflicht ist, das neue Übel zu verhindern oder zu bekämpfen. Der neue Name dieser Kaserne fordert Verantwortung für uns alle. Er ist Beweis demokratischer Gesinnung: Vorbildliche Menschlichkeit hat nichts mit Rang oder Klasse zu tun. Ich bin Bundesminister Scharping dankbar, dass ich an diesem historischen Akt teilnehmen darf.

Die wenigen, die gerettet wurden, verdanken ihr Leben Menschen wie Anton Schmid; die Millionen, die umgebracht wurden, hätten sich einen solchen Mann gewünscht. Wir Nachkömmlinge sind dankbar, dass wir unseren Kindern die Botschaft von gewagter Menschlichkeit in Zeiten der Unmenschlichkeit überliefern können.

Wir wissen aber auch, dass Erinnerung verblassen, dass Reformbereitschaft in Routine erstarren kann. Die Maxime vom „Bürger in Uniform“ muss verpflichtend bleiben.

Im letzten Jahrzehnt sind die Streitkräfte der alliierten Demokratien mit neuen Aufgaben konfrontiert worden. Die Debatte um zukünftige Gestaltung des Militärs beschäftigt uns alle. Aber man darf nie vergessen, dass in der Geschichte Deutschlands die Bundeswehr einzigartig ist: Sie ist heute bestimmt sich für Frieden und Menschenrechte einzusetzen. Sie ist weiterhin berufen, die deutsche Demokratie vor möglichen Feinden von außen zu schützen, aber der „Bürger in Uniform“ sollte auch die Pflicht erkennen, die Demokratie im Innern zu verteidigen und sie durch bürgerlichen Einsatz im täglichen Umgang zu verwirklichen. Der Name Anton Schmid soll Mahnung und Ansporn sein, ein Maßstab menschlichen Verhaltens. o

JUSTITIA ET PAX ZU MENSCHENRECHTEN UND RELIGIONSFREIHEIT

Christ sein ist auch heute lebensgefährlich

In vielen Staaten der Erde sterben Christen für ihren Glauben

– Subtile Formen der Verfolgung

– Religionsfreiheit: (K)ein Thema für die Politik?

ANDREAS RAUCH

Im vergangenen Jahr starben 164.000 Christen wegen ihres Glaubens, so schätzt der Bonner Religionswissenschaftler Thomas Schirrmacher. Genaue Statistiken, wie viele Gläubige gefoltert, schikaniert oder vertrieben wurden, aber überlebt haben, gibt es nicht. Tatsache ist: Christenverfolgung es gibt noch heute in vielen Staaten dieser Erde nur tritt sie subtiler in Erscheinung als die Christenverfolgungen zu Zeiten eines römischen Kaisers Nero. Dass dies so ist, belegt auch der jüngst vorgestellte Fünfte Menschenrechtsbericht der Bundesregierung.

Während Kirche und Religion, von vielen Menschen hierzulande als Beschränkung ihrer individuellen Freiheit missverstanden wird, sieht das andernorts völlig anders aus. Religionsfreiheit – also die Existenz von Kirchen und deren freie Religionsausübung – erfahren wir in Deutschland und der Europäischen Union als selbstverständlich – in Ländern wie Afghanistan, Pakistan, Saudi-Arabien, Indien, China oder dem Sudan kann religiöse Überzeugung zum Tode führen. Der Vorsitzende der Deutschen Kommission Justitia et Pax, der Paderborner Weihbischof Reinhard Marx: „In den verbliebenen kommunistischen Ländern und in Teilen der islamischen Welt werden Christen weiterhin benachteiligt und ausgegrenzt, teilweise sind sie massiven Repressionen ausgesetzt. Und wer ernst macht mit der sozialen Botschaft des Christentums, der riskiert selbst in Ländern Lateinamerikas manches Mal Leib und Leben. Man denke nur an die Ermordung von Weihbischof Gerardi aus Guatemala, der sich für die Aufdeckung der während des dortigen Bürgerkrieges verübten Verbrechen eingesetzt hat. Kurz: Christ-Sein bleibt weiterhin vielerorts eine gefährliche Sache.“

Vier unterschiedliche Arten der Verfolgung

Ulrich Pöner, Geschäftsführer der Deutschen Kommission Justitia et Pax, sieht derzeit vor allem vier Verfolgungssituationen. Zum einen gibt es auch nach Ende des Ost-West-Konflikts 1989/90 nach wie vor Staaten, in denen Christentum als Merkmal falschen oder überholten Bewusstseins gilt – etwa in China. Nicht immer ist es aber die Pekinger Zentralregierung, die hier zu drastischen Mitteln der Unterdrückung greift. Auch die Willkür lokaler und regionaler Behörden ist in China häufig die Ursache für Christenverfolgungen. Was nicht ausschließt, dass bei der Verfolgung nichtchristlicher Religionsgemeinschaften wie etwa der Tibeter oder tibetischer Mönche nicht doch die Pekinger Zentralgewalt ihre Finger mit im Spiel hat.

Eine zweite Facette – so Pöner – ist das Erstarken religiöser Fundamentalismen, vor allem in Ländern mit starker islamischer Tradition, wie etwa Saudi-Arabien, Iran, Irak und Pakistan: Hier wird aus dem Wahrheitsanspruch der eigenen Religion ein absoluter Geltungsanspruch für das gesamte gesellschaftliche und staatliche Leben erhoben, dem sich alles kompromisslos unterzuordnen hat. Am deutlichsten wird dies, wenn der Mudschahedin fünf Mal am Tage öffentlich zum Gebet ruft und über Lautsprecher mit plärrender Stimme Gebete vorspricht – während für christliche Gemeinden Glockentürme und das öffentliche Läuten zum Gottesdienst strikt untersagt ist. Dazu meint Weihbischof Marx: „Ich habe den Eindruck, dass die Bundesregierung für das Problem der Religionsfreiheit – die für Christen wie für alle anderen gilt – durchaus sensibel ist. Allerdings könnte im Umgang zumal mit bestimmten

muslimisch geprägten Ländern ruhig etwas deutlich werden, dass zur Freiheit der Religion auch deren öffentliches Auftreten gehört. Um nur ein Beispiel zu nennen: Genauso wie es das Recht der Muslime ist, in Deutschland Moscheen zu haben, müssen auch die Christen in islamischen Ländern Kirchen bauen, und ihren Glauben öffentlich bekennen können. Die Bundesregierung sollte dies mit dem nötigen Nachdruck vertreten.“

Ein dritter Typus von Christenverfolgung ist der der „gesellschaftlichen Verfolgung“ wie etwa in Indien. Die radikalen Hindus sind gegen ausländische Prediger eingestellt. Noch bevor die Hindupartei BGP an die Macht kam, war zu beobachten, dass ein Teil der BGP-Anhänger christliche Kirchen niederbrennt. Dies geschieht nun wie dem Fünften Menschenrechtsbericht der Bundesregierung zu entnehmen ist – in größerem Stil, obschon die staatliche Ordnung Indiens auf Demokratie, Achtung der Menschenrechte und der Religionsfreiheit ausgerichtet ist.

Eine vierte Form der Christenverfolgung ist zum Beispiel im Sudan zu beobachten, wo ethnische und religiös-kulturelle Momente miteinander verwoben sind. Die Junta in Khartum möchte, dass der Islam das ganze Land durchdringt, während im Süden des Sudans die mehrheitlich christliche Bevölkerung sowie Anhänger von Naturreligionen und Moslems dies für ihren Lebensraum zu verhindern versuchen. Ein weiteres Beispiel für das Zusammenwirken ethnischer sowie religiös-kultureller Schwierigkeiten ist in Indonesien festzustellen, vor allem auf den Molukken, wo eine gestörte Balance zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen besteht und es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen kommt.

Im Unterschied zur Zeit vor 1989 kann heute von einer systematischen Christenverfolgung keine Rede mehr sein. Fest steht aber, dass nach wie vor weltweit religiöse Überzeugungen unterdrückt und Menschen wegen ihres Glaubens sterben müssen, also lediglich die Erscheinungsformen der Christenverfolgung heute eine andere ist. Aufhorchen lassen sollte etwa der Bericht der Helsinki-Föderation für Menschenrechte (IHF), der die Menschenrechtsprobleme im OSZE-Raum „auf mehreren Gebieten gravierender als vor 1989“ sieht. Zur Unterdrückung und christlicher Verfolgung kommt es beispielsweise in Turkmenistan, das nach Einschätzung des IHF das vielleicht repressivste OSZE-Mitgliedsland ist. Die Achtung der Religionsfreiheit ist ein wesentliches Element der Menschenrechte. Im Juni 1999 richtete deshalb die CDU/CSU-Bundestagsfraktion eine Große Anfrage „Verfolgung der Christen in aller Welt“ an die Bundesregierung, die am 24. Februar 2000 im Deutschen Bundestag diskutiert wurde. Zuvor hielt am 28. Oktober 1999 die Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin eine internationale Konferenz „Verfolgte Christen heute“ ab. Der Bundestagsausschuss Menschenrechte und Humanitäre Hilfe führte im Herbst 1998 eine Anhörung zur Lage der Christen in islamischen Ländern durch und thematisierte 1999 die Situation von Christen in einzelnen Ländern wie etwa Ost-Timor, in Indien oder in der Türkei.

Noch immer gilt Religion als Opium für das Volk

Bei der Bundestagsdebatte am 24. Februar dieses Jahres hob der Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe, Hermann Gröhe, hervor, dass in China, Vietnam und Nordkorea eine Religionspolitik wirksam sei, die nach wie vor die Religion als „Opium des Volkes“ versteht; in China würden katholische Priester und Bischöfe verhaftet – wie etwa John Yang Shudao, der bereits über dreißig Jahre seines Lebens in chinesischen Gefängnissen verbrachte. Gröhe bezog sich auf die Dimension staatlicher Christenverfol-

gung und Religionsunterdrückung. Neben diesen staatlichen Eingriffen skizziert Gröhe andere staatliche Interventionsformen wie etwa in der Türkei, wo seit 1923 keine neuen Kirchengebäude mehr errichtet werden dürfen.

Immer wieder kommt es zu Enteignungen kirchlichen Eigentums, insbesondere bei der armenisch-orthodoxen Kirche. Während in Deutschland über eine Mitgliedschaft der Türkei in der Europäischen Union und die Zulassung von islamischem Religionsunterricht diskutiert wird, bleibt seit 1971 das griechisch-orthodoxe Theologische Seminar auf der Insel Heybeli geschlossen. Das Verbot der Istanbuler Regierung, die armenische Sprache in der Türkei zu unterrichten, bedroht die dortigen christlichen Religionsgemeinschaften in ihrer Existenz. Der Fünfte Menschenrechtsbericht der Bundesregierung stellt fest, dass insgesamt keine grundsätzliche und nachhaltige Verbesserung der Menschenrechtssituation in der Türkei festzustellen ist.

Andere Formen der „Christenverfolgung“ sind restriktive Religionsgesetze in Russland und Mazedonien, die bis heute durch die staatlichen Gerichte auch unnachgiebig Anwendung finden.

Betreffend der Christenverfolgung aufgrund von erstarktem, islamischen Fundamentalismus führte Gröhe aus, dass es in der Tat nicht mehr nachzuvollziehen sei, wenn die Strafgesetzbücher in Mauretanien, im Sudan, in Saudi-Arabien, im Iran und in Afghanistan Muslime mit der Todesstrafe bedrohen, wenn sie sich

vom Glauben abwenden: dies sei eine eklatante Verletzung der Menschenwürde und der Menschenrechte! Es verwundere deshalb keinesfalls, dass in allen diesen genannten Staaten – allen voran in Saudi-Arabien dauernde schwere Verletzungen religiöser Grundfreiheiten stattfänden, einhergehend mit der Behinderung des Kultus, der Mission und der Diakonie.

Kritisch, so Gröhe, sei festzuhalten, dass die Bundesregierung in ihrer Antwort auf die Große Anfrage der CDU/CSU-Bundestagsfraktion erklärt habe, es herrsche kein Mangel an Aufmerksamkeit für das Thema Religionsfreiheit. Organisationen wie die Deutsche Kommission Justitia et Pax jedenfalls vertreten dagegen die Auffassung dass verfolgte Christen „in der internationalen Staatengemeinschaft keine ausreichende Lobby haben.“ So ist es für Gröhe nicht akzeptabel, dass die Bundesregierung zur Lage der Christen in islamischen Ländern erklärt, „lediglich missionarische Aktivitäten“ würden von den meisten islamischen Staaten konsequent unterbunden was doch eben ein eindeutiger Verstoß gegen Artikel 18 der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen darstellt.

Der Blasphemieparagraf des pakistanischen Gesetzbuches und die Möglichkeit, Christen auch in persönlichen Auseinandersetzungen damit zu diffamieren, stellt eine permanente Verletzung des Artikels 18 der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen dar. Die Bundesregierung hat im Rahmen ihrer Entwicklungszusammenarbeit etwa

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte

(UN Menschenrechtscharta vom 10.12.1948)

Artikel 18

Jedermann hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit; dieses Recht umfasst die Freiheit, seine Religion oder seine Weltanschauung zu wechseln, sowie die Freiheit, seine Religion oder seine Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Unterricht, Ausübung, Gottesdienst und Beachtung religiöser Bräuche zu bekunden.

Charta der Grundrechte der Europäischen Union

(Entwurf vom August 2000)

Artikel 10 Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit

Jede Person hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Dieses Recht umfasst die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung zu wechseln, und die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung einzeln oder gemeinsam mit anderen öffentlich oder privat durch Gottesdienst, Unterricht, Bräuche und Riten zu bekennen.

mit Pakistan die Möglichkeit, der UN-Menschenrechtserklärung Geltung zu verschaffen. Entsprechende Absichtserklärungen der Bundesregierung und von Frau Bundesministerin Wieczorek-Zeul liegen vor, ohne dass sie bislang in der Praxis der deutschen Entwicklungszusammenarbeit greifen.

Menschenrechte – ein großes Wort, doch die Realität?

Menschenrechte – das Wort, welches im vergangenen Jahrzehnt Politiker von Washington bis Brüssel wie kein anderes als Markenzeichen einer neuen Weltordnung propagieren, hat in der realen Welt für Menschen, die von Christenverfol-

gung betroffen sind, häufig keine Bedeutung. Gerade die römisch-katholische Kirche und die Freikirchen werden in Osteuropa und Russland, aber auch in den neu gegründeten zentralasiatischen Staaten negativ, wenn nicht gar ablehnend, wahrgenommen. Das Engagement vieler Christen unter dem Pontifikat von Papst Johannes Paul II. für eine größere Achtung von Menschenrechten und Religionsfreiheit wird in den genannten Staaten von vielen Politikern und Menschen bis hin zu Russlands Präsident Putin als Last und nicht als Chance angesehen, nach dem Ende des Kommunismus und des Ost-West-Konflikts eine neue, gerechtere Ordnung aufzubauen. Gerade im Blick auf die

wirtschaftlich angespannten Lage in Russland bleiben Forderungen nach Durchsetzung der Menschenrechte in großen Teilen ohne nachhaltige Wirkung.

In Asien wird noch immer auch teilweise offiziell die Meinung vertreten, dass die Achtung der Menschenrechte nicht zu den „asiatischen Werten“ gehöre. Tatsächlich geht die internationale Diskussion dahin, dass eine permanente Verletzung von Demokratie und Menschenrechten für die internationale Gemeinschaft nicht hinnehmbar und als unvereinbar mit internationaler Zusammenarbeit anzusehen ist. Deshalb sollte nicht nachgelassen werden im öffentlichen Bemühen, Christenverfolgung in aller Welt anzuklagen und einzudämmen. □

ZEHN JAHRE KAIROER ERKLÄRUNG FÜR MENSCHENRECHTE

Islamische Staaten missachten eigene Ziele

KARL HAFEN

Am 5. August 1990 haben mehr als fünfzig Außenminister islamischer Staaten im Namen der Mitglieder der Islamischen Konferenz die „Kairoer Erklärung der Menschenrechte im Islam“ verkündet. In der Präambel dieser 25 Artikel umfassenden Erklärung heben die Autoren hervor, dass die grundlegenden Rechte und Freiheiten „verbindliche Gebote Gottes“ seien und deshalb jeder Mensch individuell für ihre Einhaltung verantwortlich und deren Missachtung und Verletzung eine schreckliche Sünde sei.

Alle Rechte unterstehen der islamischen Scharia

Nach Artikel 1 sind alle Menschen „gleich an Würde, Pflichten und Verantwortung, und das ohne Ansehen von Rasse, Hautfarbe, Sprache, Geschlecht, Religion, politischer Einstellung, sozialem Status oder anderen Gründen“. Im Gegensatz zur Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 oder zum Pakt für bürgerliche und politische Rechte unterstehen alle Rechte und Freiheiten der islamischen Scharia. Nur sie sei gemäß Artikel 25 „die einzig zuständige Quelle für die Auslegung und Erklärung jedes einzel-

nen Artikels dieser Erklärung“.

In der Präambel der Kairoer Erklärung wird die islamische Gesellschaft als die beste von Gott geschaffene Nation beschrieben. Sie soll die durch Konkurrenzstreben und Ideologien verwirrte Menschheit führen und die Lösung der ständigen Probleme der materialistischen Zivilisation übernehmen. Die Unterzeichner der Erklärung wollten daher ihren Beitrag zu dem Bemühen der Menschheit leisten, die Menschenrechte zu sichern, den Menschen vor Ausbeutung und Verfolgung zu schützen und seine Freiheit und sein Recht auf ein würdiges Leben im Einklang mit der islamischen Scharia zu bestätigen.

Wem die Rechte nicht in vollem Umfange zustehen, verrät der Hinweis auf die Scharia. In Artikel 2 wird das Recht auf Leben jedem Menschen garantiert. Es ist verboten, einem anderen das Leben zu nehmen, heißt es. Der Zusatz allerdings relativiert, außer wenn es die Scharia verlangt. Gleichsam zur Richtigstellung heißt es wenige Zeilen weiter, dass das Leben entsprechend der Scharia geschützt werden muss, solange Gott dem Menschen das Leben gewährt. Das Recht auf körperliche Unversehrtheit wird garantiert und jeder Staat ist verpflichtet, es zu

schützen. Es ist verboten, dieses Recht zu verletzen, außer wenn ein von der Scharia vorgeschriebener Grund vorliegt.

Weil der Islam – wie es dort heißt – die Religion der reinen Wesensart ist, ist es verboten, irgendeine Art von Druck auf einen Menschen auszuüben oder seine Armut oder Unwissenheit auszunutzen, um ihn zu einer anderen Religion oder zum Atheismus zu bekehren. Es ist daher eine logische Folge, dass jeder Mensch das Recht hat, im Einklang mit den Normen der Scharia für das Recht einzutreten, das Gute zu verfechten und vor dem Unrecht und dem Bösen zu warnen. Jeder Mensch hat das Recht auf freie Meinungsäußerung, soweit er damit nicht die Grundsätze der Scharia verletzt.

Die Kairoer Erklärung gilt auch für Nicht-Muslims

Diese Kairoer Erklärung ist keine Erklärung, die sich nur an die Muslime richtet, sondern sie gilt auch für die Nicht-Muslime, die in islamischen Gesellschaften leben, und darüber hinaus für alle, die noch nicht in der islamischen Gesellschaft leben.

Geht man davon aus, dass die vorderasiatischen islamischen Gesellschaften, in denen die Scharia seit Jahrhunderten Gesetzesgrundlage ist, eine solche Erklärung nicht

brauchen, so kann die Frage erlaubt sein, für wen diese islamische Menschenrechtsumdeutung geschrieben wurde. Lässt sich die Zunahme radikalislamischer Übergriffe auf Nicht-Muslims und für als solche erklärte in den neunziger Jahren außerhalb der islamischen Geburtsstaaten Vorderasiens möglicherweise auf diese feierliche Erklärung zurückführen? Aus der Sicht der Fundamentalisten jedenfalls lässt sich jede Schreckenstat gegenüber Nichtmuslims mit dem Hinweis auf die Menschenrechte nach dem Willen der Scharia begründbar erklären, von den Terrorhandlungen gegen Christen auf den Molukken, Philippinen, Sudan, den Todesurteilen wegen Blasphemie gegen Christen und Amadijja in Pakistan oder den Bahai in Iran, der drohenden Vollstreckung der Todesstrafe wegen Glaubensabfall ganz aktuell gegen den somalischen Flüchtling Omer Haji in Jemen oder die Verfolgung und Verhaftung von Konvertiten in den Urlaubsländern Komoren und Ägypten. Ja selbst die Entführung oder Verschleppung wie im Sudan oder in Indonesien, die diese Erklärung in Artikel 11 verurteilt, kann unter Berufung auf diese Erklärung gerechtfertigt werden. Und wie leicht ist unter Hinweis auf das Verbot der Verführung zu erklären, dass in der Türkei seit 1923 keine Kirche mehr gebaut werden konnte oder 1997 in den Klöstern des Tur Abdins die syrisch-orthodoxe Kirchensprache quasi zwangsläufig verboten werden musste.

Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) warnt davor zu akzeptieren, dass die Grund- und Menschenrechte Bedingungen unterworfen werden, die mit der historischen und kulturellen Eigenart oder Rolle einer Gesellschaft begründet werden. Das ist nichts anderes als ein billiger Versuch, Menschenrechte als Herrschafts- und Propagandamittel zu instrumentalisieren. Die IGFM fordert nachdrücklich zur Mithilfe auf, am Beispiel von Fällen verfolgter Christen und anderer aus religiösen Gründen Verfolgter die Verbrechen zu belegen, für deren Freiheit zu kämpfen und durch die Entlarvung der tatsächlichen Drahtzieher zu einer Veränderung beizutragen. Es ist langfristig ein Kampf für unsere eigene Freiheit.

Von einem Sturm der Entrüstung ist nichts zu hören

Die Unterzeichnung einer Erklärung zur Gewährung von Freiheiten und Rechten unter den Vorzeichen der Scharia, die in zahlreichen Ländern die Basis für die Bekämpfung

Andersgläubiger ist, würde in Deutschland zu einem Sturm der Entrüstung führen. Von einer Entrüstung von auf der Basis der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte stehenden Außenministern gegenüber den fünfzig islamischen Außenministern hat man bisher nichts gehört. □

KURZ NOTIERT

Molukken: Menschenrechtler für internationale Intervention

Die indonesische Menschenrechtskommission hat sich für eine internationale Intervention zur Beendigung des Blutvergießens auf den Molukken ausgesprochen. Der Regierung in Jakarta sei es bislang nicht gelungen, den Konflikt zwischen Christen und Muslimen unter Kontrolle zu bringen, deshalb sei es nun an der Zeit, eine internationale Zusammenarbeit ins Auge zu fassen, heißt es in einem Anfang August in Jakarta veröffentlichten Kommuniqué. Dabei sollte es sich vorzugsweise um Staaten der ASEAN-Gruppe handeln, hieß es weiter.

Indonesiens Ministerpräsident Abdurrahman Wahid hat bislang jede bewaffnete Intervention von dritter Seite zurückgewiesen, humanitäre Hilfe allerdings befürwortet.

Tausende von Christen fliehen vor Islamisten

Seit Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Muslimen und Christen auf den Molukken vor 19 Monaten sind nach Angaben aus Kirchenkreisen mindestens 10.000 Menschen getötet worden. Offizielle Statistiken gehen von 4.000 bis 5.000 Opfern aus. Weitere 500.000 Menschen sind vor der Gewalt in andere Landesteile geflohen. Wie das Krisenzentrum der katholischen Diözese auf Ambon am 4. August berichtete, hatten Hunderte radikaler Islamisten am vergangenen Sonntag mit Hilfe indonesischer Soldaten die Stadt Waai nahe der Hauptstadt Ambon eingenommen und rund 4.000 Christen zur Flucht in die Wälder gezwungen. Mindestens 23 Menschen seien bei dem Angriff ermordet worden. Derzeit bemühten sich indonesische Polizisten und christliche Organisationen, die

Flüchtlinge aus dem Dschungel in die christliche Ortschaft Suli zu evakuieren. Per Hubschrauber würden Lebensmittel abgeworfen, berichtete das Krisenzentrum. Die Menschen seien in einem bedauernswerten Zustand.

Ebenfalls waren radikale Islamisten in die christliche Ortschaft Alang Asaude auf der Molukken-Insel Ceram eingefallen; sie seien mit automatischen Gewehren, Handgranaten und Sprengstoff bewaffnet gewesen. Auch hier seien Hunderte von Christen in die Wälder geflohen. Der Gouverneur habe zugesagt, Sicherheitskräfte per Hubschrauber in den Dschungel zu schicken, um die Menschen zu schützen, hieß es von Seiten des Bistums.

Weltweit 350 Millionen Katholiken an den Rand gedrängt, bedroht oder verfolgt

Zu diesem Ergebnis kommt der Bericht 2000 „Religionsfreiheit in der Welt“ des Hilfswerks „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“. Analysiert wird die Lebenssituation der Christen in 193 Staaten der Erde.

Von den bedrängten Christen leben danach 20 Mio in muslimischen Ländern und 31,5 Mio in kommunistischen Staaten. Allein in der VR China seien etwa 24 Mio Christen staatlichen Restriktionen ausgesetzt, so das Hilfswerk. Mehr als 54 Mio Menschen würden in Afrika verfolgt oder an den gesellschaftlichen Rand gedrängt. Zu den größten Krisengebieten zählten der Sudan und Nigeria. In Asien würden Katholiken neben China vor allem in Vietnam und Indien benachteiligt. Die Ergebnisse der Studie sind in italienischer Sprache im Internet abrufbar unter: www.alleanzacattolica.org/acs (KNA)



Gedanken zum Tode des syrischen Staatspräsidenten Hafiz Al Assad

VOLKER W. BÖHLER

Offizieller Staatsbesuch des syrischen Staatspräsidenten Hafiz Al Assad 1978 in der Bundesrepublik Deutschland (Foto Bundesbildstelle)

endlich den weiteren Fortgang der Gespräche. Eine Nachricht Assads aber beeindruckte Clinton:

„We want the peace of the brave, a peace which secures the interests of each side and gives each side his rights. If the leaders of Israel have sufficient courage to respond to this kind of peace, a new era of security and stability in which there are normal peaceful relations among all shall dawn. We fought in honor, we negotiate with honor, and we make peace with honor.“(1) Assad fuhr fort: *„Peace is our strategic option. Syria was prepared to respond to the requirements of peace including normal and peaceful relations.“*(2)

Es war klar, dass ein syrisch-israelisches Abkommen nicht im Handstreich zu erreichen war, zudem die Syrer immer die komplexe Situation im israelisch besetzten Süd-Li-

Gliederung

1. Vorbemerkungen
 2. Basil Al Assad
 3. Bashar al Assad
 4. Der Tod des Rais
 5. Der Nachfolger
 6. Rifaat Al Assad
 7. Perspektiven
- Anmerkungen

banon in die Golan-Frage miteinbezogen.

Wer allerdings erwartet hatte, dass Syrien nach dem Genfer Gipfgespräch von der US-Liste des „State Sponsored Terrorism“ genommen würde, hatte die Lage falsch eingeschätzt. Wer erst einmal in einer US-Strafliste erfasst war, kam dort nicht mehr so schnell herunter, wie dies der eine oder andere westliche Politiker am eigenen Leibe auch schon erfahren musste.

Hinter den Kulissen aber war zu hören, dass der Friedensprozess unumkehrbar und eigentlich nur noch ein technisches Problem der beteiligten Staaten sei. So war die allgemeine Stimmung unter den damaszener Diplomaten zu Beginn des Jahres 1994 verhalten optimistisch.

2. Basil Al Assad

Am 21. Januar 1994, um die Zeit des Mittagsgebets, erhob sich in Damaskus eine stadtweite Schießerei, die gut 30 Minuten andauerte. In der Deutschen Botschaft – und wie sich später herausstellte auch in den anderen Botschaften – dachten wir zuerst an einen Umsturz. Kurze Zeit später war die Ursache der Schießerei klar. Der Mufti der Al Raoudah-Moschee, die in unmittelbarer Nähe des Präsidentenpalastes liegt und die als Haus-Moschee Assads gilt, hatte bekannt gegeben, dass der älteste

1. Vorbemerkungen

Am 16. Januar 1994 war das Genfer Treffen zwischen Präsident Clinton und dem syrischen Präsidenten Hafiz Al Assad weit besser verlaufen, als es viele Skeptiker in Europa und den USA vorhergesagt hatten. Ein Durchbruch in den festgefahrenen syrisch-israelischen Friedensgesprächen war freilich nicht zu erwarten, und beide Seiten schoben sich – sehr zum Ärger des US-Vermittlers – gegenseitig die Schuld zu.

Mangelnde Kompromissfähigkeit in der Golan-Frage blockierte letzt-





Basil Al Assad (Foto Al Thaura, veröffentlicht am 22. Jan. 1994)

Sohn des Präsidenten, Basil Al Assad bei einem Verkehrsunfall am frühen Morgen ums Leben gekommen sei. Die Sicherheitskräfte der Hauptstadt hatten für den toten Präsidentensohn Salut geschossen. Wenige Tage vorher war ihm von der Botschaft ein Visum nach Deutschland erteilt worden. Offensichtlich fand die Fahrt zum Flugplatz unter Zeitdruck statt, und Basil, der selbst am Steuer saß, verlor die Kontrolle über die schwere Mercedes-Limousine und fuhr ungebremst in den Verkehrskreisel vor der Abfertigungshalle. Basil verstarb noch an der Unfallstelle, sein Vetter Hafiz Maqlouf überlebte schwer verletzt.

Im Laufe dieses Freitags ist die Stadt wie gelähmt und unter Schock. Spontane Trauerkundgebungen legen den gesamten Verkehr in der Hauptstadt lahm, es wimmelt von Geheimdienstleuten, die unter Waffen den Präsidentenpalast, nahe der Deutschen Botschaft, absichern. Über das Wochenende steigert sich die Trauer zur Hysterie, jegliches Geschäftsleben und der gesamte Verkehr sind zum Erliegen gekommen. Die Gerüchte über die Unfallursache überschlugen sich. Spontane Trauerkundgebungen werden von organisierten Trauerdemonstrationen überlagert. Wie dem auch sei, die Trauer der Menschen, ob Jung oder Alt, ist ehrlich.

Wer war dieser junge Mann Basil Al Assad (s. Foto u.), dessen Tod für die kommenden 40 Tage nahezu das gesamte Land in eine kollektive Trauer stürzte? Basil Al Assad, mit 31 Jahren der älteste Sohn des Präsidenten, war in den vergangenen Jah-

ren – ohne es je expressis verbis zu dokumentieren – als Nachfolger des seit 1983 kränkelnden alten Assad aufgebaut worden. Hafiz Al Assad fasste wohl eine dynastische Lösung seiner Nachfolge ins Auge. Hierbei schied sein Bruder Rifaat aus Gründen, auf die später noch einzugehen ist, aus.

Basil hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, die sich von dem in Syrien üblichen Muster einer ausschließlich militärischen Erziehung unterschied. Seit den 80er-Jahren war ihm der Außenminister Abdel Halim Chaddam, der heute noch das Amt des Vizepräsidenten innehat, als Mentor beigegeben. Basil schloss das Studium an der Universität Damaskus mit dem akademischen Grad eines Doktors der Ingenieurwissenschaften ab. Parallel zum Studium erfolgte seine Ausbildung zum Armeeoffizier in den Special Forces. Auch als Turnierreiter machte sich Basil in den arabischen Ländern einen Namen.

Sehr früh bereits band sein Vater ihn in das politische Geschehen ein, und Basil bewährte sich in den frühen 90er-Jahren in der Drogen- und Schmuggelbekämpfung, vor allem aber als Koordinator für den Libanon. Zum Zeitpunkt seines Todes war Basil Major und Chef der Präsidentengarde.

Basil war insbesondere bei der jüngeren Generation Syriens und des Libanon populär. Seine Verbindungen reichten auch ins Lager der christlichen Minderheit, die seinen Tod gleichermaßen bestürzt aufnahm, ebenso wie die sunnitische Mehrheit und die Minderheiten der Drusen, Ismaeliten und vor allen Dingen der Alawiten, zu denen sich der Assad-Clan bekannte.

Basils Tod zeigte im arabischen Lager tiefe Anteilnahme. Wohl aus Respekt vor dem „Löwen von Damaskus“ bekundeten u.a. die Präsidenten der USA und Frankreich persönlich ihr Beileid, gleiches gilt für den Heiligen Stuhl. Noch am Tage es Unfalls regte der deutsche Botschafter beim Auswärtigen Amt ein Kondolenzschreiben des Bundespräsi-

denten oder wenigstens des Außenministers an. Nach ca. einer Woche erhielten wir den Bescheid, dass der junge Mann ja kein Amt innegehabt hätte und man keine Notwendigkeit für ein solches Schreiben sähe. So übermittelte der deutsche Verteidigungsattaché seine Anteilnahme. Die Begründung für diesen Weg war einfach: Basil Al Assad war schließlich Major der syrischen Armee! Schenkt man den syrischen Nachrichten Glauben, dann wurde die Anteilnahme des Bundespräsidenten beim Besuch des syrischen Außenministers in Bonn am 16. März 1994 nachgeholt.

Zwei Wochen nach dem Unfalltod des Präsidentensohnes begann sich das Leben in Damaskus und im Lande wieder allmählich zu normalisieren. Im Stadtbild von Damaskus tauchen Bilder auf, die Vater und Sohn gemeinsam in Uniform oder den Sohn während der Hadsh in Mekka zeigen. Die Bilder bezeichnen den Sohn als Shahied Basil (Märtyrer). Obwohl es sich wahrscheinlich um einen „normalen“ Unfalltod handelte, wird dies im Lande nicht geglaubt.

Basil Al Assad hat durch seinen Tod zweifelsohne ein Vakuum hinterlassen. Aus den unterschiedlichsten Bevölkerungsschichten gab es deutliche Anzeichen dafür, dass man mit dieser alawitisch-dynastischen Lösung gut hätte leben können, da Basil sich einer breiten Unterstützung des syrischen Volkes erfreute.

In den in den folgenden Wochen einsetzenden Spekulationen fielen die Namen einer Reihe prominenter Persönlichkeiten, die im Falle einer Regruppierung der Machtverhältnisse von Bedeutung waren:

- Vizepräsident Abdel Halim Chaddam als Repräsentant der sunnitischen Bevölkerungsmehrheit, loyaler Gefolgsmann Assads,
- Außenminister Faruk Al Sharaa (Sunnit), prowestlich, gewinnendes Wesen, keine militärische Macht,
- Verteidigungsminister Mustafa Tlass (Sunnit), guter Stratege, Schöngest, Verehrer schöner Frauen, loyaler Paladin des Präsidenten,
- Generalstabschef Hikmat Shehabi (Sunnit) und der Kommandeur der Republikanischen Garde und

Präsidentenschwager Adnan Maqlouf (Alawit). Beide verfügen über militärische Macht, unklarer Gesundheitszustand,

- Chef des militärischen Nachrichtendienstes Ali Issa Douba (Alawit), stützt sich auf Geheimdienst ab, unbeliebt,
- Vizepräsident Rifaat Al Assad, jüngerer Bruder des Präsidenten, ehemaliger Kommandeur der aufgelösten Verteidigungs-Brigaden, ohne formelle Macht, aber mit breiter Anhängerschaft in den mittleren Rängen der Streitkräfte, zeitweise im Exil, charismatischer Machtmensch.

Für eine Präsidentennachfolge allerdings kam dieser Personenkreis – sieht man vom Präsidentenbruder Rifaat ab – nicht in Frage. Wohl aber würden sie als „Königsmacher“ ein gewichtiges Wort mitreden.

3. Bashar Al Assad

Im diplomatischen Corps in Damaskus hatte es kein sonderliches Aufsehen erregt, dass der zweitälteste Sohn Assads bei der Entgegennahme der stundenlangen Kondolenzbezeugungen und der Trauerfeierlichkeiten neben seinem Vater stand und ihn bei den 40 Tage Riten im Geburtsort Assads in Qirdaha im Dschebel Nusayriyah vertrat.

Nachdenklich allerdings stimmte die Weisung des Vaters an den Sohn, seine ärztliche Fachausbildung in London abubrechen und im Lande zu verbleiben. In der Lagebeurteilung der Militärattachés zeichneten sich zwei Denkrichtungen ab: Ein Teil meiner Kollegen sah in den Folgemonaten in Bashar eher eine Art Galionsfigur, die man während der Trauerperiode benötigte, der aber während der nächsten fünf Jahre für eine Neuorientierung der Machtverhältnisse keine Bedeutung zukam. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, dass dieser 29-jährige Augenarzt, der so ganz das Gegenteil seines Bruders Basil war, der schüchtern, in sich gekehrt und eher den Typus eines Intellektuellen verkörperte, in einem Umfeld eher skrupelloser Machtfiguren eine wesentliche Rolle spielen könnte.

Andere Kollegen – und diese waren eindeutig in der Minderzahl –

Verteidigungsminister Mustafa Tlass mit dem Befehlshaber der Marine

(Foto MilAttStab Damaskus)

verwiesen auf die Ähnlichkeiten zwischen Vater und Sohn, die sich nicht nur im äußeren Erscheinungsbild dokumentierten. Hafiz Al Assad muss als junger Mann wohl ähnlich ausgesehen haben. Schlank und asketisch war der „Alte vom Berg“ immer noch, wenn auch der Sohn ihn um Haupteslänge überragte. Es waren aber weniger die Äußerlichkeiten, die ins Feld geführt wurden. Bashar ist höflich, wohl erzogen und kann zuhören. Klug abwägend und eher bedächtig zeigt er einerseits Zurückhaltung, andererseits – falls erforderlich – Zähigkeit und Durchsetzungsvermögen, Eigenschaften, die er von seinem Vater geerbt hatte.

Bemerkenswert war auch die Rede des Verteidigungsministers, Generalleutnant Dr. Mustafa Tlass, während der 40 Tage Trauerfeierlichkeiten in Qirdaha. Tlass sprach u.a. davon, dass Dr. Bashar „den Willen und die Fähigkeit habe, das Banner zu tragen, das Basil vormals trug und ein würdiger Nachfolger sei.“ Prompt setzte im Lande die Diskussion darüber ein, was Mustafa Tlass wohl gemeint haben könnte, denn er ließ offen, wessen Nachfolge er meinte, Präsident oder verstorbener Bruder. Faktum allerdings war, dass der verstorbene Basil niemals offiziell als Nachfolger benannt wurde, obwohl unschwer erkennbar war, dass er für diese Nachfolge vorbereitet wurde. Wie dem auch sei, Tlass hatte diese Rede sicherlich mit Assad vorher abgestimmt, und es war von Interesse, dass man diese Äußerung nicht dem Vizepräsidenten Chaddam überließ, sondern dem dienstältesten Repräsentanten der Streitkräfte. Es konnte auch nicht ausgeschlossen werden, dass dies als Warnung an den Präsidentenbruder Rifaat und die mächtigen alawitischen und sunnitischen Generale zu verstehen war, Ruhe zu geben und die – wie auch immer gemeinte – Nachfolge zu akzeptieren.

Bashar selbst hinterließ während der Trauerfeierlichkeiten für seinen Bruder eher den Eindruck, dass er Glück und Zufriedenheit in seinem Beruf als Augenarzt gefunden hätte,

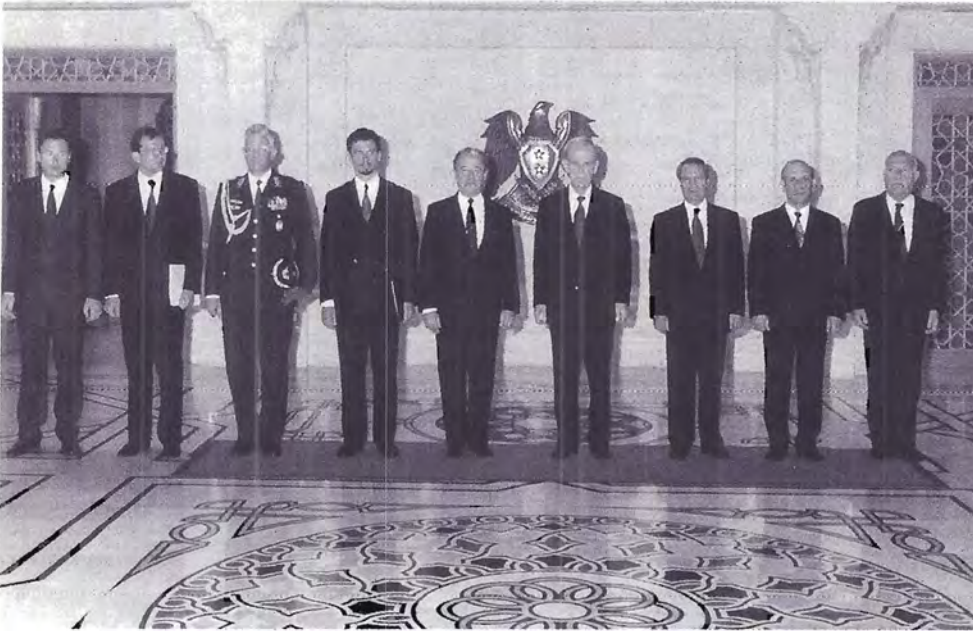


zudem ihm klar sein musste, dass er immer an seinem robusten und charismatischen Bruder gemessen würde.

4. Der Tod des Rais

Hafiz Al Assad, der Präsident der Arabischen Republik Syrien, starb am Samstag, den 10. Juni 2000, im Alter von 69 Jahren. Sein Tod kam unerwartet, obwohl über seinen Gesundheitszustand seit einem Infarkt im Jahre 1983 immer wieder spekuliert wurde. Diese Spekulationen wurden in der ersten Hälfte der 90er-Jahre unter den damaszener Diplomaten zum Dauerbrenner, wobei insbesondere unter den amerikanischen und türkischen Kollegen jedes „Husten“ des Präsidenten aufmerksam registriert wurde. So wurden denn neben Herzproblemen Zucker und Leukämie, die ein Ableben Assads eigentlich schon längst hätten verursachen müssen, per Gerücht diagnostiziert.

Peinlich berührt erinnere ich mich noch an das lebhafteste Interesse meiner Kollegen, die auf neue Meldungen geradezu versessen waren: Nach langmonatiger Pause gab das Protokoll wieder Termine für die Übergabe der Beglaubigungsschreiben der Botschafter bekannt. Der deutsche Botschafter hatte immerhin fast sechs Monate auf diesen Termin gewartet, und er wurde nicht schlechter behandelt als die Staaten, die mit Syrien bessere Beziehungen hatten als die Bundesrepublik. Am 15. November 1993 schließlich war der Tag der Übergabe der Beglaubigungs-



Übergabe des Beglaubigungsschreibens des deutschen Botschafters Thomas Trömel 1993 (l.v. Assad), rechts von Staatspräsident der syrische Außenminister Faruk Al Shazaa; in Uniform der Verfasser als Militärattachée.

(Foto syr. Protokollamt)

Er erkennt auch, dass er nicht einmal ein strategisches Gleichgewicht erreichen kann. Mit seiner Weigerung, die ausstehenden 10 Milliarden US-Dollar Militärschulden an Russland zu zahlen, erlöschen die russischen Waffenlieferungen endgültig. Bereits in der ersten Hälfte der 90er-Jahre wird klar, dass Syriens Streitkräfte den Israelis hoffnungslos unterlegen sind.

Mit seiner aktiven Teilnahme an der alliierten Koalition im Golf-Krieg 1990 und dem 1991 mit der Madrider Konferenz eingeleiteten Nahost-Friedensprozess begann Assad eine vorsichtige Öffnung zum Westen hin.

Hafiz Al Assad herrschte 30 Jahre. Außenpolitisch war seine Regierungszeit vom Kampf gegen Israel und der Rückgewinnung des Golan geprägt. Mit der Existenz des Staates Israel hatte er sich spätestens Ende der 80er-Jahre abgefunden.

In seiner Libanon-Politik ging Assad stets davon aus, dass der Libanon ein künstliches Gebilde und Relikt aus der französischen Mandatszeit sei, das als politisch selbständiger Staat zu akzeptieren ihm schwer fiel. Assad sprach von einem Volk in zwei Staaten. Die israelischen Invasionen der Jahre 1978 und 1982, die neben der Abwehr der Anschläge palästinensischer Fedayeen an der Nordgrenze Israels auch der Sicherung israelischer Einflussnahme im Süd-Libanon galten, mussten von Assad als gefährliche Umklammerung im Kontext mit dem besetzten Golan empfunden werden. Israel stellte bereits seit 1976 eine Brigade aus libanesischen Armee-Deserteuren auf, die meist aus dem christlich-maronitischen Lager kamen und nach der 82er-Invasion bei der Einrichtung der so genannten Sicherheitszone willkommene Geburtshilfe leisteten.³⁾ Als das Land schließlich im Chaos eines blutigen Bürgerkrieges völlig versank und weder die UN noch Franzosen oder Amerikaner in der Lage waren, Stabilität und Ruhe

gung. Erstmals sah ich Assad von Angesicht zu Angesicht. Er wirkte asketisch und fast durchsichtig, war freundlich, aufmerksam und nahm auch das „Gefolge“ des Botschafters wahr. Auffallend war, dass der üblicherweise festgestellte starre Blick völlig fehlte und einem feinen Lächeln gewichen war. Meine Kollegen jedenfalls waren teils erleichtert, teils enttäuscht, dass ich zum täglichen Gesundheitsbulletin des Präsidenten keine wesentlichen Beiträge liefern konnte.

Assad wurde 1930 in Qirdaha, einem kleinen Gebirgsstädtchen östlich von Latakia geboren. Diese Gegend war seit Jahrhunderten Rückzugsgebiet der shiitischen Alawiten-Sekte, die von den Sunniten als Häretiker betrachtet wurde und immer wieder Verfolgungen ausgesetzt war. Assad stammte aus einem eher unbedeutenden, bäuerlichen Clan. Sein Aufstieg zur Macht wurde durch zwei Faktoren bestimmt: Früh schloss er sich der Baath-Bewegung, die einen arabischen Sozialismus predigte, an. Die Zulassung zur Militärakademie bot ihm die Chance zum Aufstieg in der Hierarchie der Streitkräfte. Assad wurde in Ägypten zum Luftwaffenpiloten ausgebildet und arbeitete sich nach der Machtübernahme der Baath 1963 beharrlich und gezielt an die Spitze. Nach dem Kommando als Befehlshaber der Luftwaffe übernahm er 1966 das Amt des Verteidigungsministers. Im Sechs-Tage-Krieg musste er 1967 den Verlust des Golan hinnehmen.

Nach einem unblutigen Putsch wird er 1970 Premierminister und 1971 Vorsitzender der Baath-Partei und Staatspräsident.

In der Anfangsphase des Tishrin-Krieges (Yom Kipur) 1973 gelingt es ihm, zusammen mit seinem alten Kriegsschulkameraden Mustafa Tlass, der bislang als unbesiegbar geltenden israelischen Armee am Golan und Hermon empfindliche Verluste beizufügen. Die Geländegewinne waren freilich nicht zu halten, und Syrien verliert auch diesen Krieg. Als gewiefter Taktiker und zäher Verhandlungspartner gelingt es ihm allerdings, 1974 im Entflechtungsabkommen einen Teil des Golan zurückzuerhalten. Seit diesem Zeitpunkt beobachten UN-Truppen die Einhaltung der Vereinbarungen. Im Gegensatz zu allen anderen Frontstaaten in Nahost fiel dort bis zum heutigen Tage kein Schuss, nicht weil die UN das hätte verhindern können, sondern weil Assad es nicht wollte.

In den 80er-Jahren versucht die Sowjetunion, in Syrien einen Vorposten im Mittelmeerraum zu etablieren und liefert nahezu das gesamte Inventar der syrischen Armee vom Panzer bis zur MIG 29 und SCUD-B-Rakete. Assad aber wird nie zum sowjetischen Vasall. Mit dem Zerfall der Sowjetunion aber verliert er seinen Hauptwaffenlieferanten. Assad erkennt, dass sein Ziel, eine militärische Überlegenheit gegenüber den hochgerüsteten israelischen Streitkräften zu erreichen, illusorisch ist.

zu schaffen, war es letztlich Assad, der maßgeblich zur Beendigung des Bürgerkrieges beitrug und dessen Truppen bis zum heutigen Tage im Libanon verblieben sind. Westliche Proteste gegen die syrische Truppenpräsenz hielten sich in Grenzen.

Im Laufe des Zerfalls der staatlichen Ordnung wurde im Süden des Landes eine radikale, fundamentalistische Shia-Bewegung aus der Taufe gehoben, die „Partei Gottes“ (Hisb Allah). Die im Westen immer wieder verbreitete Behauptung, Assad hätte die Hisbollah im besetzten Süden dirigiert und für eine volatile, instabile Grenze gesorgt, bedarf der Korrektur.

Zweifelsohne hat Assad in Übereinstimmung mit der libanesischen Regierung den Widerstand gegen die israelische Besetzung für völkerrechtlich legal gehalten. Häufig war in Damaskus der Vergleich mit der französischen Résistance gegen die deutsche Besetzung mit dem Hinweis zu hören, dass niemand auf die Idee käme, die Kämpfer der Résistance als Terroristen zu bezeichnen.

Die fanatischen, shiitischen Krieger der „Partei Gottes“ lassen sich allerdings von einem säkularen Machthaber in Damaskus nicht kontrollieren. Wahr ist aber, dass Assad über seinen ausgezeichneten Draht zur iranischen Führung einen mäßigen Einfluss auf die Hisbollah ausüben konnte.

Nach dem überstürzten Abzug der Israelis und dem Zusammenbruch ihrer Söldnermiliz SLA bleibt abzuwarten, ob im Grenzgebiet nunmehr Ruhe eintritt.

Innenpolitisch hatte Assad das Land eisern im Griff. Das Chaos der Nachmandatszeit hatte ihn offensichtlich traumatisiert. Sukzessive besetzte er alle sicherheitsrelevanten Positionen in den Streitkräften, der Polizei und den Sicherheitsdiensten mit alawitischen Gefolgsleuten. Er achtete stets darauf, dass die sunnitische Mehrheit und die christliche Minderheit nicht völlig von der Macht ausgeschlossen blieben – wenn auch in Positionen, die weniger empfindlich sind. Assad setzte auf ein ausbalanciertes System persönlicher Loyalitäten.

Mit der Revitalisierung eines militanten Islam allerdings erfuhr sein Regime eine empfindliche Störung. Arabischer Baath-Sozialismus und

religiöser Fundamentalismus vertrugen sich schlecht, und es kam zu zahlreichen Anschlägen der Muslim-Brüderschaft, der Ichwan Muslimin, hinter denen auch sicherlich zurückgesetzte Sunniten standen. Assad ließ die Hochburg der Muslim-Brüder 1982 in der Altstadt von Hama dem Erdboden gleichmachen. Bruder Rifaat war dabei der Mann fürs Grobe. Tausende von Menschen kamen ums Leben.

Bei der Sichtung der Nachrufe auf Hafiz Al Assad entsteht leicht der Eindruck, er sei ein finsterner, brutaler Diktator gewesen, der sich wenig von einem Despoten im Stile Saddam Husseins unterscheidet. Gewiefter Taktiker, Meister im Ränkespiel, Sphinx von Damaskus, starrsinniger Eigenbrötler sind noch die harmloseren Attribute, die den Schreibern zur Person Assads einfallen. Da wird der Intimfeind Israel schon deutlicher: „Hafiz Al Assad war ein finsterner und primitiver Diktator, der ein finsternes und primitives Land zurücklässt“ schreibt der ehemalige Medienberater von Jizchak Rabin, Eytan Haber, in der „Jedioth“.⁴⁾ „Die Welt“ gar vergleicht ihn mit Saladin, der „kaum jemals Allianzen schmiedet“ – „Allein wollte er es schaffen“.⁵⁾ Der Mythos vom arabischen Clint Eastwood setzt schon am Tage seines Todes ein!

An der Person Assads werden sich sicher die Geister scheiden. Er war ein Mann, der nicht dem westlichen Idealbild eines demokratischen Staatsoberhauptes entsprach. Wer tut das schon im Orient? Für Syrien aber bedeutete Assad nach einer verheerenden Nachmandatszeit Ruhe und Stabilität, abgesehen von zwei syrisch-israelischen Kriegen. Diese Ruhe aber hatte ihren Preis. Opposition gegen das Regime wurde nicht geduldet, die Parteien waren gleichgeschaltet, Presse und TV unterlagen einer rigiden Zensur, und das Parlament degenerierte zum Akklamationsorgan für Entscheidungen des Präsidenten. Eine sozialistische Mangelwirtschaft war allgegenwärtig.

Häufig trifft der politische Witz den Nagel auf den Kopf: Als Assad in einem Referendum wieder als Präsident bestätigt wird, fragen ihn seine Wahlkampfmanager: „Herr Präsident, Sie wurden mit 99,9 Prozent wieder gewählt! Was wollen Sie noch

mehr?“ Assad soll kühl geantwortet haben: „Die Namen der 0,1 Prozent“.

5. Der Nachfolger

Assad nutzte die Zeit nach dem Tode seines ältesten Sohnes systematisch zum Aufbau des zweitältesten. Schon bald sah man Bashar, anfänglich noch mit Bruder Basil und dem Vater, auf den überall in den Großstädten ins Auge springenden Plakatierungen. Basils Rolle des religiös verbrämten Märtyrers gab dann mehr und mehr Raum für die Vater- und Bashar-Bilder. Es war selbstverständlich, dass Bashar in Uniform gezeigt wurde, und die in unseren Medien dargestellte Rolle vom Zivilisten Dr. Bashar Al Assad bedarf etwas der Korrektur. Bashar war seit Jahren Armeearzt im Range eines Hauptmanns, wenn auch seine Gesamttattribution eher einem zivilen Erscheinungsbild entsprach. Zielgerichtet wird Bashar zum Kommandeur eines Panzerverbandes ausgebildet. Im November 1994 lernte ich ihn anlässlich seiner Graduierung an der Akademie des Heeres in Homs kennen. Er wirkte bescheiden, freundlich und in diesem Metier ein wenig unsicher. Insgesamt aber waren die akkreditierten Militärattachés von seiner Person angetan und angenehm überrascht. In den folgenden fünf Jahren nahm Bashar an der Generalstabausbildung teil, befahligte – wie seinerzeit sein älterer Bruder – die Präsidialgarde und wurde als Koordinator für den Libanon eingesetzt. Als entschlossener Aufklärer leitete er eine landesweite Anti-Korruptionskampagne, in der auch der ehemalige Ministerpräsident Mahmut Al Zoobi schwer belastet wurde und sich Ende Mai 2000 erschoss. Beim Tode seines Vaters war Dr. Bashar Oberst und alles deutete darauf hin, dass Hafiz Al Assad in den fünf Jahren seit meiner Rückkehr nach Deutschland sein Haus bestellt hatte.

Noch in der gleichen Sitzung, in der der Parlamentspräsident den Tod Assads bekannt gab, wurde das verfassungsmäßig vorgeschriebene Mindestalter für das Präsidentenamt von 40 Jahren auf 34 Jahre gesenkt. Vizepräsident Abdel Halim Chaddam ernannte Dr. Bashar zum Oberbe-



Rifaat Al Assad als Kommandeur der
Verteidigungsbrigaden
(Foto MilAttStab Damaskus)

fehlshaber der Streitkräfte und beförderte ihn zum Generalleutnant. Der alte Kämpfe Mustafa Tlass leistete den Loyalitätsschwur und machte deutlich, dass Bashar sich auf die Armee abstützen kann. Die offizielle Nominierung als Präsidentschaftskandidat erfolgte bereits acht Tage nach dem Tode des Vaters auf dem Kongress der Baath-Partei. Die Billigung durch das Parlament und das folgende Referendum waren dann nur noch eine Formsache.

6. Rifaat Al Assad

In den nächsten Wochen und Monaten wird es darauf ankommen, dass Dr. Bashar innenpolitisch seine Macht festigt. Die Gefahren für seine Präsidentschaft sind dreifach. Zum einen könnten unter dem Regime des Vaters zurückgesetzte Sunniten oder religiös motivierte Fundamentalisten (Ichwan Muslimin), die ebenfalls zum sunnitischen Bevölkerungsanteil gehören, für Instabilität oder gar Aufruhr sorgen. Zum anderen kommt eine nicht zu unterschätzende Gefahr aus der alawitischen Minderheit, ja aus dem eigenen Familienclan.

Rifaat Al Assad, der heute 63-jährige Bruder des verstorbenen Präsidenten, hat unmittelbar nach Bekanntwerden des Todes von Hafiz Al Assad aus dem Exil Nachfolgerechte angemeldet und sich als „legitimen Nachfolger“ bezeichnet, der „jederzeit bereit sei, seine Verantwortung zu übernehmen“.⁶⁾ Vorsorglich erließen die syrischen Behörden einen Haftbefehl, um seine Rückkehr zu

verhindern, und prompt beschwerte sich Rifaat, man habe ihm die Teilnahme am Begräbnis seines Bruders verweigert.

Rifaat Al Assad wählte wie sein Bruder für seine Karriere den Weg über die Streitkräfte. Nach der Machtergreifung war er die verlässlichste Stütze seines Bruders und stellte in Damaskus eine auf ihn maßgeschneiderte Truppe, die Verteidigungsbrigaden, auf, deren Kommandeur er im Range eines Obersten war. Im Stadtbild fielen diese Truppen durch eine rosa-rötliche Tamuniform auf, die zum Spitznamen „Pink Panthers“ führte. Rifaat hielt diese Prätorianer durch zahlreiche Privilegien, die hauptsächlich aus einem sehr erträglichen Libanon-Schmuggel finanziert wurden, bei guter Laune. Als in den späten 70er und frühen 80er-Jahren islamistische Einflüsse sich verstärkten und auch im Stadtbild offensichtlich wurden, ließ Rifaat seine Truppe ausschwärmen und den Frauen den Schleier vom Gesicht reißen. Hafiz Al Assad stoppte das Treiben seines Bruders, und die gleiche Truppe verteilte ein paar Tage später Rosen an die Frauen.

In der Bekämpfung der islamistischen Terrororganisation der Muslim-Brüder war Rifaat zusammen mit dem Kommandeur der Republikanischen Garde, Ali Haidar, die machtvolle Stütze des Präsidenten, die im Raum Homs und Hama 1982 die Organisation blutig zerschlug. Rifaat war zwischenzeitlich zum Koordinator der verschiedenen Geheimdienste ernannt worden.

Als Hafiz Al Assad im November 1983 einen Herzinfarkt erlitt, griff Rifaat nach der Macht. Im Februar 1984 kam es in Damaskus zu blutigen Gefechten zwischen regulären Armee-Einheiten und den Verteidigungsbrigaden. Assad reagierte milde, er ernannte den skrupellosen Bruder zum Vizepräsidenten der Republik. In den Folgemonaten kam es im Raum Latakia unter den alawitischen Führungseliten um Rifaat und die Generäle Ali Haidar und Shafiq Al Fayyad zu weiteren bluti-

gen Unruhen. Assad löste Rifaats Verteidigungsbrigaden auf und schickte den Bruder ins Exil, wo er seither erträgliche Waffengeschäfte tätigte.

Als 1992 die Mutter der Assad-Brüder starb, gestattete Hafiz seinem Bruder die Rückkehr. Von der politischen Macht völlig ausgeschlossen verhielt sich Rifaat in Damaskus ruhig, pendelte zwischen London, Marbella und Nizza und ging seinen dubiosen Geschäften nach. Seinen Anspruch auf Beteiligung an der Macht hatte Rifaat allerdings auch während dieser Zeit nicht aufgegeben. In den mittleren Rängen der Streitkräfte hatte er immer noch eine beträchtliche Anhängerschaft, die sich insbesondere in einer verkommenen Armeesiedlung an der Ausfallstraße nach Kuneitra konzentrierte. Diese im Jargon „Rifaat-City“ genannte Siedlung war noch in der ersten Hälfte der 90er-Jahre ein wahres Schmugglerparadies, wo es all das gab, was in der Stadt nicht erhältlich war. Wenn es in Damaskus wieder einmal kein Bier gab und man zum Empfang geladen hatte, dann war „Rifaat-City“ die einzige – wenn auch nicht ganz ungefährliche Adresse – doch noch zum Bier zu kommen. In Jahresabständen riss die Armee die Nissenhütten der Schmuggler ab, setzte dabei auch durchaus schweres Gerät ein, doch es dauerte nicht allzu lange, bis „Rifaat-City“ neu erstand.

Im Oktober 1999 wurde im Rahmen einer neuerlichen Antikorrupionskampagne im Raume Latakia eine Schmuggelbasis zerstört, die mit Rifaat in Verbindung gebracht wurde. Die Tatsache, dass schwere Waffen und Panzer zum Einsatz kamen und große Mengen Waffen und Munition gefunden wurden, lässt Rückschlüsse auf das Ausmaß der illegalen Aktivitäten zu. Für die Annahme eines bevorstehenden Putsches reichten die Erkenntnisse wohl nicht aus. Rifaat aber fiel endgültig in Ungnade, der Titel eines Vizepräsidenten der Republik wurde ihm aberkannt und er ging wiederum ins Exil. Rifaat Al Assad erschien nicht zur Beerdigung seines Bruders. Das Risiko einer Verhaftung am Flugplatz Damaskus wollte er nicht eingehen. So wartet er die weitere Entwicklung im Lande in seinem Exil ab.

7. Perspektiven

Dr. Bashar Al Assad wird sein Amt in einem extrem schwierigen und vielschichtigen Umfeld antreten. Bashar war zu Lebzeiten seines Bruders Basil nie ein Kandidat für eine mögliche Nachfolge des Vaters. So war es nur folgerichtig, dass er bis zu seinem 29. Lebensjahr nicht in das politische Geschehen in Syrien und der Region eingebunden wurde. In den letzten sechs Jahren bereitete ihn der verstorbene Präsident im Schnellkurs auf eine Nachfolge vor, dennoch fehlt ihm eine gewachsene politische Erfahrung in einem schwierigen innen- und außenpolitischen Terrain.

Assad junior hatte während seiner beruflichen Weiterbildung in London die Gelegenheit, westliche Demokratie, Wirtschaft, Industrialisierung und moderne Technik kennen zu lernen. Er zählt – wenn man so will – zur Handy- und Computer-generation. Vielleicht könnte er ein Modernisierer werden und Syrien allmählich aus seiner Rückständigkeit herausführen. Mit Internetanschluss und Globalisierungsglaube allein ist es allerdings nicht getan. Syrien ist ein Land bäuerlich-archaischer Strukturen. Syrien ist ein Land, in dem Entscheidungsträger in aller Regel das 50ste Lebensjahr überschritten haben. Syrien ist auch ein Land, in dem diese Entscheidungsträger erst einmal ihren persönlichen Vorteil in den Vordergrund stellen. Es wird darauf ankommen, dass es Bashar gelingt, diesen Personenkreis für sich zu gewinnen. Es wäre ein Irrtum zu glauben, dass die Laptop-Generation ab morgen das Sagen hat. Die Jugend – und dafür spricht bereits jetzt schon einiges – hat er bereits gewonnen. Es wird in der weiteren Zukunft darauf ankommen, die Altkader und Herrschaftseliten in der Baath und den Sicherheitskräften, die gegen Neuerungen ein tiefes Misstrauen zeigen, so zu behandeln, dass sie nicht das Gefühl haben, sie würden ausgemustert. In den kommenden Wochen aber wird Bashar den Rückhalt der alten Paladine seines Vaters brauchen, seien es der Verteidigungsminister Mustafa Tlass, der Außenminister Faruk Al Sharaa,

der Vizepräsident Abdel Halim Chaddam oder der libanesische Staatspräsident Emile Lahoud.

Wenn Bashar seine Macht festigen kann und ein alawitisches Regime in Syrien erhalten bleibt, so wird es künftig für die sunnitische Mehrheit (78%) etwas mehr Spielraum – auch in der Ämterbesetzung – geben. Die Minderheiten der aus shiitischer Wurzel stammenden Drusen und Ismaeliten werden – wie bisher – von ihren ebenfalls aus der Shia stammenden alawitschen Brüdern (ca. 10 Prozent) keine Nachteile zu befürchten haben. Die christliche Minderheit (ca. 10 Prozent) verschiedener ostkirchlich geprägter Glaubensgemeinschaften wird sich auch weiterhin einer vollen Religionsfreiheit und Sicherheit erfreuen können. Im Orient gilt die alte Regel: „Minderheiten schützen Minderheiten“. Dafür wird aber auch in Zukunft Regimetreue erwartet. Sollte allerdings eine instabile Lage, in der die sunnitischen Muslim-Brüder die Oberhand bekämen, eintreten, so wird es in Syrien zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen kommen, in die auch die Christen hineingezogen würden.

Außenpolitisch aber braucht Dr. Bashar mehr als wohl wollende westliche Unterstützung. Die erste Chance, dies beim Begräbnis des alten Assad zu dokumentieren, wurde mit der Abordnung zweitrangiger Vertreter zu den Trauerfeierlichkeiten vertan. Nur Frankreich begriff die Bedeutung dieser Geste. Für die anderen westlichen Industrienationen war noch einmal eine letzte Abstrafung des Mannes angesagt, den man mit „State-Sponsored Terrorism“ in Verbindung brachte und dem man nicht verzieh, dass er im Nahost-Friedensprozess nicht die Flexibilität von König Hussein oder Jassir Arafat besaß.⁷⁾

An der grundsätzlichen Verhandlungsposition der Syrer im Nahost-Friedensprozess wird wohl auch in Zukunft festgehalten werden. Der Spielraum des künftigen Präsidenten ist begrenzt. Dr. Bashar wird sich auf die Madrider Formel „Land for Peace“ berufen und weiß internationales Recht auf seiner Seite. Der Golan ist völkerrechtswidrig besetzt, und Israel hat die UN-Sicherheitsrats-Resolutionen

bis heute ignoriert.⁸⁾ Im Hinblick auf eine für beide Seiten gerechte Verteilung des Golan- Hermon- und See-Genezareth-Wassers wird Bashar genauso kompromissfähig sein wie in der Frage beiderseitiger Sicherheits-Arrangements an der Golangrenze. Der Südlibanon ist in diese Arrangements mit einzubeziehen. Im Hinblick auf den desolaten Zustand der eigenen Streitkräfte wird Bashar allerdings den Vorstellungen der Israelis nach „unbalanced arrangements“ nicht zustimmen können. Auch hat die strategische Bedeutung der Golan-Höhen im Zeitalter von Satelliten-Aufklärung und taktischen Flugkörpern dramatisch abgenommen.

Bei den Begräbnisfeierlichkeiten in Qirdaha stand für lange Zeit ein eher unauffälliger Mann in unmittelbarer Nähe des Präsidentensohnes, General Emile Lahoud, der Staatspräsident des Libanon. Von ihm kennen wir die letzten Worte, die Hafiz Al Assad kurz vor seinem Tode sprach: „Es ist unser Schicksal, für unsere Kinder eine Zukunft aufzubauen, in der sie sich sicher fühlen, und es ist unsere Pflicht, ihnen eine bessere Situation zu hinterlassen als die, die wir geerbt haben.“⁹⁾

Assad hat dieses Ziel nicht erreicht. Seinem Nachfolger wäre zuzutrauen, dass er diesen Weg geht. Dazu braucht er stabile Verhältnisse im Inneren und die vorurteilsfreie, unparteiische Unterstützung der westlichen Nationen.

Anmerkungen

- 1) The Middle East Reporter, Vol. LXXII, No. 766, 22. January 1994.
- 2) ebd.
- 3) Die Südlibanesisch-Armee (SLA), die 1978 von Ex-Major Saad Haddad gegründet wurde. Als ihr Kommandeur, Ex-General Antoine Lahad, sich nach Frankreich ins Exil absetzte, zerfiel die ca. 2.000 Mann starke Truppe im Mai 2000 während der Räumung der von Israel besetzten Zone im Süden des Landes.
- 4) Die Welt, 13. Juni 2000, Seite 6.
- 5) Frankfurter Allgemeine, 13. Juni 2000, Seite 1.
- 6) ebd.
- 7) US-Department of State, Patterns of Global Terrorism 1992.
- 8) UN-Sicherheitsrats-Resolution 242 und 338.
- 9) Die Welt, 13. Juni 2000, Seite 6 und Frankfurter Allgemeine, 13. Juni 2000, Seite 2.

MIT DER ENTFESSELUNG DESTRUKTIVER KRÄFTE SUCHT
DER MENSCH SEINE GRENZEN ZU ÜBERWINDEN

Der Prozess der Gewalt

WOLFGANG SOFSKY

Seit der Vertreibung aus dem Garten Eden haben die Menschen ihre Geschicke in die eigenen Hände zu nehmen. Die Lasten ihrer Existenz müssen sie selbst tragen, die Mühsal der Arbeit, die Bürden des Körpers, das Bewusstsein des Todes. Ihr Leben ist verseucht von Todesangst. Um sich voreinander zu schützen, errichteten sie Tabus und verhängten Verbote. Trotzdem blieb ihre Welt voller Gewalt. Offenbar gehört die Entwicklung der Destruktivkräfte zum Fahrplan der Kulturschichte. Und dennoch sind wir weit davon entfernt zu verstehen, worin die Wurzeln der Gewalt liegen und was bei ihrer Entfesselung überhaupt vor sich geht.

Eine Voraussetzung der Gewalt ist die Vorstellungskraft, ein ganz und gar humanes Vermögen. Die Imagination befreit den Menschen aus dem Bannkreis seiner Erfahrungen und gestattet ihm, ein anderer zu werden, als er ist. Die Fantasie hält sich an keine Hemmungen. Es gibt keine Grenzen, deren Überschreitung sich Menschen nicht vorstellen können. Die erdachte Gewalt aber ist frei, und daher reizt sie zur Tat. Vielleicht wird anfangs noch zögernd experimentiert, doch räumt die erste Tat das Feld frei für weitere Vorstellungen und Taten. Uferlos, obsessiv ist die Imagination, sie ersinnt neue Gräuelt, erprobt neue Waffen, entwirft Utopien, erschafft die Götter, welche jedes Opfer rechtfertigen. Wollte man die Gewalt aus der Welt schaffen, man müsste die Menschen ihrer Erfindungsgabe berauben.

Ebenso verhängnisvoll wie der menschliche Geist ist die Plastizität der Motive. Es liegt keineswegs an der vermeintlichen Wolfsnatur der Gattung, dass die Gewalt kein Ende findet. Was ihre Gemütszustände anlangt, sind Gewalttäter mitnichten festgelegt. Der Mensch kann sich im-

mer gewaltsam verhalten, mit Wut oder Hass, Ekel, Stolz oder Liebe, mit Gleichgültigkeit oder Pflichtgefühl, aus Ruhmsucht oder Beutegier, Abenteuerlust oder Langeweile, mit Berechnung, Beflissenheit oder Begeisterung. Wäre der Mensch nur von animalischen Kräften getrieben, wüsste man zumindest, womit zu rechnen ist. Aber weil er zukunfts-offen ist, bleibt alles möglich. Allein der *Homo sapiens*, diese Krone der Schöpfung, kann sich ärger aufführen als jede Bestie.

Weil er nicht festgestellt ist, ist er so gefährlich. Seine Offenheit verleiht dem Menschen die Fähigkeit zur Verwandlung. Da verlässt einer morgens seine Wohnung, verrichtet seine Arbeit, kehrt nach Hause zurück – ein Tag wie jeder andere. Dann kleidet er sich um, holt Waffen und Munition aus dem Keller, erschießt seine Familie, verschanzt sich auf dem Dach und feuert auf jeden, der zufällig vorbeikommt. Scheinbar über Nacht können sich Nachbarn in Todfeinde, Kinder in Scharfschützen, Softwarefabrikanten in Kinderschänder, Arbeiter einer Schokoladenfabrik in Menschenfresser verwandeln.

Hass reift langsam

Doch so jählings die Verwandlung zu geschehen scheint, die Metamorphosen des Hasses brauchen Zeit. Hass reift langsam, der Hass, der sich nicht gegen Einzelne richtet, sondern gegen das Diktat der eigenen Existenz. So lange dauert diese Verwandlung gewöhnlich, dass die wenigsten damit bis zum blutigen Ende gelangen. Bevor sie explodieren, nehmen sie ihren Hass mit ins Grab. So mancher, dem man ein friedvolles Leben und Ableben nachgesagt hat, ist mit seiner Verwandlung nur nicht rechtzeitig zu Ende gekommen.

Apologeten der therapeutischen Gesellschaft pflegen, in einem wenig eleganten Akt der Verkehrung ins Gegenteil, die Täter zu Opfern umzutauften, zu „Opfern“ einer unglücklichen Kindheit, missratener Eltern oder brutaler Horrorfilme. Als ob es vor der Erfindung des Fernsehens keine Gräuelt gegeben hätte. Die Liste bössartiger Umstände ist wahrlich umfassend. Soziale Benachteiligung, ökonomische Krisen, politische Umbrüche, Werteverlust oder Wertefanatismus, Anomie, Anonymität, Arbeitslosigkeit, familiäre Konflikte, ein Trauma, eine Depression, all dies soll für Gewalttätigkeit verantwortlich sein. Es mag sein, dass der eine oder andere Tatbestand die jeweiligen Tatumstände beeinflusst. Wie aber beeinflussen die Umstände die Tat? Offenkundig besagt die Unzahl angeblicher Ursachen letztlich nur, dass Gewalt an keine bestimmte Vorgeschichte gebunden ist. Wie viele Menschen leben in denselben unwirtlichen Umständen, ohne im Traum daran zu denken, auch nur die Hand zu heben? Weshalb gibt es nicht Millionen von Gewalttätern, obwohl es doch Millionen von Depressiven, Waffennarren, Horrorfilmenthusiasten, Ehegeschädigten oder Arbeitslosen gibt?

Dass die Verwandlung von Menschen in Gewalttäter oft nur geringe Überwindung kostet, widerlegt trügerische Hoffnungen. Umstände sind weder notwendige noch hinreichende Bedingungen für gewalttätiges Verhalten. Zwischen der Situation und dem Gewaltakt klafft eine Lücke. Es bleibt ein unvoraussagbarer Rest, der sich der Erklärung entzieht: die Freiheit, Gewalt auszuüben oder zu unterlassen. Freiheit ist ein hohes, wenn nicht das höchste Gut. Aber sie garantiert mitnichten das moralisch Gute. Denn die Freiheit der Wölfe ist der Tod der Lämmer.

Anthropologische Deskription

Dennoch hat die Analyse der Gewaltprozesse ihr Recht. Im Allgemeinen wissen Menschen ja recht gut, was sie tun. Aber sie wissen kaum, was ihr Tun tut. Die Verkettung der Handlungsfolgen übersteigt den Horizont der Akteure. Obgleich zuletzt immer einzelne Menschen mit den Untaten an fangen, ist Gewalt meist ein sozialer Prozess. Die vorrangigste Aufgabe ist daher nicht die Ermittlung vermeintlicher Ursachen, sondern die anthropologische Deskription des Gewaltprozesses. Diese Beschreibung zielt nicht auf Sinn und Bedeutung. Weniger am Einzelfall ist sie interessiert als an den sozialen Universalien, an jenen Formen des Sozialen mithin, die unabhängig voneinander entstehen.

In diesem Sinne sind die folgenden Fragen zu verstehen. Was fördert den Gebrauch der Freiheit zur Gewalt, wie geschieht die Überschreitung der Grenze, und welche Welt eröffnet sich dahinter?

Erleichtert wird die Transgression durch Rituale. Rituale sind Veranstaltungen der Verwandlung, des Übergangs vom Profanen zum Heiligen, vom Alltag zum Fest. Die ältesten Formen der Gewalt, die Hetzjagd, das Opfer und der Krieg, wurden häufig mittels Riten vorbereitet oder vollzogen. Körperliche Strafen, zumal die Todesstrafe, gehorchen über die Zeiten hinweg einem strikten Reglement, sei es die Massenexekution in der Arena, die Steinigung des Sündenbocks oder das Blutfest auf dem Marktplatz.

Riten haben nicht die Funktion, Gewalt mit Sinn zu überhöhen. Diese kulturalistische Sichtweise ist allzu arglos. Die Opferbräuche der Azteken, der Karthager oder im Königreich Dahomey des neunzehnten Jahrhunderts waren nichts anderes als Massenschlächtereien, Blutfeste der Frömmigkeit. Das Ritual entfesselt die Gewalt. Es stiftet eine Festgemeinschaft im Ausnahmezustand, in der die Begeisterung den Schrecken besiegt hat. Todesangst wird überwunden durch Tötungsmacht. Die Gewalt verleiht dem Ritual die Aura von Ernst und Erhabenheit. Der Schock des tödlichen Schlags, das verrinnende Blut, die Wonnen des

Festmahls – im Erlebnis des Tötens wird die Heiligkeit des Lebens erfahren. Und durch den Tod findet das Leben seine Nahrung.

Modus der Vergemeinschaftung

Die rituelle Gewalt ist ein Modus der Vergemeinschaftung. Das Opfer stiftet den Bund der Treue. Geschlechter, Gilden und Allianzen verschwören sich mit dem Blut des Opfers. Im Aufbruch zu Kampf oder Jagd reißt die Gemeinschaft den Einzelnen über die Schwelle, im stampfenden Rhythmus der Tänze, später dann im Gleichtakt der Märsche.

Hochgefühl ergreift das Kollektiv. Jeder hat daran teil, und keiner will abseits stehen. Indem das Ritual die Menschen hautnah verbindet, befreit es sie von Ängsten und Bedenken. Das Selbstverhältnis ist in das Soziale eingeschmolzen. So durchstößt das Ritual, dieser geordnete Tumult, die Mauer zur Gewalt, zum Tod, zum Heiligen.

Hierarchische Sozialsysteme bevorzugen den Befehl. Der Befehl fordert prompten Gehorsam. Seine Rechtmäßigkeit zu bezweifeln zerstört seine Wirkungskraft. Daher ist er oft mit den härtesten Strafen gedeckt. Trotzdem ist der Befehl keineswegs bloßer Zwang, er ist zugleich eine Vollmacht, ein willkommener Anstoß zur ersten Tat. Es ist ein Irrglaube, die Mehrzahl der Untergeordneten befolgte Befehle nur mit Widerwillen. Oftmals warten sie längere Zeit in Untätigkeit, bis endlich der Befehl ihrer Aktionslust freien Raum gibt. Soldaten, die tagelang in Bereitschaft ausgeharrt haben, ersehen ungeduldig das Signal zum Angriff. Angst und Zweifel sind auf einmal verflogen, wenn der Befehl alle Energie auf den Kampf konzentriert. Daher rührt die manchmal selbstmörderische Bereitschaft, über die schützende Brustwehr zu springen. Mit Befehlen kann man Menschen zum Töten, aber auch in den sicheren Tod schicken.

Ist die Grenze überschritten, bekräftigen weitere Befehle nur die einmal erteilte Lizenz. Es reicht ein Fingerzeig, um das nächste Opfer zu markieren. Nicht selten machen sich die Unterstellten einen Befehl ganz zu Eigen. Ist lediglich das Ergebnis festgelegt, bleibt die Wahl der Ge-

waltmittel dem subalternen Vollstrecker überlassen. Allgemeine Aufträge erteilen einen Freibrief; sie sagen nicht, was zu tun, sondern was allen erlaubt ist. Sie fordern Selbstständigkeit im Gebrauch der Freiheit. Und oft bedarf es gar keiner weiteren Befehle mehr. Willige Vollstrecker tun stets mehr als befohlen ist. Sie führen Befehle aus, die gar nicht erteilt worden sind.

Serielle Mengen folgen einem anderen Aktionsmodus: dem Fanal. Einzelne rotten sich zusammen, vor einem Gefängnis, einem Palast oder Fußballstadion, an einer Straßenecke, wo ein Polizeiwagen abgestellt ist. Viele eilen herbei, immer dichter umringen die Menschen das Fahrzeug, lassen aber zunächst noch ein paar Meter Abstand. Es ist, als würde eine magische Linie die Menge von dem Wagen trennen, eine Schwelle, die noch keiner zu überspringen wagt. Die Menge weiß genau um die Gesetze, die sie gleich übertreten wird. Plötzlich hört man zersplitterndes Glas, das Klirren einer Scheibe. Wie ein Stromstoß durchfährt es die Menschen, Steine fliegen, dann stürzen sie nach vorn, zerren die Insassen heraus, stecken den Wagen in Brand. Etwas ist geborsten, ist ausgebrochen. Von einer Sekunde zur anderen hat sich die Menge in eine Masse verwandelt.

Der Vorgang der Massenbildung ist keineswegs einem Rädelsführer anzulasten. Er entsteht aus der Menge selbst. Unabhängig vom Anlass des Aufruhrs läuft der kollektive Prozess ab. Manchmal führt eine Provokation oder eine unbedachte Reaktion der Gegenseite zur Entladung. Meist aber öffnet ein Akt der Sachbeschädigung die Schleuse. Feuer oder zerkrachendes Glas wirkt wie ein Fanal. Es gibt dem Aufruhr plötzlich Richtung, Dichte und Einheit. Die Masse trägt den Einzelnen über die Schwelle hinweg. Mit den anderen vereint ihn die Freude, sich über das Gesetz erheben zu können.

Was geschieht jenseits der Grenze, wenn die erste Hürde überwunden ist? Manchmal bleibt es beim ersten Übergriff. Ein Schusswechsel, und der Kampf ist zu Ende. Kommt jedoch ein Prozess in Gang, entstehen neue Verhaltensmodi, Gefühle und Sozialformen. Zumindest drei typische Aktionsverläufe sind hier zu unterscheiden.

Typische Aktionsverläufe

Gewalt gewinnt Dauer durch Gewöhnung und Institutionalisierung. Menschen können sich nahezu allem anpassen, auch ihrer eigenen Gewalttätigkeit. Wie ist dies zu verstehen? Gewohnheiten werden durch wiederkehrende Situationen gleichsam automatisch ausgelöst. Entscheidungen sind überflüssig. Der Antrieb zur Gewalt ist in die Situation selbst verlagert. Die Tat geschieht prompt und ohne Bedenken. Gewalt wird Routine, Alltag, Arbeit. Aus der Tat wird ein regelmäßiges Tun.

Tag für Tag wiederholt der Folterknecht sein Handwerk, jeden Nachmittag bezieht der Heckenschütze seine Stellung, um auf alles zu feuern, was er ins Visier bekommt. Krieg und Terror finden so ihre Stütze im Habitus ihres Personals. Von Absichten und Entschlüssen entlastet die Gewohnheit. Habituelle Gewalt ist motivlose Gewalt. Moralische Fragen erübrigen sich ohnehin. Gewalt ist kein Akt der Willkür mehr, sie ist in Fleisch und Blut übergegangen. Die Gewohnheit schont Verstand und Gewissen. Sie stellt taub und blind. Daher das notorisch gute Gewissen, das viele Massenmörder an den Tag legen. Vorhaltungen perlen an ihnen ab wie Regentropfen an der Öljacke.

Der individuellen Gewöhnung entspricht die Mechanik kollektiver Disziplin. Disziplin ist eine Destruktivkraft eigener Art. Das Exekutionskommando ist so gedrillt, dass es wie ein Kollektivkörper agiert. Im Augenblick des Befehls wird die Salve abgefeuert. Bis auf den Bruchteil einer Sekunde ist das Feuer koordiniert. Das Peloton arbeitet regelmäßig – wie eine soziale Tötungsmaschine. Während die Waffe abgesetzt und erneut geladen wird, tritt die nächste Linie vor und feuert. So entsteht die rollende Salve. Jeder tut das Gleiche wie sein Nebenmann. Die Truppe verwirklicht ihre Einheit im Akt des Tötens. Die Blutschuld verteilt sich auf alle Schultern, so dass keiner sie zu spüren bekommt.

Der sichtbare Tod

Demonstrative Gewalt will Schrecken verbreiten, Respekt einbringen oder ein Spektakel bieten. Diese Gewalt hat einen genuin sozia-

len Sinn. Je mehr Tote der Krieger verbuchen kann, desto größer sein Ruhm. Je mutiger der Kämpfer, desto größer sein Ansehen. Je grausamer die Exekution, desto prachtvoller die Majestät. Gewalt ist hier Selbstdarstellung und Selbstauszeichnung. Die Matadore der Arena, die Helden des Tötens, die Menschenschlächter, sie demonstrieren ihre Souveränität durch Muskelkraft, Geschicklichkeit, überlegene Gestik. Eine Drehung des Handgelenks, ein kurzer Blick, ein rascher Ausfallschritt – und der Kampf ist entschieden. Sie sind ganz Herr ihrer selbst, leicht geht ihnen das Töten von der Hand. Selten nur verlieren sie die Haltung der Würde. Unsterblichen Ruhm erlangt, wer allen Gefahren getrotzt hat. Mit scheuer Verehrung begegnen die Menschen dem großen Töter. Und besonders vergöttern sie, wer andere für sich töten lassen kann. Noch dem blutrünstigsten Despoten haftet dieses Charisma an. Nach Jahren noch klingt unter seinen Anhängern die Bewunderung nach.

Das Schauspiel der Gewalt fasziniert die Zuschauer. Obwohl es nichts als zerfetztes Fleisch, zertrümmerte Knochen, Blut und Kot hinterlässt, vermag der Zuschauer den Blick nicht abzuwenden. Uplötzlich ist der Tod gegenwärtig. Der eingeschlagene Schädel, der abgerissene Arm, die Grimasse des Schmerzes – das ist der sichtbare Tod. Ihn wünscht der Zuschauer am Werke zu sehen. In handgreifliche Nähe versucht er heranzukommen. Das Entsetzen verfliegt, Ekel und Abscheu schlagen in Beifall, ja Begeisterung um. Auch die Angstlust ist eine Wollust. Mit Gejohle macht sich der Zuschauer Luft, er weicht sich an den Qualen der Opfer, goutiert schenkelklopfend die Grausamkeit. Schadenfreude ist bekanntlich die billigste Methode menschlicher Geselligkeit. Mitlachen vergesellschaftet. So spornen die Zuschauer die Mörder zu neuen Untaten an, feiern den größten Sieg, der sich erringen lässt, den Sieg über den Tod. Ist es verwunderlich, dass viele Menschen immer wieder nach dem Erlebnis lechzen, alle Angst vor dem Tode überwunden zu haben? Die bevorzugte Waffe des Mobs ist das Feuer.

Die Geschichte der Menschheit

weiß das Reisigbündel von jeher zu schätzen. Ihr Weg ist von Bränden und Scheiterhaufen gesäumt. Die Magie des Feuers weist über die Rituale der Läuterung weit hinaus. Es ist die Vernichtungskraft schlechthin, in der sich die Lynchmörder wiedererkennen. Über eine Stunde starren sie in das Feuer, skandieren Kampfrufe, feiern das Brandfest. Denn das Feuer, diese gefräßige, alles vertilgende Macht, zeigt unübersehbar, dass die Grenze überschritten ist.

Kurzzeitig kehren die Menschen in den Zustand ursprünglicher Gleichheit zurück. In allen Augen ist das Feuer zugleich, es vereint die Gesichter unter seinem Zwang. Zu den stärksten, immer wieder vorbrechenden Impulsen des Menschen gehört es, sich dem Feuer anzuverwandeln, sich selbst das Feuer zu entfachen, das ihn mit allen anderen vereint.

Dem Exzess schließlich fehlt jedes soziale Ziel. Dem Berserker geht es ganz um sich selbst. Nicht das Sozial-, das Selbstverhältnis steht hier im Mittelpunkt. Die Raserei ist Gewalt um ihrer selbst willen. Was zählt, ist die Aktion, nicht das Ergebnis. Habituelle Gewalt ist gleichmäßig, gleichgültig. Der Exzess hingegen ist eruptiv und expansiv. Der Täter gerät in Euphorie. Jeder neue Einfall, jeder weitere Tote steigert sein Hochgefühl. Dabei ist er keineswegs außer sich. Er vergrößert sich von innen heraus, gewinnt das Terrain absoluter Freiheit. Der Exzess ist eine orgiastische Selbststeigerung. Ungeahnte Triebkräfte setzt er frei. Was dem Beobachter wie ein blindes Wüten erscheint ist in Wahrheit ein Zustand absoluter Gegenwart. In höchster Erregung kennt der Geist nur noch das Jetzt, keine Vergangenheit und keine Zukunft, weder Erinnerung noch Erwartung. Der Mensch ist ganz Wahrnehmung und Bewegung. Überwach registriert er, was um ihn herum geschieht. All seine Sinne sind geschärft, die Fasern zum Zerreißen gespannt.

Die Raserei verwandelt den Täter. Er verschmilzt mit den Bewegungen der Gewalt. Die Gedanken verbrennen in der Hitze der Empfindung. Der Körper verfällt in einen motorischen Rhythmus. Das Rattern der automati-

schen Waffe überträgt sich auf die Hände, die Arme, den Rumpf des Schützen. Im Takt der Feuerstöße fahren die Schreie aus ihm heraus. Sinnlos verpulvert er Magazin um Magazin, bis der Kugelhagel das Opfer durchsiebt hat. Immer weiter treibt ihn der Bewegungsturm in den anderen Zustand. Im Gewaltrausch wird er ganz Leib. Eine plötzliche Leichtigkeit erfasst ihn. Behände springt er von Tatort zu Tatort. Der Schwung der Gewalt trägt ihn fort.

Der Tanz der Gewalt verhilft dem Menschen zu einem seltenen Erlebnis innerer Einheit. Er agiert ganz aus der Mitte seines Leibes heraus. Die Widerständigkeit seines Körpers ist er los. Die Lasten des Selbst sind aufgehoben. Der Exzess befreit nicht nur vom Verbot, er befreit von allen Beschwernissen der Existenz. Der Mensch ist dem Zwang entkommen, sich überhaupt zu sich selbst verhalten zu müssen. Jenseits der Mauer ist er ganz eins mit sich und der Welt.

Daher die Begierde, im Blute zu waten. Nichts hält den Mörder auf, weder äußerer noch innerer Widerstand. Er lässt sich selbst hinter sich. Das alte Ich verlöscht, die Not der Individuation, die Angst vor dem Tode ist auf einmal abgestreift. Das Fest der Gewalt ist ein Sprung in den utopischen Zustand. Eine uralte Sehnsucht erfüllt sich: der Traum von absoluter Macht, von absoluter Freiheit und Ganzheit, der Traum von der Rückkehr ins Paradies. □

Kritik an Neudefinition des Familienbegriffs

Gegen eine Neudefinition des Begriffs Familie hat sich der frühere Verfassungsrichter Paul Kirchhof gewandt. Der Familienbegriff dürfe nicht auf homosexuelle Lebensgemeinschaften angewandt werden, „die nicht Familie sein können und sein wollen“, sagte Kirchhof am 3. August beim „Vatikanischen Gespräch“ auf der EXPO in Hannover. Wer die Bedeutung ändere, strebe auf diese Weise eine Verfassungsänderung an. Art. 6 GG verstehe jedoch die Ehe als potenzielle Elternschaft. Die Absätze 2 bis 5 handelten ausschließlich von den Beziehungen der Eltern zum Kind.

Kirchhof nannte die Honorierung die wirkungsvollste Form der Anerkennung von Erziehungsleistung. Wenn jede Familie zum Beispiel

1.500 Mark pro Kind erhalte, würde dies nach seiner Ansicht wegen gesteigerter Kaufkraft zu kindgerechteren Ferien und einem gerechteren Wohnungsmarkt führen. Auch der Gedanke eines Wahlrechts mit höherem Stimmanteil für Familien wäre von der Idee der Demokratie nicht grundsätzlich ausgeschlossen und würde die Orientierung der Gesellschaft an Kindern verbessern. Dafür wäre aber eine Zweidrittel-Mehrheit im Bundestag nötig.

Jugendpsychologin und Autorin Christa Meves wandte sich bei der Veranstaltung dagegen, nicht berufstätige Mütter durch den Ausdruck „Nur-Hausfrauen“ abzuwerten. Sie nannte es einen „unsäglichen Zustand“, dass junge Mütter viel auf sich allein gestellt seien, während sie

in früheren Zeiten in große Familien eingebettet gewesen seien. Im Hinblick auf den vom Grundgesetz geforderten Schutz der Familie sei jahrelang „Missbrauch getrieben worden“. Die Folge sei eine kranke Gesellschaft mit acht Millionen Depressiven, fast vier Millionen Alkoholikern und zahlreichen Süchtigen.

Nach Meinung des früheren Generalvikars der Schweizer Diözese Chur, Christoph Casetti, bläst der Kirche im Hinblick auf die Familie der Zeitgeist ins Gesicht. Erst während der Diskussion um die Renten sei die „Ideologie der Überbevölkerung“ entlarvt worden. „Familien sind nicht dazu da, vom Klerus betreut zu werden“, sondern müssten selbst Ort der Seelsorge sein, sagte Casetti. Er beklagte, viele Christen befassten sich lieber mit innerkirchlichen Reizthemen als mit der Not der Familie. (KNA)

„Katyn-Familien“ in Israel

JOACHIM GEORG GÖRLICH

Die polnische militärische Geschichtsforschung stellte bereits vor geraumer Zeit fest, dass unter den sowjetischen NKWD-Kommissaren¹⁾, die am Massaker von ca. 15.000 polnischen Offizieren 1940 – primär im Wald von Katyn bei Smolensk, aber auch anderswo – beteiligt waren, eine nicht geringe Zahl jüdischer Herkunft war. Um jedoch nicht einen Antisemitismus zu schüren, wurde stets vor der Offenlegung dieser Täterrolle gewarnt, was auch fruchtete.

1) der NKWD, Abk. aus dem russischen Narodny Kommissariat Wnutrennich Del = Volkskommissariat des Innern (sowj. polit. Geheimpolizei, 1934–46)

Jetzt stellte Professorin Janina Brandwajn-Ziemian (Tel Aviv) in einer wissenschaftlichen Dokumentation fest, dass unter den Katyn-Opfern sich auch ca. 400 Offiziere jüdischer Provenienz befanden. Allein aus dem Kriegsgefangenen-Lager Kosielsk wurden 200 polnisch-jüdische Militärärzte ermordet. Die Professorin, die mit dem „Kavalierskreuz des Verdienstordens der Republik Polen“ dekoriert ist und im Yad Vashem-Institut doziert, ist Tochter des in Katyn ermordeten Warschauer Gynäkologen Dr. Hieronim Brandwejn, der in Warschau eine Koryphäe in seinem Beruf war.

Dr. Brandwejn, Stabsarzt der Re-

serve in Polens Vorkriegsarmee, war bis 1918 russischer Staatsbürger. Aufgrund dieser Tatsache, aber vor allen Dingen aufgrund seines medizinischen Ansehens, boten ihm die Sowjets die sowjetische Staatsbürgerschaft an. Als polnischer Patriot lehnte er ab und wurde im letzten Transport nach Katyn deportiert und dort gleich nach der Ankunft ermordet.

Die heute 79-jährige Professorin ist gleichzeitig auch die Präsidentin der „Katyn-Familie“ in Israel. Dieser „Familie“, die es in zahlreichen Ortsverbänden auch in Polen gibt, gehören Familienmitglieder und Nachkommen der durch das NKWD ermordeten polnischen Offiziere an. Sie alle fordern Entschädigungen von der russischen Regierung. □

EINDRÜCKE VON DER EXPO 2000 „MENSCH – NATUR – TECHNIK“

Ein Fest der Begegnung, das die Völker der Welt zusammenbringt

PAUL SCHULZ

Was, Sie waren noch nicht auf der EXPO 2000 in Hannover? Sie haben sich von Negativ-Schlagzeilen und düsteren Prognosen über Milliardendefizite und überhöhte Preise bisher abhalten lassen? Dann sollten Sie schleunigst ihre Einstellung zu dieser in Deutschland einmaligen Welt-Show ändern und die noch verbleibenden vier Wochen bis zum 31. Oktober für einen Besuch nutzen. Was scheren uns die nicht zutreffenden Besucherprognosen. Das Finanzdefizit müssen wir Bürger eh über unsere Steuern begleichen.

Die EXPO 2000 ist eine Ausstellung, die Zusammenhänge in der „Einen Welt“ darstellen will, und keine Messe für Verkauf und Gewinn. Die EXPO bietet allen, ob jung oder alt, groß oder klein, mehr

als an ein oder zwei Tagen Körper und Geist bewältigen können. Wenn wir heute wirklich in einer „Spaß- und Erlebnisgesellschaft“ leben, dann

bietet Hannover mit dieser Ausstellung „Mensch – Natur – Technik“ fürwahr, was die Welt an Erlebnissen, Kurzweil, Freude, Abwechslung, Multi-Media-Rummel und Besinnlichkeit, Großmannsucht und Einfachheit zu bieten hat. Zur Miesmacherei und Verweigerung besteht kein Grund.

Ein möglichst mehrtägiger Besuch lohnt sich. Nehmen Sie sich Zeit. Rüsten Sie sich für einen langen Tagesausflug mit bequemem Schuhwerk und zweckmäßiger Bekleidung aus. Gerade, wenn Sie mit Kindern die Weltausstellung besuchen, ist ein Rucksack mit Getränken und Verpflegung empfehlenswert, wenn Sie nicht abends ein tiefes Loch in ihrer Haushaltskasse beklagen wollen. Fürchten Sie nicht quengelnde Kinder – ich habe an

zwei Besuchstagen kein gelangweiltes Kind beobachten können. Richten Sie sich aber auf Wartezeiten an besonders beliebten Pavillons ein; es gibt Angaben über Wartezeiten in den Schlangen an den Eingängen.

Meine Empfehlung, reisen Sie mit der S-Bahn oder Stadtbahn an. Im Eintrittspreis der EXPO (DM 69 für die Tageskarte, DM 49 für Senioren ab 60) ist der Fahrpreis für die öffentlichen Verkehrsmittel im Großraum Hannover enthalten. Vom Bahnhof Hannover Messe /Laatzsch schwimmen Sie im Besucherstrom mit. Keine Angst, spätestens nach der Eingangshalle verteilen sich die Massen. Schlendern Sie die „Allee der Vereinigten Bäume“ entlang, vorbei am EXPO-See und der kühnen Konstruktion des EXPO-Daches zu einer großen Freitreppe, die auf dem Ausstellungsgelände die Funktion der römischen Spanischen Treppe hat, und besuchen Sie als erstes im Ostteil des Geländes den Deutschen Pavillon. Zu diesem Zeitpunkt sind Sie noch nicht multivisionsmüde und können in „Brücken der Zukunft“ auf zweimal 360 Grad Leinwänden „Deutschland mittendrin“ erleben. Anschließend lassen Sie unter dem „Baum des Wissens“ das „Mosaik Deutschland“ mit seinen Bild- und Klangerlebnissen auf sich wirken. Sechzehn Exponate stehen für die Innovations- und Gestaltungskraft der einzelnen Bundesländer.

Nach dem deutschen Pavillon im finnischen (sehenswert!) das absolute Kontrastprogramm. Im Eingangsbereich auf frisch-frechen Kinderbildern finnische Menschen, Natur und Technik dargestellt. Handys sitzen als Eulenkinder in den Ästen angelegter Bäume. Über einen Holzsteg geht es durch einen finnischen Birkenwald in einen Ausstellungsraum, in dem finnische Technik präsentiert wird. Wieder über einen Holzsteg durch den Birkenwald gelangt der Besucher in eine Moorlandschaft, eine Oase der Stille, in der man zarte Naturlaute wahrnehmen kann. Wer Geschmack an finnischer



(1)



(2a/b)



(3)



(4)

Lebensart gefunden hat, kann dann am Ausgang noch verschiedene nationale Speisen und Getränke genießen.

Es ist unfair einzelne Pavillons besonders zu empfehlen, jedes Land präsentiert sich auf eine für sich sprechende Art. Wer fremden Ländern und Völkern begegnen möchte, wird auf seine Kosten kommen. Selbst arme Länder stellen sich ohne Multi-Media-Show mit herkömmlichen Mitteln von Fotos über Kunsthandwerk auf eine einfache, dafür oft um so sympathischere Weise dar.

Wer weniger Gedränge oder sogar Räume der Stille und Ruhe sucht, findet diese im Christuspavillon, einem Projekt der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche Deutschlands, oder im Pavillon des Heiligen Stuhls.

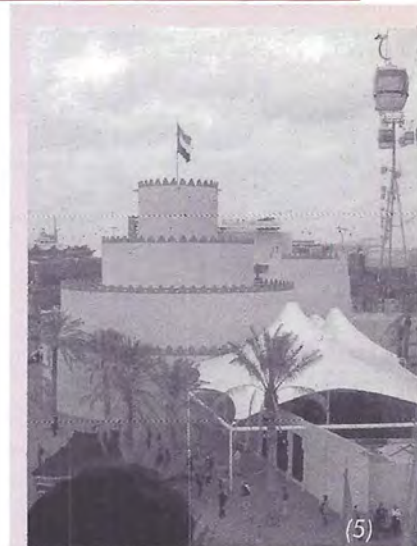
„Im Gang durch den Christus-Pavillon erleben Sie die christliche Sicht des EXPO-Mottos „Mensch – Technik – Natur“: Zunächst betreten Sie den Kreuzgang und gehen zwischen Fenstern hindurch, die mit Materialien aus Natur und Technik gefüllt sind. ... Im großen Sakralraum steht ein Kreuz mit der Figur Jesu Christi (Torso aus dem 11. Jh.). Er ist der wahre Mensch und wahre Gott. So gehen Sie durch 'Natur' und 'Technik' hindurch zum 'Menschen'. Mensch, Natur und Technik erwachsen aus Gottes Schöpfung. Der Mensch ist berufen, die Welt in Freiheit, Kreativität und Ver-

antwortung zu gestalten.“, heißt es im Pavillon-Prospekt. Eine Treppe führt vom Sakralraum hinunter in die Krypta. Im Gegensatz zu den kantigen, quadratischen Elementen von Kreuzgang, Kolonaden und Sakralraum wird die Krypta von weichen, fließenden Konturen bestimmt. In diesem Raum der Stille befinden sich eine Christus-Ikone und ein römisches Taufbecken.

Neben der Selbstdarstellung von 155 Ländern in 55 Pavillons und fünf Messehallen bietet die EXPO noch Themenparks, die die Themenfelder Mobilität, Wissen, Energie, Gesundheit, Ernährung, Umwelt und Mensch behandeln. Die Zeit reichte nicht aus auch noch die Halle 9 mit dem Panorama der Utopien in „Planet of Visions“ oder die Zeitreise durch „das 21. Jahrhundert“ zu besuchen. Schließlich schreckte mich die lange Warteschlange vor dem „Cyclebowl“ von einem Besuch der hochgelobten Info-Show zum Dualen System Deutschland DSD und Grünen Punkt ab. – Grund genug, noch einmal zur Expo 2000 nach Hannover zu fahren, bevor sie am 31. Oktober die Tore schließt. Denn eins ist gewiss, die nächste EXPO 2005 in Japan werde ich wohl kaum besuchen können.

Ausführliche Informationen zur EXPO finden Sie im Internet unter:

www.expo2000.de



Elija

MICHAEL OVERMANN

Feuer und Flamme für die Quelle und den Sinn des Lebens

Die ursprüng-
lichste Form
männlicher
Spiritualität

Im 9. Jahrhundert vor Christus tritt in Israel ein Mann auf, den das Neue Testament im Zusammenhang mit der Erklärung Jesu in seiner Bedeutung für das Volk auf eine Stufe mit Moses stellt, der Prophet Elija. Die alttestamentlichen Erzählungen von ihm und seinem Schüler Elischa finden wir in den Büchern der Könige (1 Kön 17 - 2 Kön 13). Neben historischen Informationen über die Wurzeln des Prophetentums in Israel halten die Elija/Elischa-Zyklen mythische Überlieferungen, reich an männlicher Spiritualität, fest. Im Blick auf Elija können wir uns nun mit der Urform des „Wilden Mannes“ befassen.

Israel – die Probleme eines Königreiches mit zwei Volksgruppen

Nach der Abspaltung von Juda gründen die zehn nördlichen Stämme um 920 v. Chr. in Israel ihr eigenes Königreich und salben Jerobeam zum König (1 Kön 12). Israel ist ein wohlhabendes Land, hat aber trotz einer florierenden Landwirtschaft mit ernsthaften Problemen zu kämpfen. Die kanaanitischen Völker, die David Jahrzehnte zuvor unterworfen hat, gedeihen weiterhin in den reichen Ebenen und Tälern und halten an ihrer Fruchtbarkeitsreligion mit dem Gott Baal und seiner Gattin Aschera fest; die Stämme Israels dagegen leben in den kargen Bergregionen und bekennen sich zum Jahwe-Glauben mit all seinen Traditionen. Auch wenn die Hebräer unter David und Salomon das gesamte Gebiet Kanaans erobert haben, nach der Trennung der beiden Königreiche sind sie im Vergleich zu den Kanaanitern doch eine gesellschaftliche Minderheit. Wie so häufig in Geschichte und Gegenwart der Menschen wird auch hier die staatliche Verbindung zweier Volksgruppen mit ihren unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sozialen Voraussetzungen zum Ursprung von Konflikten.

Obgleich ärmer als ihre kanaanitischen Nachbarn, sind die Israeliten ein

stolzes und starrköpfiges Volk. Ihre Religion verlangt einen absoluten und ausschließlichen Glauben an den einen Gott und Herrn Jahwe, den Kriegsgott des Exodus, den Gott der Befreiung aus jeglicher Unterdrückung. Andere Völker mögen anderen Göttern dienen, doch Israel ehrt allein Jahwe (Dtn 6,4); dafür wird er sein Volk schützen, versorgen und mit Gesundheit, Frieden und Fruchtbarkeit segnen. Wenn Israel sich jedoch anderen Göttern zuwendet, wird Jahwe eifersüchtig die Befolgung seines Gebotes: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ (Ex 20,3) durchsetzen. Nach der großen Trennung verbringen die Kanaaniter und die Hebräer zunächst gemeinsam einige Jahrzehnte in unruhiger politischer, religiöser und wirtschaftlicher Spannung. Dann, um 850 vor Christus, entfacht die Thronbesteigung des Israeliten Ahab und seiner heidnischen Frau Isebel das Feuer der Feindseligkeiten. Durch die Heirat mit der andersgläubigen Frau und die Errichtung von Altären für Baal, ihren phönizischen Fruchtbarkeitsgott, hat sich Ahab gegen Jahwe versündigt (1 Kön 16,19-33). Anfänglich denkt Ahab wohl lediglich an einen cleveren politischen Schachzug: Durch die Verschwägerung mit einem benachbarten König bei gleichzeitiger Unterstützung des eingeborenen Fruchtbarkeitskultes rund um Baal will er den internationalen Einfluss Israels vergrößern und seine kanaanitische Gefolgschaft beschwichtigen. Während die Kanaaniter im Reich in Ahab wahrscheinlich einen aufgeschlossenen und weisen hebräischen Herrscher sehen, der ihnen ihre Glaubensfreiheit zurückgeben will, befürchten die Israeliten die Preisgabe der alleinigen Verehrung Jahwes, zu der sie sich unter Moses und Joshua verpflichtet haben, und bewerten die Vorgänge als religiöses Unrecht. So schüren jahwistisch geprägte, politische und religiöse Kreise eine Revolte gegen Ahab. Die Führer dieser Widerstandsbewegung sind Elija und sein Schüler Elischa, strenge Asketen, Mitglieder radikaler religiöser Gemeinschaften, die

Politische,
religiöse und
soziale
Spannungen
als Herausforderungen an
die 'wilde
Männlichkeit'

sich der Verehrung Jahwes verschrieben haben. Es gelingt diesen Gruppen konservativer Ausrichtung in einem Staatsstreich die gesamte herrschende Dynastie zu beseitigen und zu vernichten und den militärischen Recken Jehu zum König Israels zu salben (2 Kön 9-10). Die Elija/Elischa-Zyklen feiern die beiden Propheten als Helden des Widerstandes, in ihnen wird aber wiederum die Beschreibung der geschichtlichen Vorgänge mit dem Stoff, aus dem Legenden bestehen, vermischt. Sie stellen uns Elija als „Wilden Mann“ vor, der klassischen Urform männlichen Seins und dem bedeutensten Ursprung spiritueller Kraft.

Elija – das Selbstbewusstsein eines „wilden Mannes“

Elija kommt aus Tischbe in Gilead, einer Berglandschaft jenseits des Jordans. Weil Gilead am Rande Israels liegt, spielt es in der biblischen Geschichte keine bedeutende Rolle. Entsprechend weiß die Bibel auch nichts von ihm, bis er plötzlich aus dem Nichts vor einem verdutzten König auftaucht und ausruft: *„So wahr der Herr, der Gott Israels, lebt, in dessen Dienst ich stehe: In diesen Jahren sollen weder Tau noch Regen fallen, es sei denn, auf mein Wort hin.“* (1 Kön 17,1)

Mehr, als über die Botschaft Elijas, ist Ahab erstaunt über die Art und Weise, wie dieser sie darbringt. Der Prophet gibt keine langfristige und unverbindliche Wetterprognose ab, sondern erklärt rundweg, dass es aufgrund seiner Bevollmächtigung durch Jahwe nicht mehr regnen wird. Wie stark die dann folgende Hungersnot das Volk niederdrückt, zeigt das Elend der Witwe von Sarepta, die *„nur noch eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug“* (1 Kön 17,12) hat. Je härter sich die Strafe auswirkt, desto härter werden der Sinn der heidnischen Königin und der Trotz des angeklagten Königs. Kein Prophet des wahren Glaubens ist mehr sicher; sie lassen sie aufspüren und ausrotten. Auch Elija muss nach der Konfrontation in die Wüste fliehen. Die Wüste nährt Elija: Mit intimer und rührender Zärtlichkeit kümmern sich Raben um ihn, bringen ihm Brot und Fleisch am Morgen und am Abend; auch wenn das Land ringsum unter der brütenden Dürre leidet, löscht ein kühler Bach den Durst des Propheten.

In den Legenden über Elija symbolisiert die angekündigte Dürre, die Folge der Abwendung des Volkes Israel von seinem Gott. Diese Abwendung gleicht ein-

em fundamentalen Bruch mit der kosmischen Ordnung. Wie die Natur ohne Regen verdorrt, wird das Volk Israel ohne Jahwe keine Zukunft haben. In der Ankündigung und Erfahrung der Dürre liegt allerdings auch die Chance der Umkehr. Was aber erfahren wir in diesem Abschnitt über Elija und seiner Verkörperung des „Wilden Mannes“? Während der moderne und zivilisierte Mann den scheinbar unvorhersehbaren und willkürlichen Mächten der Natur ausgeliefert ist, lebt der „Wilde Mann“ aufgrund seiner Verbundenheit mit ihr im Einklang mit diesen, den Naturmächten. Der Mann bekämpft die Natur nicht länger, fürchtet sich nicht mehr vor ihr, ruiniert sie nicht zum eigenen Vorteil und versucht nicht ständig, ihr auszuweichen; er überlässt sich vielmehr ihrem Fluss. Das eine Bewusstsein entfremdet und wütet, das andere gibt sich hin und versöhnt. Die mythische Darstellung der Beherrschung der Naturgewalten durch Elija spiegelt seine Naturverbundenheit und sein Einfühlungsvermögen in kosmische Zusammenhänge wider. Neben der Prophezeiung gilt es aber ebenso seine Flucht in die Wüste zu hinterfragen, denn die Wildnis der Wüste hat in der Bibel eine besondere Bedeutung:

- Gegend, aus der die nomadischen Ur-Väter kamen, an dessen Rand sie lebten und ihr Dasein fristeten;
- Raum, in dem die hebräischen Flüchtlinge aus Ägypten auf ihrer vierzigjährigen Wanderschaft zu einem Volk zusammenwuchsen;
- Umfeld, in dem Jahwe mit denen, die er liebt, allein sein und sie in seinem Sinne lehren kann;
- Weg der Läuterung eines betroffenen Menschen und der Offenbarung Gottes.

In der Wüste spürt Elija seine Nichtigkeit und Verletzlichkeit, erfährt aber ebenso auf dem Weg der Demut und des Vertrauens die Fürsorge und den Schutz Jahwes. In seiner ehrfürchtigen Offenheit und seiner existentiellen Unsicherheit erlebt er die Nähe, die Versorgung und die Zuwendung der Natur; in seiner völligen Abhängigkeit von Gott wird der „Wilde Mann“ in ihm befreit. Für Elija wird die Wildnis der Natur und der Wüste eine positive Gegenwart, eine kompromisslose und unverdorbene Wirklichkeit, weil er sie achtet, hört, schaut, spürt und aus ihr lebt. Ein wilder Ort, mit Ehrfurcht erlebt, weckt den „Wilden Mann“ und wirkt einen entsprechenden Bewusstseinswandel. Elija flieht demnach nicht eigentlich in

Entwicklung
und Reifung
einer natur-
verbundenen
und einfühlsamen
Männlichkeit

Der Lebenswille als Motor einer konfrontierenden und konsequenten Männlichkeit

die Wüste, um dem Zorn des Herrscherpaares zu entgehen; er strebt die Vertiefung seines Gottvertrauens und die Vorbereitung auf weitere Konflikte an. Ausgerüstet mit der Entschlossenheit des Lebenswillens der Natur und der Wucht der Wildheit eines Kriegsgottes tritt er den Persionen des Volkes Israel entgegen.

Elija – die Energie eines „wilden Mannes“

Kraftstrotzend kehrt Elija nach Israel zurück. Als bald verpflegt er die hungern- de Witwe mit dem Lebensnotwendigen und erweckt ihren toten Sohn zu neuem Leben (1 Kön 17,7-24). Bezeichnenderweise haben die Herausgeber der biblischen Schriften diese Wundererzählung sogleich an die Schilderung der Wüsten- erfahrung des Propheten angefügt. Elijas Aufenthalt in der Wüste ist kein Urlaub, sondern eine Zeit spirituellen Wachstums. Zur Prüfung desselben ist die Unterscheidung wichtig, ob die Energie des „Wilden Mannes“ heroischer Natur ist und zugunsten anderer eingesetzt wird oder ob sie der spirituellen Unterhaltung dient und eine egozentrische geistige Betätigung bleibt. Elija macht seine spirituelle Kraft den Schwächsten der Gesellschaft, einer Witwe und einem vaterlosen Sohn, verfügbar. Darüberhinaus bietet er seine Energie dem ganzen Königreich an, und will sein Volk zur Wahrheit der alleinigen Herrschaft Jahwes über Israel zurückführen. Wiedermal aus dem Nichts fordert Elija im Auftrag Jahwes König Ahab und die Propheten des Baal zu einem Wettkampf heraus, einem theologischen Endspiel, um ein für alle Mal zu klären, wer der wahre Gott Israels ist (1 Kön 18,16-46). Das Volk Israel wird auf den Berg Karmel zusammengerufen. Die Baalsdiener bauen ihren Altar, schlachten einen Stier und legen ihn als Brandopfer darauf. Dann rufen sie zu ihrem Gott, dass er Feuer vom Himmel sende, damit es das Opfer verzehre. Sie rufen am Morgen, sie schreien am Mittag, gegen Abend gebärden sie sich wie Verrückte. Doch kein Funke entzündet den Holzstoß. Ihr Gott hört sie nicht, er reagiert nicht, er ist eine Götze, er ist ein Nichts. Dann ist Elija an der Reihe. Der Prophet kann so oder so nicht verlieren. Schließlich ist Jahwe ein Gott des Krieges und des Sturmes, ein Gott des Blitzes, des Donners und des Feuers. Das Gebet Elijas ist Ausdruck seiner Gott- und Naturverbundenheit: „Herr, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, heute soll man erkennen, dass du Gott bist in Israel, dass ich dein Knecht

bin und all das in deinem Auftrag tue. Erhöre mich, Herr, erhöre mich! Dieses Volk soll erkennen, dass du, Herr, der wahre Gott bist und dass du sein Herz zur Umkehr wendest.“ (1 Kön 18,36-37)

Da fährt ein Blitz vom Himmel herab und verzehrt das Opfertier samt dem Altar. Jahwe hat sich macht- und segensvoll offenbart. Das ganze Volk bekennt sich zu ihm und jubelt Elija zu. Unter seinen wuchtigen Streichen fallen die Häupter aller Baalspropheten. Anschließend beschwört der Prophet im Westen einen Sturm herauf. Es entsteht ein Wölkchen, aus dem alsbald ein dunkler, regenschwerer Sturm erwächst; die Dürre ist vorüber. Als Jahwes Geschenk in Strömen auf die Erde niederprasselt und die Felder und Wälder des Landes mit lebensspendendem Nass erneuert, flieht Ahab vom Karmel und hetzte, so schnell er konnte, in seinem Wagen zurück nach Jesreel zu seiner Frau. Er ist ein schlechter Verlierer und die Königin ist wütend über die Entwicklung der Dinge. Sie befiehlt die Hinrichtung Elijas. Als er von seinem Todesurteil hört, flieht der enttäuschte und erschrockene Elija in südliche Richtung in die wilde Umgebung des Berges Horeb, wo die Begegnung des Moses mit Jahwe stattfand und wieder ist die Flucht mehr als nur ein Entrinnen. Elijas Reise ist eine Pilgerschaft zum Ursprung des Glaubens an den Kriegsgott Jahwe:

- Der Berg Horeb ist der Ort, wo Jahwe Israel umwarb und gewann – es ist der Ort, wo Mose die tiefe Magie Jahwes spürte
- es ist der Ort, wo Israel die heilige Wildheit Gottes erfuhr.

Wieder bieten uns die Redakteure der biblischen Schriften eine historische Erklärung, hier die Aggression des Herrscherpaares, für einen intrapersonellen Vorgang, die Notwendigkeit einer Rückbesinnung auf die Quelle des Lebens und Wirkens.

Ein häufiges Phänomen bei Männern, die täglich mit ausgewogenen und wachsenden Problemen unterschiedlicher Art konfrontiert sind, ist der geistige und körperliche Raubbau. Diese Männer neigen dazu, alles Leid allein schultern und alle Probleme allein bewältigen zu wollen. Auch Elija scheint ein solcher Mann zu sein. Sein Volk allein zu bekehren und damit zu retten, erweist sich als enormer Energieverlust; das Feuer des Propheten scheint erloschen! Ausgelaugt und geschlagen von seiner prophetischen Aufgabe, enttäuscht

Notwendigkeit der männlichen Rückbesinnung auf die Quelle des Lebens

Grenzen und Krisen wilder Männlichkeit

Einsatz und Wirkung des gott- und naturverbundenen Mannes

und erschöpft von den Folgen seines Einsatzes wendet er sich den Elementarkräften der Erde zu und begibt sich in eine Höhle an der Flanke des Horeb, begibt sich in den Schoß der Mutter Erde. In der betäubenden, schweren Luft der Höhle schläft Elija ein. Er ist spirituell leer; er ist spirituell tot. Doch was ist wirklich gestorben?

- Gestorben ist sein Messiaskomplex, alle retten zu können
- gestorben sind seine egoistischen Erfolgswünsche
- gestorben sind seine kindlichen Ansprüche auf Bestätigung.

Mit dem Gefühl, ein Versager zu sein, wünscht sich Elija den Tod. Doch in der Höhle begegnet der Lebensmüde dem Lebensschöpfer, an den sich der Psalmist betend wendet:

„Wohin könnte ich fliehen vor deinem Geist, wohin vor deinem Angesicht flüchten? Steige ich hoch hinauf in den Himmel, bist du dort, bette ich mich in der Unterwelt, bist du zugegen.“
(Ps 139,7.8)

Jahwe weckt den schlafenden Propheten mit einer Stimme, die keinen Zweifel zuließ: *„Komm heraus, und stell dich auf den Berg vor den Herrn!“* Dem Grab entrissen, wird Elija der Wildheit der Naturgewalten, der Erde, des Windes und des Feuers ausgesetzt und unter dem Sternenhimmel der Wüste neu geboren: *„Da zog der Herr vorüber: Ein starker, heftiger Sturm, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging dem Herrn voraus. Doch der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Erdbeben kam ein Feuer. Doch der Herr war nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle.“* (1 Kön 19, 11-13)

Erfahrung der
Natur als
Möglichkeit
zur Erkenntnis
Gottes

Hinter der Wildheit früherer Gotteserscheinungen vernimmt Elija die Nähe, die Stimme und die Zärtlichkeit Jahwes. Blitz, Donner, Erdbeben und Sturm, vor denen das Menschenwerk zerbricht und alle Menschenkraft zerrinnt, sind nicht mehr als Werkzeuge des Herrn. Er selber

ist dagegen die säuselnde Luft, die alles belebt und alles erfüllt. So wenig man die Luft mit Fäusten schlagen, mit Gewehren und Kanonen niederstrecken oder mit Bomben zersprengen kann, so unantastbar ist der lebendige Gott vor jedem menschlichen Zugriff. Wie jedoch die Luft alles belebt und erfüllt, verwirklicht sich Gott in allen Geschöpfen mit seiner Kraft und seinem Leben. Welch ein religionsgeschichtlicher Fortschritt: Elija erkennt den eigentlichen und ursprünglichen Beweggrund seines Lebens und Wirkens als Prophet und erweitert die Erkenntnis Gottes um einen wichtigen Aspekt.

Jahwe heißt ihn, jeweils einen neuen König und einen neuen Propheten zu sal-



„... Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle.“
(Bleistiftzeichnung von Rudolf Hensch, 2000)

ben. Wiedergeboren und begeistert kehrt Elija nach Israel zurück, Feuer und Flamme im Einsatz für die Ausgebeuteten (1 Kön 21) und im Einsatz gegen die Frevler (2 Kön 1). Ebenso bemüht er sich um

die Berufung eines Schülers, der die Fackel der Gerechtigkeit weiterträgt und die prophetische Aufgabe seines Meisters in Israel weiterführt.

Elija – die Wirklichkeit eines „wilden Mannes“

Die Rede vom „Wilden Mann“ weckt in uns sicherlich unterschiedliche Assoziationen. Das Stichwort klingt nach undiszipliniertem, rebellierendem Verhalten und ungepflegter, verrückter Verschrobenheit. In der Tat sind das die bedenklichen Entartungen dieser Urform männlicher Spiritualität. Die Distanzierung des Mannes von der Natur korrespondiert mit deren Zerstörung durch ihn; so begegnen wir dem authentischen „Wilden Mann“ heute nur noch selten. Dennoch existiert diese Urform in der männlichen Psyche, wenngleich tief unter unserem modernen Bewusstsein verschüttet.

*Die Zähmung
des 'wilden
Mannes'*

Einst waren alle Männer wilde Männer. In den Dschungeln Afrikas, wo der Mensch seinen Ursprung nahm, wo er in Harmonie mit der Bewegung der Gestirne und den Veränderungen der Natur lebte, der Macht der Naturgewalten mit Ehrfurcht begegnete und die Spannung von Geburt und Tod, Leben und Sterben fürchtete, pulsierte das Blut des Mannes in Einklang mit dem wilden Herzschlag der Natur. Wohin der Mensch auch wanderte, er paßte sich seiner Umgebung mit einer flexiblen Spiritualität an, sodass die natürlichen Kräfte um ihn mit den geistigen Kräften in ihm harmonierten. Die animistischen Naturreligionen der Ur-Menschheit verbanden auch den Mann mit der Erde im Kult der „Großen Mutter“, mit dem Himmel durch die mythischen Erzählungen und mit den Tieren durch die Rituale der Jagd. In der späten Jungsteinzeit gingen in der menschlichen Kultur allmählich bemerkenswerte Veränderungen vor sich. Aufgrund der Verschiebung der Lebensgrundlage vom Jagen und Sammeln zu Landwirtschaft und Viehhaltung entstanden mit der Sesshaftigkeit die ersten Dörfer und Städte und mit diesen erste Formen des Handwerks, als Beispiele lassen sich die Keramik- und Metallverarbeitung nennen. Der Mensch lernte, die Natur für seine Anliegen auszubeuten und zu seinem Vorteil zu biegen und zu brechen. Dieser Prozess hat nie aufgehört, die Zivilisation wurde nicht gebremst und so prasseln Segen und Fluch gleichermaßen auf die Schöpfung nieder.

Diese Entfremdung von Mensch und Natur ist schon das Thema des biblischen Mythos von der Vertreibung aus dem Paradies (Gen 2-3). Adam ist der erste „Wilde Mann“. Von Gott aus Erde geformt (*hebräisch: Adamah = Boden/Erde*), lebt er in enger Gemeinschaft mit den Tieren des Waldes und den Vögeln des Himmels. Doch er kann der Frucht der Unterscheidung von gut und böse nicht widerstehen, die Chance, gottgleich zu sein im Schöpfen und Zerstören, im Erkennen, Nutzen und Vernichten der Natur. Deshalb verstößt Gott den Menschen aus dem Garten Eden und belegt ihn mit dem Fluch, der noch heute jeden Mann belastet, das Arbeiten im Schweiß des Angesichts, das Leiden für die Frucht der Erde und das Leben auf verfluchtem Land. Und Kerubim bewachen den Weg zum Baum des Lebens mit flammenden Schwertern. Der zweite Schöpfungsbericht verweist mit mythologischen Mitteln auf die Entfremdung von und die Sehnsucht des Menschen nach der Natur. Dieser innere Konflikt hat auch und besonders für die Gegenwart und die Zukunft des Mannes eine große Bedeutung. Allein, wenn es ihm gelingt, einen Zugang zu seiner ursprünglichen Wildheit zu finden, hat er die Chance, erneut in Harmonie mit der Schöpfung und in der Verantwortung des Mitschöpfers zu leben. Der „Wilde Mann“ ist die spirituelle Urform, die den Mann affektiv und effektiv mit Gott verbindet, während er die Natur in ursprünglicher Schönheit, Wildheit und Würde erlebt. Wenn es einem Mann möglich ist, die überwältigende Macht eines Sturmes, die bedrohliche Unruhe eines Erdbebens und den unbegreiflichen Schrecken eines Feuers zu erfahren, begegnet er Gott, seinem Ursprung und Wesenskern. In der Beobachtung der Sprünge eines Hirsches und der Bewegungen einer Schlange erinnert sich der Mann daran, dass er einst alle Tiere mit Namen kannte und sich in der kühlen Abendbrise mit Gott persönlich unterhielt. Ablauf und Wechsel der Gezeiten, Empfindung und Befriedigung des Hungers, Aufbau und Einsatz der Energie korrespondierten beim Mann ursprünglich mit den Prozessen in der Natur. Der „Wilde Mann“ ist demnach die psychische Verbindung zwischen unserem Körper und der uns umgebenden Natur. Moderne Kräfte dagegen sind bemüht, dem Mann seine Absichten, Bedürfnisse und Wünsche auszutreiben bzw. anzudressieren. Sie wollen ihn davon überzeugen, er hätte sich seines haarigen und massiven Körpers zu schämen, er müsse sich wegen seiner sexuellen und

Die Verhinderung männlicher Naturverbundenheit als Behinderung männlicher Selbstverwirklichung

Domestizierte
und zivilisierte
Männlichkeit
als Problem
der modernen
Gesellschaft

sonstigen Lust schuldig und wegen seiner rauen und ungehobelten Verhaltensweisen schlecht fühlen. Allein der Zugang zur Urform des „Wilden Mannes“ versöhnt die positive mit der negativen Seite der natürlichen und ursprünglichen Wildheit des Mannes. Natürlich stellt der „Wilde Mann“ so manche gesellschaftliche Konvention in Frage, die den Mann im Zustand kindlicher Bravheit halten oder aus ihm einen gutfunktionierenden Roboter für das System machen will. In dem Maße, wie ein Mann seine gottgegebene Wildheit entdeckt, ist er gefeit gegen autoritäre Einschüchterungs- und ideologische Manipulationsversuche. Der „Wilde Mann“ lässt sich nicht von gesellschaftlichem Druck und falschen Versprechen verführen; er weiß, worauf seine wahre Stärke ruht und wo er wirkliche Hilfe erwarten kann:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ (Ps 121,1-2)

Insofern ein Mann wild ist, gehört er niemandem, ist unabhängig, ungebrochen, ungebunden, unmanipulierbar, ungezähmt; muss er sich nicht ständig entschuldigen, rechtfertigen, schämen und zusammenreißen. In jedem Mann wohnt die tiefe Sehnsucht nach solcher Wildheit; nicht umsonst sind Bibel, Kino und Literatur voll von Phantasien über den „Wilden Mann“; doch nur wenige Männer sind so frei ..., so frei wie Elia.

Elia und du

Zur Besinnung:
Soziale
Offensive als
Resultat gott-
und naturver-
bundener
Männlichkeit

Die Vorstellung Elijas, des ersten großen Propheten in der Geschichte des Volkes Israel, konfrontiert uns mit der ursprünglichsten Form von Männlichkeit, dem „Wilden Mann“. Dabei werden unerwartete Aspekte des Mann-Seins aktualisiert und angefragt. Das Beispiel des Elia verdeutlicht:

- wie die Erfahrung der Natur mit der Erfahrung Gottes zusammenhängt
- wie die Erfahrung der Natur dem Mann viele Möglichkeiten der Erschließung göttlicher Offenbarungen eröffnet
- wie es durch die Erfahrung der Natur

zur realistischeren Bewertung der eigenen Person und Rolle kommt

- wie die Erfahrung der Natur als Tuchfühlung mit Gott zur Offensive im Sinne des Lebens führt.

Gott- und Naturverbundenheit des „Wilden Mannes“ befähigen zur Einmischung in gesellschaftliche Vorgänge und zum Einsatz gegen gesellschaftliche Missstände und sind dementsprechend Grundlage seiner sozialen Offensive. Ja, es ist die Erfahrung Gottes in der Schöpfung, die zur besseren Unterscheidung von gut und böse, von lebensbejahenden und lebensverneinenden Entwicklungen und Handlungen führt; es ist der „Wilde Mann“ mit seinem Einfühlungsvermögen in die Zusammenhänge der Schöpfung, der sich zum Wohl des Nächsten und der Gesellschaft einsetzen kann und wird.

Angesichts einer wachsenden Gleichgültigkeit unter den Menschen, auch den Männern, und einer dramatischen Orientierungslosigkeit unter den Jugendlichen, besonders den männlichen Jugendlichen, wirkt die Begegnung mit Elia, dem „Wilden Mann“ des Alten Testaments, aufrüttelnd:

Bist du dem „Wilden Mann“ auf der Spur?

- Welche Rolle spielt deiner Meinung nach die Natur in der Entwicklung der männlichen Persönlichkeit?
- Welche Möglichkeiten eröffnet die Natur dem Mann auf dem Wege zu einer vertieften Erkenntnis Gottes?
- Welche Bedeutung misst du der Natur in der Gestaltung deines Lebens zu?
- Welche Auswirkungen könnte eine intensivere Gott- und Naturverbundenheit auf das Leben des Mannes haben?
- Welche Aspekte sind deiner Meinung nach für die Erziehung junger Menschen (Männer) wichtig?
- Welche Folgen im Sinne der sozialen Offensive könnte die Gott- und Naturverbundenheit des (wild)en Mannes für die Gesellschaft oder einzelne Gesellschaftsbereiche haben?

Betrachtenswerte Schriftstellen

- 1 Kön 16,29 - 17,7: Ahab, der König, und Elia, der Prophet
- 1 Kön 17,8-24: Elia bei der Witwe und ihrem Sohn in Sarepta
- 1 Kön 18,1-46: Der Wettstreit der Propheten
- 1 Kön 19,1-18: Elia's Gotteserfahrung auf dem Berg Horeb
- 1 Kön 19,19-21: Die Berufung des Elischa
- 1 Kön 21,1-29: Das Schicksal des Nabot
- 2 Kön 2,1-18: Die Entrückung des Elia

Ziel der St. Matthias-Bruderschaften ist das Apostelgrab in Trier

MATTHIAS VÖKEL

Zu allen Zeiten haben Menschen vieler Religionen aus ganz unterschiedlichen Beweggründen Heiligtümer aufgesucht, an denen sie sich den höheren Mächten besonders verbunden fühlten. Der Weg dorthin heißt Wallfahrt. Die Reise ist mühsam und dauerte – zumindest in früheren Zeiten – oft tagelang. Wallfahrt bedeutet eine Ausnahmesituation, der sich der Pilger ganz bewusst aussetzt. Fern von seinem sonstigen Lebensumfeld wandert er allein oder in Gemeinschaft mit Anderen dem Heiligtum zu. Viele legen zuvor ein Gelübde ab, das es zu erfüllen gilt.

Ist das Ziel erreicht, wird dort in Gottesdiensten, in Gebet, Gesängen und Gesprächen der göttliche Beistand konkret erfahren. Gestärkt und im Bewusstsein von Gott geliebt zu werden, kehrt der Pilger nach Hause zurück. Eine Wallfahrt ist somit ein tiefes persönliches Glaubenserlebnis, das Kraft für den weiteren Lebensweg schenkt.

Apostelgrab nördlich der Alpen

Den wenigsten Personen ist bekannt, dass sich in Trier das einzige Apostelgrab nördlich der Alpen befindet. Trier gehört nicht zu den großen Wallfahrtsorten der Christen-

heit, wie Rom, Lourdes, Fatima und Santiago de Compostela. Im Laufe der Jahrhunderte jedoch hat sich der steinerne Sarkophag in der Matthiaskirche zu einem Wallfahrtsziel der besonderen Art entwickelt.

Der Heilige hat einen weiten Weg wandern müssen, bis er in Trier seine letzte Ruhestätte fand. Aber er hat im Tode nur fortgesetzt, was er im Leben getan. Drei Jahre lang, von der Jordantaufe bis zur Himmelfahrt Christi, ist er dem Menschensohn auf seinen Wanderungen quer durch Judäa, Samaria und Galiläa gefolgt, demütig dem Wort des Meisters hingegen. Er zählte nicht zu den zwölf vom Herrn Auserwählten, sondern war nur einer aus der großen Anzahl der Jünger. Darum hat auch kein Evangelist etwas über seine Abstammung und seinen früheren Beruf berichtet. Dass er aber des Apostelamtes würdiger war als die meisten anderen Jünger, haben die Zwölf selbst bezeugt, als sie ihn und den Josef Barsabas nach dem Selbstmord des Judas zu dessen Nachfolger in der heiligen Zwölfzahl vorschlugen. Als sie dann nach einem feierlichen Gebet das Los über beide warfen, entschied Gott die Wahl für Matthias. Damit übernahm der einstige Jünger auch den verpflichtenden Mis-

sionsauftrag des Heilandes und da er in den Verhandlungen des Paulus mit den in Jerusalem gebliebenen Aposteln nicht mehr erwähnt wird, scheint er schon früh die biblischen Lande verlassen zu haben, um fremden Völkern die Botschaft des Kreuzes zu bringen. Die Legende will wissen, dass er in Äthiopien gepredigt habe und dort mit dem Beil hingerichtet worden sei. Die Legende berichtet auch, dass die Kaiserin Helena seinen Leichnam in ihre Lieblingsstadt Trier überführt habe. In alten Büchern ist viel über die Schicksale der Reliquien auf dieser Fahrt von Äthiopien zur Mosel gefabelt worden. Was daran wahr ist, wird nie enträtselt werden.

Seit fünf Jahren bewältigen Fuß- und Fahrradpilger der Kirchengemeinde Sankt Matthias Ulmen (darunter auch Mitglieder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten) den insgesamt 90 km weiten Weg. Diese Strecke wird zu Fuß in drei und mit dem Rad in zwei Tagen zurückgelegt. An der Spitze befindet sich das geschmückte Holzkreuz, das abwechselnd von den Pilgerinnen und Pilgern getragen wird. Die Wallfahrt beginnt stets mit einer Pilgermesse in der Pfarrkirche in Ulmen.

Auch in diesem Jahr machten sich 43 Pilgerinnen und Pilger auf den Weg. Rosenkranzgebete, Meditations- und Besinnungstexte sowie Lieder verkürzten den Weg. Doch gibt es auch Abschnitte die schweigend oder in stillem Gebet zurückgelegt werden.

Nach ca. 38 Kilometern wurde das Ziel des ersten Tages, das Kloster Himmerod erreicht. Hier empfing uns der Zisterzienser Bruder Stephan Senge, der dann auch nach dem Abendessen über seine Arbeit in Afrika berichtete.



Aufbruch zum Pilgerweg; 90 km liegen vor den Wallfahrern; an der Spitze wird eingeschnitztes Holzkreuz getragen. (Fotos: M. Vökel)

Am Nachmittag des zweiten Tages nach etwa 25 Kilometern traf sich die Fußpilgergruppe mit ihrem Pfarrer Walter Fuß und den Radpilgern. Alle zusammen feierten in der dortigen Kirche gemeinsam Eucharistie. Messdiener und Organist waren Mitglieder der Pilgergruppe. Nach einer ausgiebigen Pause machten man sich dann zusammen auf den Weg nach Kordel, wo man in Hotel bzw. Pensionen untergebracht war.

Der Abmarsch fand morgens gegen fünf Uhr statt, da die letzte Etappe nach Trier etwa 20 Kilometer betrug und die Pilgerschar um 09:30 Uhr in die Basilika Sankt Matthias einziehen musste.

Das Pilgerkreuz zum Einzug trug in diesem Jahr mit viel Stolz der zehnjährige Christian Weber, der die gesamte Strecke ohne ein Wort der Klage zurückgelegt hatte. Dieses Jahr wurden sechs neue Fuß- und ein Radpilger mit der Pilgermedaille durch Pilgervater Hubert ausgezeichnet. Höhepunkt war wie jedes Jahr ein feierlicher Gottesdienst den Abt Ansgar der Trierer Benediktiner hielt und den Pfarrer Fuß mitzelebrierte.

Nach drei Tagen des Gebetes, des Gesangs, der stillen und nachdenklichen Phasen, aber auch der Geselligkeit und Heiterkeit kehrte

die Pilgerschar nach Hause zurück.

„Ihr seid auf einem guten Weg in eurer Entwicklung!“ Dies schrieb der Pilgervater in die Pilgerchronik. Diese Entwicklung soll mit der vorgesehenen Gründung einer Sankt Matthias Bruderschaft ihre Fortsetzung finden.

Bruderschaften gibt es schon seit Jahrhunderten deren Ziel Trier ist. Frühe Eintragungen nennen die Sebastian- und Matthias-Bruderschaften Adenau 1565, Nohn 1756 und Ulmen 1626. Bei allen drei Bruderschaften wurden die Gründungsdaten von Pfarrern angegeben.

Die Matthias-Bruderschaften sind religiöse Laienorganisationen unter dem Patronat des Apostels. Die Gesamtheit der Bruderschaften ist

zur Erzbruderschaft des Heiligen Matthias zusammengeschlossen. Die Zielsetzungen der Bruderschaften sind vielfältig und den jeweiligen Statuten zu entnehmen. Sie umfassen sowohl die Verehrung des Heiligen durch Wallfahrten, die primär auf den Besuch des Gnadenortes St. Matthias ausgerichtet sind, Gottesdienste als auch die Sorge um das zeitliche und jenseitige Wohl der Bruderschaftsmitglieder. Sie leisten durch ihre Gemeindegarbeit, die sich auf Caritas, fromme Stiftungen, Totenbrauchtum, religiöse Arbeit und vieles andere mehr erstreckt, einen bedeutenden Beitrag für das Zusammenleben und Funktionieren der Kirchengemeinde und Dorfgemeinschaft. □



Die Pilgergruppe mit Pilgervater Pater Hubert OSB (sitzend mit Stola) am Grab des Apostels Matthias am Treppenaufgang zum Altarraum in der Basilika der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier

KURZ NOTIERT

USA kritisieren Deutschlands Umgang mit Sekten

Die Regierung der USA hat mehrere europäische Staaten, darunter auch Deutschland und Russland, wegen ihres Umgangs mit kleinen Religionsgemeinschaften und Sekten kritisiert. In dem am 5. September vorgelegten Bericht über die Religionsfreiheit heißt es in Anspielung auf die Scientology-Organisation und die Zeugen Jehovas, Frankreich, Belgien, Österreich, Tschechien und die Bundesrepublik diskriminierten bestimmte Religionsgemeinschaften als gefährliche Sekten. – Der jährlich vorgelegte Bericht befasst sich mit der Religions-

freiheit in insgesamt 194 Ländern. Besonders eingeschränkt sei die freie Ausübung der Religion in Asien und im Vorderen Orient, heißt es. Kritisiert werden insbesondere Afghanistan, China, Nord-Korea, Birma, Vietnam, Laos und Kuba, aber auch Saudi-Arabien, wo die Religionsfreiheit „nicht existiert“.

Im einzelnen kritisiert die US-Regierung, in Deutschland gebe es gegenüber Scientology ein Klima, dass die Intoleranz begünstige und Angehörige der Organisation am Arbeitsplatz und gegenüber Behörden diskriminiere. Der Bericht beklagt, dass promi-

nente deutsche Politiker Scientology als reine Geldmaschine bezeichnet hätten und ihr totalitäres Gedankengut unterstellten.

Russland und mehrere Nachfolgestaaten der Sowjetunion wird vorgeworfen, durch Religionsgesetze die Mehrheitsreligion stark zu bevorzugen. Das 1997 in Russland verabschiedete Religionsgesetz gebe der orthodoxen Kirche weitgehende Rechte. Es lasse darüber hinaus zu, dass Behörden vor Ort bei der Anwendung der Regelungen kleinere Religionsgemeinschaften diskriminieren könnten. (KNA)

„Sein ist die Zeit“

Kirche unter Soldaten auf dem Katholikentag in Hamburg

PAUL SCHULZ



Das war ein ganz anderer Katholikentag – anders als vor zwei Jahren in Mainz, als das Katholikentreffen „öffentlich“ stattfand und für eine Woche eine ganze Stadt prägte. Während man in Mainz noch von einem katholischen Milieu sprechen konnte, in dem das Treffen stattfand, ist Hamburg eine Metropole der „christlichen“ Diaspora. Beim 94. Deutschen Katholikentag in Hamburg vom 1. bis 4. Juni 2000 blieben die „Fachkatholiken“, wie Richard Pergler sie im KOMPASS nannte, mit den Offiziellen und den protestantischen Ökumenikern weitgehend unter sich. Dem Stadtbild konnten sie nur punktuell einen Stempel aufdrücken: so etwa bei der Eröffnung auf dem Rathausmarkt und in seinem Umfeld von der Mönkebergstraße bis zum Jungfernstieg an der Binnenalster, oder beim

Himmelfahrtsgottesdienst auf dem Fischmarkt und bei der ökumenischen Abschlussfeier am Sonntag wiederum auf dem Rathausmarkt. Und dennoch nahmen an der größten der fast 1.100 Veranstaltungen, dem „Fest der Völker“ auf den Straßen und Plätzen im Stadtteil St. Georg nach ZdK-Angaben mehr als 70.000 Menschen teil.

Sonst fand der Katholikentag als geschlossene Veranstaltung auf dem Messegelände statt. In den Hallen herrschte ein buntes Treiben zwischen den nicht mehr zu überblickenden Ständen. Dort präsentierte sich alles, was in der katholischen Kirche Deutschlands Rang und Namen (im positiven wie im negativen Sinn) hat, sowohl in seriös stiller Art als auch auf marktschreierische, die Lärmgrenze schmerzlich überschreitende Weise. Wer aus der Vielfalt

der Angebote gezielt auswählte, musste ebenso wie der Zufallsbesucher am Ende eingestehen, dass er oder sie nur Bruchteile des Katholikentages wahrgenommen hatte.

Die Katholische Militärseelsorge stellte sich in Halle 9 am Kreuzungspunkt zweier Hallenzugänge als „Kirche unter Soldaten“ in optimaler Weise dar. Auf der einen Seite der Zugänge präsentierten sich das kirchliche Amt mit den Räten, ihnen gegenüber die Verbände GKS und KAS jeweils mit als „Orte der Begegnung“ bezeichneten, einladend offenen Ständen. Martin Oster, der Betreuungsreferent der KAS (Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung) in Bonn, erklärte das von ihm und dem wissenschaftlichen Referenten im KMBA, Dipl.-Theol. Manfred Heinz, entwickelten Präsentationskonzept kurz wie folgt:

„Geschlossenes Auftreten unter Wahrung der Eigenständigkeit war das gesteckte Ziel des Katholischen Militärbischofsamtes, der Gemeinschaft Katholischer Soldaten und der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung bei der Konzeption der ‘Orte der Begegnung’ im Messegelände Hamburg. Eine gelungene Präsentation der ‘Kirche unter Soldaten’ mit einem akzentuierten Informationsteil, Foren, kompetenten

„Jesus Christus, unsere Hoffnung“ lautete das Thema der Eucharistiefeier auf dem Hamburger Fischmarkt am Hochfest Christi Himmelfahrt. Der Gottesdienstort wird dominiert von Baukränen im Hintergrund und den heute unverzichtbaren, überdimensionierten Lautsprecheranlagen auf dem Platz. Wie weit kann die fast unübersehbare Schar der Gläubigen dem eucharistischen Geschehen auf dem in der Kulisse fast verschwindenden Altar (↓) folgen?



KATHOLISCHE MILITÄRSEELSORGE

Gesprächspartnern und der notwendigen Gastlichkeit waren das Ergebnis dieser Kooperation.

Neben der Darstellung der eigenen Betreuungsarbeit entwickelte die KAS die Konzeption der drei Stände, stellte die logistischen Rahmenbedingungen sicher und sorgte für die gastliche Atmosphäre, während sich die Mitarbeiter des KMBA, der Zentralen Versammlung und der GKS auf die Gespräche an den Ständen und die angebotenen Foren konzentrieren konnten.

Die vielen Besucher und die positiven Rückmeldungen der Gäste und Mitwirkenden bestärkten die Organisatoren in ihrem Vorsatz, diese Form der Zusammenarbeit auch 2003 in Berlin beim ersten ökumenischen Kirchentag fortzusetzen.

Richard Pergler beschrieb in KOMPASS (Nr. 12/2000) die Anwesenheit der Militärseelsorge auf dem Katholikentag so: „Die Stände der Militärseelsorge, der GKS und der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) auf dem Hamburger Messegelände sind gut besucht. Vor allem junge Menschen blättern das Informationsmaterial durch, kommen mit den Militärseelsorgern, Pfarrhelfern und Soldaten an den Ständen ins Gespräch. Was auffällt: Wenn auch die Diskussionen oft durchaus sehr kontrovers geführt werden, die ideologischen Gräben, die früher Soldaten von Zivildienstleistenden trennten, sind offensichtlich verschwunden. Erfrischend sachlich und offen sind die Gespräche.“

Soldatengottesdienst mit Militärbischof Johannes Dyba in der Domkirche St. Marien: Die Kirche ist gut gefüllt, das Medieninteresse ist groß. Die Soldaten indes sind in der Minorität. Auch sonst – mit Ausnahme

Die Stände von Katholischer Militärseelsorge (l.), Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) und der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung (KAS) waren günstig gelegene Blickfänge auf dem Katholikentag. Es herrschte immer ein reger Betrieb und das Interesse sowohl am ausgelegten Informationsmaterial als auch an Gesprächen mit Geistlichen und Soldaten bei einer Tasse Kaffee war groß.

(Fotos PS)

der engagierten Soldaten an den Informationsständen, auf den Podien der Diskussionsforen, einigen hochrangigen Ehrengästen sieht man bei den Veranstaltungen des Katholikentags kaum Soldaten. Insbesondere die Wehrpflichtigen fehlen fast ganz.“ - Nach Angaben des Katholischen Militärbischofsamtes in Bonn sollen sich rund 80 Soldaten als Besucher oder auch im aktiven Einsatz an den Ständen beteiligt haben.

Weitere Berichte vom Katholikentag, z.T. gefunden im Internet bei www.katholikentag.de:

- „Noch ist mir die Zeit gegeben, um die Ewigkeit zu gewinnen“ Predigt von Militärbischof Dr. Johannes Dyba, s.S. 106.
- FORUM: Die allgemeine Wehrpflicht – ein Auslaufmodell? s.S. 108.
- Forum: Herausforderungen weiblich-männlicher Zeitgenossenschaft – Röstel fordert mehr weibliches Denken in Bundeswehr, s.S. 108.
- Podium: Neue Zeit für Männer – Ist unsere Gesellschaft reif für den „neuen Mann“?, s.S. 110.

Katholikentag statistisch

Insgesamt 37.492 Dauerteilnehmer, Gäste, Helfer und Mitwirkende waren nach ZdK-Angaben zum Katholikentag in Hamburg gemeldet.

- Rund 53 % aller Besucher gehörten der Altersgruppe der unter 30-Jährigen an.
- 29 % der Teilnehmer waren zwischen 30 und 50.
- Die Zahl der über 50-Jährigen wurde mit 18,4 % angegeben.
- Mehr als die Hälfte der Teilnehmer reiste mit der Bahn an.
- 19 % kamen mit dem eigenen Auto, 23 % mit Bussen.
- Fast die Hälfte fand eine Unterkunft in Gemeinschaftsquartieren.

Nach Bistümern aufgeschlüsselt war die

- Erzdiözese Köln mit 1.710 TeilnehmerInnen die stärkste Gruppe, gefolgt von
- Münster mit 1.429,

- Freiburg mit 1.236 und
 - Osnabrück mit 1.081.
- Aus den Diözesen im Bereich der neuen Bundesländer kamen laut Statistik
- 334 TeilnehmerInnen aus dem Bistum Dresden-Meißen,
 - 275 aus der Diözese Erfurt,
 - 262 aus dem Bistum Magdeburg sowie
 - 58 aus der Diözese Görlitz.
 - 80 aus dem Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs

Teilnehmer, Gäste und Mitwirkende aus insgesamt 52 Staaten gaben dem Hamburger Katholikentag einen deutlich internationalen Charakter.

Die Kosten bezifferte das ZdK auf rund 19,3 Millionen Mark. 7,7 Millionen Mark wurden über Beiträge, Verkaufserlöse, Spenden und Kollekten erbracht, die öffentlichen Zuschüsse beliefen sich auf 6,6 und die kirchlichen auf 5,0 Millionen Mark.

Noch war ihm die Zeit gegeben, um die Ewigkeit zu gewinnen

Militärbischof Dr. Johannes Dyba († am 23. Juli 2000) erweiterte in seiner letzten Predigt bei einem Gottesdienst mit Soldaten aus allen Teilen Deutschlands – gehalten in der Domkirche St. Marien im Hamburger Stadtteil St. Georg am Freitag, den 3. Juni, – das Katholikentagsmotto „Sein ist die Zeit“ um die ihm so wichtige „Ewigkeit“. Ahnte der Erzbischof, dass ihm nicht mehr viel Zeit verblieben war?

Das Leitmotiv dieses Katholikentages ist, wie wir wissen, „Sein ist die Zeit“. Das soll uns bewusst werden lassen, die Zeit, die wir leben, ist ein Geschenk Gottes. Das „Sein ist die Zeit“ kommt aus der Osterliturgie und hat eine Fortsetzung: Sein ist die Zeit „und die Ewigkeit“. Ich möchte die Ewigkeit nicht ganz auslassen, die hier so ein bisschen abgeschnitten worden ist. Warum? Ich weiß nicht, vielleicht aus zeitlichen Gründen? „Sein ist die Zeit und die Ewigkeit. Sein ist die Macht und die Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit“. Und da erst haben wir das Ganze. Die Zeit ist ja nur ein Detail in unserem Leben. Zu meinem Leben gehört ganz wesentlich die Ewigkeit. Deshalb wollen wir heute in dieser Stunde einmal inne halten und eine Standortbestimmung vornehmen. Wir sind ja hier der Marine sehr nahe und ein guter Kapitän, ich weiß nicht wie oft am Tag, bestimmt, wo er ist und wo er hin will.

Das machen wir auch. Woher komme ich, wo bin ich, wohin gehe ich?

Woher komme ich?

Dass ich jetzt da bin, das war ja nicht meine Idee. Das war die Idee eines anderen. Jeder von uns kann sich sagen, vor aller Zeit einmal, hatte Gott die Idee von einem Menschen, so wie ich es bin. Und die Idee hat ihm gefallen. Da hat Gott sich gesagt: „So einen Menschen müsste ich eigentlich mal schaffen“. So einen Menschen wie dich und mich müsste es einmal geben und deshalb hat er uns ins Dasein gerufen. Wir kommen aus der Liebe Gottes von Anfang an. Darum! Er hat mich gewollt. Er hat mich geliebt, er hat mich ins Dasein gerufen. Das ist mein Ursprung. Ich komme aus dem Wollen, aus der Liebe Gottes, und wohin gehe ich eigentlich, was ist meine ewige Bestimmung?

Schon ganz am Anfang, im ersten Buch der Bibel heißt es, dass Gott

den Menschen schuf als sein Ebenbild. Als göttliche Ebenbilder hat er uns geschaffen, damit wir einmal am göttlichen Leben teilhaben, an diesem Stromkreis der Freude des dreieinigen Gottes, seiner Liebe. Wir sollen nicht verschwinden, wir sollen als Ebenbilder an Gottes Leben teilhaben.

Wir haben gerade Himmelfahrt gefeiert. Da denken wir natürlich an das Wort des Herrn, an seine Jünger im Johannesevangelium: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe um euch einen Platz zu bereiten“. Himmelfahrt! „Wenn ich dann gegangen bin und euch einen Platz bereitet habe, dann werde ich wiederkommen. Ich nehme euch zu mir, damit auch ihr seid, wo ich bin!“ Damit auch ihr seid, wo ich bin. Das ist nach Gottes Willen unsere ewige Bestimmung. Das ist meine Zukunft. Meine Bestimmung in Ewigkeit. So kommen wir aus dem Quell der Liebe Gottes gerufen und sollen einmal leben in der Fülle der Liebe Gottes.

Jeder Mensch lebt zwischen diesen beiden Polen der Ewigkeit.

Wo bin ich?

Dazwischen liegt die Zeit meines Lebens, die mir gegeben ist, damit ich der göttlichen Liebe, die mich ins Dasein gerufen hat, und der göttlichen Liebe, die mich in die Ewigkeit emporheben will, meine Liebe als Antwort geben kann. Denn Gott will keinen durch seine Liebe zwingen. Die Zeit meines Lebens, meines irdischen Lebens ist mir gegeben als Chance, Gott mein Ja zu sagen, meinen Dank, meine Liebe zu zeigen. Die Zeit meines irdischen Lebens ist mir gegeben, als Saatgut für das ewige Leben. So wie der Herr es gesagt hat, wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein, wenn es aber stirbt, wenn es



Einzug der Geistlichen in die gut besuchte Bischofskirche St. Marien im Hamburger Stadtteil St. Georg.

(Fotos F. Brockmeier)

aufgeht, dann bringt es viele Frucht. Wir säen in Vergänglichkeit um Ewigkeit zu ernten.

Nun wird ja heute viel gesprochen von Selbstverwirklichung, die in unserm Leben stattfinden soll. Diese Selbstverwirklichung hat, wie wir wissen, in unserer Gesellschaft viele Formen. Man kann sie hauptsächlich unter Bewegung der Ellenbogen voranbringen, auf Kosten der anderen. Dann haben wir eine Gesellschaft der Egoisten, der Konkurrenten, der Gegner. Ist die wirkliche, die eigentliche Selbstverwirklichung, die uns aufgegeben ist, nicht die, dass wir die Idee verwirklichen, die Gott von mir hatte, als er mich schuf? Diese Idee, die ihm gefallen hat, weshalb er mich wollte. Das zu verwirklichen und wahr zu machen, das heißt die vielen Talente, die Gott mir gegeben hat, die vielen Gaben zu entwickeln und zu verwirklichen. Sogar die Schwächen spielen da eine Rolle, in deren Überwindung ich ja reif und stark werden soll.

Die einen hat er gerufen, gesunde und glückliche Familien zu gründen. Die anderen hat er gerufen, vielleicht in die unmittelbare Nachfolge des geistlichen Berufes. Das ist ganz verschieden. Den einen hat er mehr technische Fähigkeiten gegeben, den anderen künstlerische, den anderen mehr fürsorgliche. Alles ist unterschiedlich, und jeder soll die Talente verwirklichen in seinem Leben, die Gott ihm geschenkt hat. Nur eines hat er uns allen gemeinsam geschenkt: ein Herz um zu lieben. Den Größten und den Kleinsten, den Unscheinbarsten und denen, die von sich Reden machen. Wir alle haben ein Herz, das die Liebe Gottes verwirklichen soll. Das ist das erste und höchste und wenn man so will einzige Gebot, weil alle anderen von ihm abhängen. „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele aus all deinen Kräften und deinen Nächsten wie dich selbst“. Das ist der Kompass für die Zeit unseres irdischen Lebens.

Überlegen wir einmal, wie sähe mein Leben aus, wenn ich das verwirklichen würde? Überlegen wir einmal, wie sähe die Welt aus, wenn wir alle das verwirklichen würden! Ja, wenn wir an unser Leben denken und an die Möglichkeiten verwirklichter Liebe, die noch vor uns liegt, dann kann das ein abenteuerliches Leben werden. Das Leben des Christen muss alles andere als langweilig sein. Zum Abenteuer des Glaubens, zum Abenteuer der Liebe, zur Vollendung, zu dem allen sind wir gerufen. Sein ist die Zeit und die Ewigkeit.

Noch ist mir die Zeit der Gnade gegeben, um die Ewigkeit zu gewinnen. Jede Stunde, jeder Tag ist Geschenk Gottes. Aber wie oft verlieren wir die Ewigkeit, die wirklich auf uns zukommt aus den Augen und verlieren uns an die Zeit und in die Zeit, bleiben in Sackgassen und Nischen der Zeit hängen und sind dann auf einmal, manchmal wesentlich älter, auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

Wohin gehe ich?

Liebe Brüder und Schwestern, wenn wir auf dem Weg in die Wirklichkeit, in die Ewigkeit sind, dann kommt es ja so wenig auf das Vergängliche an. Das Kriterium ist, dass ich mir immer wieder die Frage stelle, was bleibt und was vergeht. Der berühmte Bischof von Münster, Graf von Galen, Löwe von Münster, der hat auf seine Firmbildchen (die man bei den Firmungen verteilt), hinten persönlich draufgeschrieben: „Was nicht ewig ist, das ist nichts“. Also

sehr westfälisch, deutlich, knorrig gesagt. Aber da steckt Wahrheit dahinter! Was nicht ewig ist, ist nichts. Naja, etwas diplomatischer gesagt: „Wir können viele vergängliche Nichtigkeiten in unserem Leben mit einer heiteren Souveränität, ja ich möchte beinahe sagen, Nichtachtung strafen. Dann sparen wir uns viel Ärger, der später ganz umsonst war, und gewinnen dafür Zeit für die Freude am Wesentlichen.“

Die heilige Theresa von Avila hat das so auf den Punkt gebracht: „Nichts soll dich ängstigen, nichts dich erschrecken, alles vergeht. Gott allein bleibt derselbe. Nichts fehlt dem, der Gott hat“. Und dann den berühmten Schluss-Satz, der um die Welt gegangen ist. Eigentlich zu schade um zu übersetzen, „Dios solo basta – Gott allein ist mehr als genug“, um das Herz vor Freude bersten zu lassen.

Deshalb wollen wir nicht traurig sein, liebe Schwestern und Brüder, dass die Zeit dauernd am Vergehen ist und einmal ganz vergeht, sondern Freude soll unser Herz erfüllen, dass die Ewigkeit schon angefangen hat in meinem Leben. Gott hat mich ins Leben gerufen, damit ich nie mehr verschwinde in irgend einer dunklen Gruft, sondern, dass ich ewig und selig lebe. So wollen wir in dieser Stunde dem Herrn von Zeit und Ewigkeit begegnen, dem Herrn danken.

Herr ich danke Dir, dass Du da bist, dass ich da bin. Ja Herr, Dein ist die Zeit und die Ewigkeit, Dein ist die Macht und die Herrlichkeit und ich bin auch Dein, in deiner Zeit, in deiner Ewigkeit, in Deiner Seligkeit. □



Nach dem Pontifikalamt waren die Gottesdienstteilnehmer zu einer Stunde der Begegnung eingeladen. Erzbischof Dyba nutzte wie gewohnt die Gelegenheit zu ungezwungenen Gesprächen mit den Besuchern bei Erbseneintopf und kalten Getränken.

FORUM: Die allgemeine Wehrpflicht — ein Auslaufmodell?

Streit um allgemeine Wehrpflicht geht weiter

Die allgemeine Wehrpflicht bleibt unter Katholiken umstritten. Befürworter einer Beibehaltung wie ZdK-Vizepräsident Christian Bernzen (3.v.l.) und der Hamburger Sozialethiker Thomas Hoppe (2.v.l.) begründeten dies am 3. Juni beim Katholikentag vor allem mit der Einbindung der Bundeswehr in die Gesellschaft. Gegner wie Pax-Christi-Vizepräsident Johannes Schnettler (2.v.r.) führten vor allem die mangelnde Wehrgerechtigkeit und die unzureichende sicherheitspolitische Begründung als Argumente für die Abschaffung der Wehrpflicht an.

Nach Ansicht Bernzens basiert das Prinzip der Inneren Führung der

Bundeswehr wesentlich auf ihrer Eigenschaft als Wehrpflichtarmee. Es sei „konstitutiv für die Legitimität der deutschen Streitkräfte“. Hoppe fügte hinzu, das Ziel der Einbindung könne nicht durch eine „Pseudo-Wehrpflicht“ erreicht werden, bei der nur noch Wenige tatsächlich einbezogen würden. Der Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium, Walter Stütze (3.v.r.), vertrat die Ansicht, eine „Bundeswehr ohne Wehrpflicht wäre keine gläserne Armee mehr“. Das militärpolitische Argument für die Erhaltung der Wehrpflicht liegt nach Angaben Stützes darin, dass sie nicht erst im Krisenfall eingeführt werden müsste – dies wäre dann krisenverschärfend. Ober-

leutnant Christian Dietzel (r.) meinte, eine Wehrpflichtarmee sei „intelligenter und vitaler“ als eine Berufsarmee. Er müsse sich „jeden Tag mit den Argumenten der Wehrdienstleistenden auseinander setzen“.

Der Marburger Politologe Wilfried von Bredow (l.) sagte, die Wehrpflicht sei in Deutschland „schon seit längerem ein Auslaufmodell“. Ihre Abschaffung sei in erster Linie gesellschaftspolitisch und nicht militärpolitisch zu begründen, und die Zeit für eine solche Reform sei reif. Es mangle jedoch der Regierung, der größten Oppositionspartei und den vom Zivildienst profitierenden Verbänden an Kraft, Mut und dem Willen, sie in Angriff zu nehmen. Schnettler betonte, eine äußere Bedrohung Deutschlands, die allein einen so schwerwiegenden Eingriff in die Grundrechte der Betroffenen rechtfertigen könne, sei nicht zu erkennen. Im übrigen wäre nach seiner Ansicht auch bei einer Freiwilligen-Armee die Einbindung in die Gesellschaft zu gewährleisten, allerdings müsste dann auf dem freien Markt qualifiziert um Nachwuchs geworben werden. Das freiwillige soziale Engagement junger Männer wird nach seiner Einschätzung durch die Wehrpflicht eher behindert. □



Röstel fordert mehr

weibliches Denken in Bundeswehr

Beim Forum „Herausforderungen weiblich-männlicher Zeitgenossenschaft“ am 3. Juni auf dem Hamburger Katholikentag meinte die Sprecherin von Bündnis 90/Die Grünen, Gunda Röstel, es wäre von Vorteil, wenn in der Bundeswehr mehr weibliches Denken einziehen

würde. Bisher seien Frauen vor allem in der Rolle, dass sie bei Kriegeinsätzen um ihre Söhne, Männer und Väter bangten. Röstel hält es für möglich, dass das Verteidigungsministerium in der Zukunft einmal von einer Frau geleitet werde. □

^ Das Podium Pro und Kontra allgemeine Wehrpflicht moderierte Klaus Prömpers, Brüssel (Mitte). Obwohl das Thema anders als in den 80er-Jahren heute nicht mehr unter den Nägeln brennt, war das Publikumsinteresse an diesem Forum dennoch beachtlich. (Foto F. Brockmeier)



<< Podiumsdiskussion im Bereich der Stände zum Thema „Militärischer Einsatz zum Schutz von Menschenrechten. Es diskutierten unter der Gesprächsleitung von Dr. Justenhoven, IThF Barsbüttel, Oberst a.D. Bernd Englert, Bonn, MilDek Johannes Link, Fürstenfeldbruck, und als spontaner Gast Prof. Dr. Christian Bernzen, Vizepräsident des ZdK (Foto PS)

*Aus dem Gästebuch von
Militärseelsorge, GKS und
KAS beim Katholikentag*



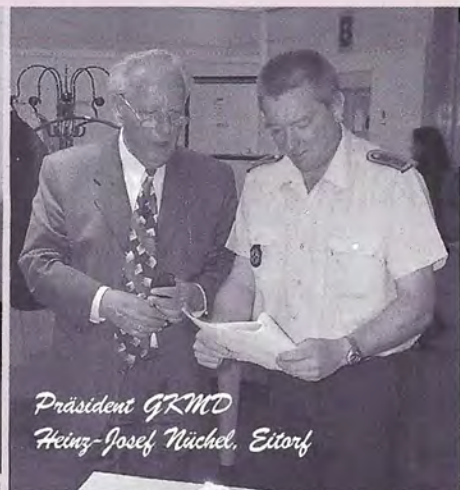
Erzbischof Ludwig Averkamp, Hamburg



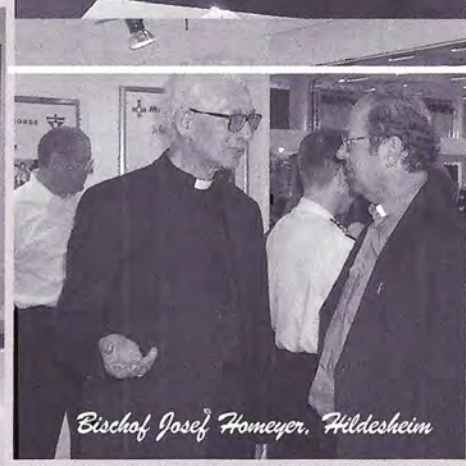
Karin Kortmann, MdB-SPD, Berlin



Bischof Hermann Josef Spital, Trier



*Präsident GKMD
Heinz-Josef Nüchel, Eitorf*



Bischof Josef Homeyer, Hildesheim



*Vizepräsident ZfK Prof. Dr. Christian Bernzen
auf dem Stand der KAS*



MinPräs Rheinland Pfalz Volker Beck, Mainz



*Ungarische Offiziersdelegation bei der Stunde der Begegnung
nach dem Pontifikatamt des Militärbischofs*

MÄNNERBEGEGNUNGSFORUM AUF DEM KATHOLIKENTAG

Ist unsere Gesellschaft reif für den „neuen Mann“?

ANDREAS RUFFING

Während beim 93. Deutschen Katholikentag in Mainz das erstmals eingerichtete „Männerzentrum“ den Blick auf die kirchliche Männerarbeit und die Männerseelsorge lenkte, war in diesem Jahr beim Katholikentag in Hamburg die Männerfrage selbst weitgehend in das Programm des Katholikentages bzw. seine Themenkörbe integriert: drei Workshops am 1. Juni, zwei am 2. Juni und schließlich ein weiterer am 3. Juni; am Donnerstagabend sowie am Freitagmorgen fanden jeweils halbstündige Kontemplationen statt. Fazit: Die Workshops fanden guten Zuspruch, was zeigte, wie sehr inzwischen die Männerthematik ihren festen Platz auch im Rahmen einer solchen Großveranstaltung hat. Leider litten einzelne Veranstaltungen unter den schlechten räumlichen Bedingungen in den Messehallen; zwar wurden in den Messehallen abgetrennte Workshopräume zur Verfügung gestellt, die jedoch nach oben hin offen waren. Folge: ein teilweise unerträglicher Geräuschpegel, der ein vernünftiges Arbeiten erschwerte.

Ist unsere Gesellschaft reif für den „neuen Mann“?

Männer: Täter oder Opfer? Was ist, will und braucht der „neue Mann“? Ist die Gesellschaft reif für ein neues, partnerschaftliches Verhältnis zwischen den Geschlechtern? Diesen Fragen ging die von der Kirchlichen Arbeitsstelle vorbereitete Podiumsdiskussion in der Hamburger Universität unter reger Teilnahme von mehr als 200 überwiegend männlichen Katholikentagsbesuchern nach. Die prominent besetzte Veranstaltung bildete in gewisser Weise den Höhepunkt der männerspezifischen Veranstaltungen auf dem Katholikentag.

Der Wiener Pastoraltheologe *Paul M. Zulehner* (r.) betonte in der Podiumsdiskussion, dass Männer in einer von Männern verantworteten Kultur nicht nur Täter, sondern zunehmend auch Opfer seien. Noch immer definierten sich Männer überwiegend über das Erwerbsleben. Die Zahl der Selbstmorde erwerbsloser Männer sei erschreckend hoch. Noch immer fühlten sich Männer für die „Innenarchitektur des Beziehungsraums Familie“ nicht zuständig. Da vielen Männern der Zugang zu ihrem eigenen Innenleben fehle, seien ihnen zwei Grundkompetenzen nur sehr schwer zugänglich: Religion und Liebe. Eine „unter-väterte“ Gesellschaft, in der viele Kinder ohne

wirkliche Beziehung zu Vätern aufwüchsen, führe bei vielen Kindern und Jugendlichen zu Aggression oder Langeweile, die wiederum hohe gesellschaftliche Folgekosten verursachten. Unter starkem Beifall forderte Zulehner die kirchliche Männerarbeit und die Seelsorge insgesamt auf, Perspektiven für eine neue Männerseelsorge zu entwickeln und plädierte für ein neues Zusammenspiel von Frauen- und Männerbewegung in der Kirche.

Barbara Stamm (2.v.r.), stellvertretende bayerische Ministerpräsidentin, betonte, dass „der neue Mann auch neue Rahmenbedingungen“ brauche, von denen die Gesellschaft „noch sehr weit weg“ sei. Die Arbeitswelt müsse sich verändern, um Männern und Frauen eine partnerschaftliche Gestaltung des Lebens zu ermöglichen. Dazu gehöre auch eine Neubewertung von Kindererziehungszeiten. Stamm kritisierte, dass Spitzenpositionen in Politik und Gesellschaft noch immer fast ausschließlich von Männern besetzt seien. Derzeit würde Arbeit, die überwiegend mit Menschen zu tun habe, in der Regel von Frauen ausgeübt und sei auch deshalb häufig unterbewertet und unterbezahlt. Stamm bedauerte, dass auch in Schulbüchern teilweise noch alte Rollenklischees vermittelt würden.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, *Bischof Karl Lehmann* (2.v.l.), verwies auf die unrühmliche Dominanz eines bestimmten „Vater- und Frauenbildes“ im europäischen, abendländischen Denken, das bei Aristoteles begonnen habe und bis in unser Jahrhundert fortwirke. Diese Denktradition habe Frauen im Blick auf Vernunft, Kraft und Moralität abgewertet. Frauen empfänden die Rede von der „Differenz“ der Geschlechter häufig als Versuch, sie wieder in eine untergeordnete Rolle zu drängen, da Männer Frauen im Laufe der Geschichte viele Verletzungen zugefügt hätten.

Die Essener Soziologin und Geschlechterforscherin *Doris Jahnsen*



(l.) forderte „bündnisfähige“ Männer, die zu neuen Formen der Kommunikation fähig sind und sieht die Zeit nun reif „für neuen Dialog, neuen Streit und neue Ergebnisse“. Gleichzeitig machte sie darauf aufmerksam, dass die Rollenstereotypen von Männern und Frauen trotz aller Veränderungen weitgehend erhalten geblieben seien: „Mutter“ und „Krieger“. Janshen betonte, dass es nicht nur darum gehe, „es Zuhause etwas kuscheliger zu haben“, sondern auch um Machtverteilung. Sie kritisierte die verschiedenen Formen der „hegemonialen Männlichkeit“. Noch immer verfügten Frauen nur über 10% des Welteinkommens und erführen in vielen Strukturen und Institutionen „die Fesseln ihres Geschlechts“. So sei z. B. der Anteil von Frauen im Informatikstudium erheblich zurückgegangen, seitdem sich dieser Studiengang „institutionell etabliert“ habe.

Das Männerbegegnungsforum in den „Orten der Begegnung“

Über diese offiziellen Veranstaltungen des Katholikentages hinaus haben die Verantwortlichen der katholischen Männerarbeit und Männerseelsorge sowie die in der Gemeinschaft Katholischer Männer

Deutschlands (GKMD) zusammen geschlossenen Bistümer, Verbände und Werke das Risiko gewagt, in den „Orten der Begegnung beim Hamburger Katholikentag“ ein eigenes Männerbegegnungsforum zu installieren. Obwohl die finanzielle Belastung aus diesem Männerbegegnungsforum erheblich ist, entschied man sich im Vorfeld des Katholikentages 2000 aufgrund der guten Akzeptanz und regen Nachfrage des Mainzer Männerzentrums für diese belastende Mühe: denn sowohl vertrauliche Einzelberatung, geselliges Treffen und intensives Arbeiten und Beten, Begegnen und Austausch mit anderen Männern fehlt in den allermeisten Kirchengemeinden.

Vor Ort in Hamburg zeigte sich jedoch, dass dieses Konzept aufgrund der äußeren Rahmenbedingungen so wie vorgesehen nicht aufging. Die „Orte der Begegnung“ erwiesen sich eher als „Orte des Vorbeilaufens“. Der typische Messecharakter, auch der ständige und auf Dauer nervende Lärmpegel in der Messehalle führte dazu, dass Gespräche miteinander – und dann noch in einer größeren Gruppe – und kleinere Aktionen kaum zustande kamen. Was fehlte, war in der Tat – wie in Mainz – ein abgeschlossenes Männerzentrum, das von vielen Männern,

die unseren Stand besuchten, auch vermisst wurde.

Ein zwiespältiger Eindruck bleibt

Der Zuspruch zu den männer-spezifischen Veranstaltungen zeigt, daß die Männerthematik sich im Kontext des Katholikentagsprogrammes etabliert hat. Dies ist die positive Bilanz, die für die Männerarbeit aus Hamburg zu ziehen ist. Auf der negativen Seite steht die Erkenntnis, daß gerade bei „Messekatholikentagen“ der Ausbau eines Messestandes zu einem „Männerzentrum im kleinen“ nicht der Weg sein kann. Ein Messestand – dies hat Hamburg gezeigt – hat nun einmal auch in der Wahrnehmung der Besucher einen anderen Charakter als ein abgeschlossenes Zentrum. Wenn nicht nur informiert, sondern ganz konkret Männerarbeit geschehen soll, ist damit auch für die Zukunft ein eigenes Zentrum nach Mainzer Vorbild, in dem dann auch die männerspezifischen Angebote integriert sind, die anzustrebende Lösung. Dies ist im Blick zu behalten gerade im Hinblick auf den ökumenischen Kirchentag in Berlin im Jahre 2003, bei dem sich die evangelische und katholische Männerarbeit gemeinsam einbringen wollen. □

FORUM: HERAUSFORDERUNGEN WEIBLICH-MÄNNLICHER ZEITGENOSSENSCHAFT

Mehr Männer sollten ein Erziehungsjahr nehmen

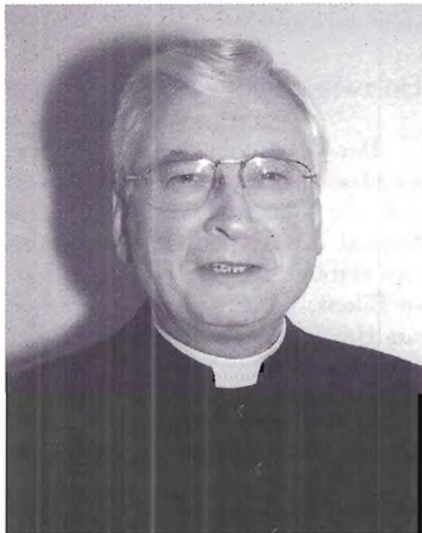
Mehr Gleichberechtigung und Chancen für Frauen in der Arbeitswelt und im politischen Sektor haben Vertreterinnen aus Kirche und Politik bei einem Forum am 3. Juni auf dem Hamburger Katholikentag angemahnt. Die Sprecherin von Bündnis 90/Die Grünen, Gunda Röstel, kritisierte, Frauen würden bei der Kindererziehung heute vielfach allein gelassen. Die Probleme begännen, wenn sie nach einer guten Ausbildung in den Beruf einsteigen wollten. Die Politiker aller Parteien müssten dafür sorgen, dass die Gleichwertigkeit von Mann und Frau mehr im öffentlichen Bewusstsein präsent sei. (s.a. Äußerung von G. Röstel zu Frauen in der Bundeswehr s.S. 108)

Renate Müller, Geschäftsführe-

rin der Katholischen Arbeitnehmerbewegung (KAB), verlangte, Teilzeitarbeit sollte sowohl für Frauen als auch für Männer „normal“ werden. Das Gleiche gelte für berufliche Unterbrechungen zu Gunsten eines Sabbat- oder Babyjahrs. Väter dürften von der Arbeit nicht so sehr vereinnahmt werden, dass sie sich nicht mehr um die Erziehung ihrer Kinder kümmern könnten. Da müssten sich Männer gegenüber ihren Arbeitgebern auch einmal zur Wehr setzen. Zugleich forderte Müller eine Sockelrente, die von allen Einkommen finanziert werde. Dann sei Teilzeitarbeit hinsichtlich der Rentenversicherung auch „nicht mehr so schlimm“. In der Arbeitswelt bringen Frauen nach Ansicht der Geschäftsführerin Fähigkeiten ein, von denen

Männer lernen könnten. So seien Frauen eher bereit, ein Problem „kommunikativ statt hierarchisch“ zu lösen und mehr Personen an einem solchen Prozess zu beteiligen.

Männer müssten begreifen, wieviel ihnen im Leben fehle, wenn sie sich nur in der „Einbahnstraße des Berufs“ bewegten, meinte Irmgard Jalowy, Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK). Wichtig sei, im Wirtschafts- und Arbeitsleben die Qualifikationen, die außerhalb des Berufs erworben würden, mehr anzuerkennen. Diese Entwicklung könnte schneller und leichter vorangehen, wenn immer mehr Männer selbst ein Erziehungsjahr nehmen würden oder sich auch außerhalb des Berufs engagierten. (ZdK)



„Der Friede sei mit Euch“

Der Bischof von Eichstätt Dr. Walter Mixa
ist neuer Katholischer Militärbischof

Unmittelbar nach seiner Ernennung zum neuen Katholischen Militärbischof hat sich der Bischof von Eichstätt, Dr. Walter Mixa, mit dem liturgischen Gruß „der Friede sei mit Euch“ an die Deutsche Bundeswehr gewandt.

Er richtete seinen Gruß an die katholischen Soldaten mit ihren Familien, die zivilen Bundeswehrangehörigen sowie an die Mitbrüder und alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der katholischen Militärseelsorge. Dabei sprach er seine Überzeugung aus, dass die Militärseelsorge ein sehr wichtiges und auch in der Zukunft notwendiges pastorales Feld sei. Dieses wolle er mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften unterstützen. Er betonte, die Seelsorge in der Bundeswehr sei Teil der Gesamtseelsorge, in der sich die Kirche dem Menschen widme.

Der zz. bei der KFOR eingesetzte Bundesvorsitzende der GKS, Oberst Karl-Jürgen Klein, hat in einem Schreiben dem neuen Militärbischof zu seinem Amt gratuliert. Gleichzeitig freut sich die Gemeinschaft Katholischer Soldaten auf eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Er bot dem neuen Militärbischof alle Hilfe und Unterstützung an, verbunden mit dem Wunsch für Gottes Segen für die schwierige Aufgabe.

Diese Aufgaben, die Bischof Mixa als „Obersten Hirten der Soldaten“ erwarten, sind ihm nicht ganz fremd. Als Diözesanbischof von Eichstätt hatte er schon Kontakt mit Bundeswehrsoldaten. 1996 begrüßte er als Hausherr des Diözesanbil-

dungshauses „Schloss Hirschberg“ katholische Soldaten, die dort als Vertreter des Laienapostolats der Katholischen Militärseelsorge ihre jährliche Woche der Begegnung abhielten. Im Januar 1998 stattete er den Soldaten der Pionierkaserne „Auf der Schanz“ in Ingolstadt einen seelsorglichen Besuch ab.

Die Ernennung Bischof Mixas zum Militärbischof am 31. August 2000 durch Papst Johannes Paul II. geschah gemäß einer Bestimmung des Reichskonkordats von 1933 im Einvernehmen mit der Bundesregierung in Berlin. Sie hatte der Berufung am 30. August zugestimmt. Mixa ist der fünfte Militärbischof in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland nach Kardinal Josef Wendel (München von 1956-60), Kardinal Franz Hengsbach (Essen von 1961-78), Erzbischof Elmar Maria Kredel (Bamberg von 1978-90) und Erzbischof Johannes Dyba (Fulda von 1990-2000). In Deutschland wird immer ein Diözesanbischof zum Militärbischof berufen.

In einem Interview mit KNA zeigte sich der Eichstätter Bischof überzeugt, dass die Auslandseinsätze der Bundeswehr künftig neue Anforderungen an die Militärseelsorger stellen werden. Gerade in solchen Fällen müssten die Militäregeistlichen vor Ort den jungen Menschen „helfend, tröstend und einfach menschlich“ zur Seite stehen. Mit dem Begriff eines „gerechten Krieges“ könne er persönlich nicht viel anfangen, weil Krieg in sich immer ein Übel sei. Es gebe aber einen berechtigten Einsatz des Militärs, um noch mehr Ungerechtigkeit oder Feindseligkeit und Zerstrittenheit zu verhindern. Der 59-jährige betonte, er hoffe auf eine gute Zusammenarbeit mit den evangelischen Militärseelsorgern. Seiner Überzeugung nach dürfen in der Bundeswehr keine konfessionellen Konflikte ausgetragen werden. Dennoch sei es wichtig, den Wert des christlichen Bekenntnisses „nicht zuletzt auch als Lebenshilfe und als

Sinnstiftung für unser menschliches Dasein herauszustellen.“ In wie weit eine eigene Seelsorge für Frauen notwendig sei, die seit diesem Jahr erstmals Dienst an der Waffe leisten dürfen, werde sich herauskristallisieren. Vorstellen könne er sich etwa den Einsatz von Pastoralreferentinnen.

Mixa wurde 1941 in Königshütte in Oberschlesien geboren. 1945 flüchtete die Familie nach Heidenheim an der Brenz. Nach dem Abitur 1964 studierte er im Bistum Augsburg sowie im schweizerischen Freiburg Philosophie und Theologie. Die Priesterweihe empfing er 1970 durch Bischof Joseph Stimpfle in Dillingen. Am 24. Februar 1996 wurde Walter Mixa durch Papst Johannes Paul II. zum Bischof von Eichstätt ernannt. Sein Wahlspruch als Bischof lautet: „Jesus hominis salvator – Jesus, der Retter der Menschen“. Mixa ist zugleich Großkanzler der Katholischen Universität Eichstätt. Er ist Mitglied der Kommission für Seelsorgefragen sowie der Unterkommission für Frauenfragen der Deutschen Bischofskonferenz. Weiterhin ist er stellvertretender Vorsitzender der Kommission für liturgische Fragen und Mitglied in der Kommission Erziehung und Schule der Deutschen Bischofskonferenz. 1997 wurde der Bischof in die Europäische Akademie der Wissenschaft und Künste sowie als Komtur mit Stern in den Ritterorden vom Hl. Grab zu Jerusalem aufgenommen.

Zwischen Mixa und Erzbischof Dyba als Militärbischof gibt es nach KNA mehrere augenfällige Parallelen. Der promovierte Theologe sage wie Dyba, was er denke. Er sei freundlich und gewinnend im zwischenmenschlichen Gespräch, energisch und durchsetzungsfähig im öffentlichen Auftreten. Erst neulich habe Mixa betont, man müsse in der Weise alttestamentlicher Propheten das christliche Ethos in die Welt hinausrufen und „manchmal auch hinausschreien“. (bt)

42. INTERNATIONALE SOLDATENWALLFAHRT LOURDES 2000

Fahrradpilger helfen „Kindern lachen“



In Lourdes und unter Soldaten hatte sich Erzbischof Johannes Dyba als katholischer Militärbischof immer wohlfühlt – auch bei der internationalen Soldatenwallfahrt nach Lourdes im Heiligen Jahr 2000; – Foto li.: der Militärbischof beim Einzug zum Soldatengottesdienst vor der Grotte; u.: Fototermin im Zeltlager.

(Fotos: Beyel, KMBA)

In diesem Jahr trafen sich rund 13.500 Soldatinnen und Soldaten aus mehr als 30 Staaten zur 42. Internationalen Soldatenwallfahrt vom 17. bis 23. Mai in Lourdes, dem kleinen Städtchen am Fuße der französischen Pyrenäen.

Der Einladung des Französischen Militärbischofs, Monsignore Michel Dubost, folgten nicht nur europäische aktive und ehemalige Soldaten mit ihren Angehörigen, sondern auch aus Kanada, Argentinien und den Philippinen.

In vier Sonderzügen aus Berlin, Köln/Bonn, Regensburg/Schandorf und Rosenheim reisten rund 1.600 deutsche Pilger nach Lourdes und bildeten somit die drittgrößte nationale Gruppe hinter Franzosen und Italienern. 60 kranke Soldaten wurden mit einem Sonderflugzeug der deutschen Luftwaffe nach Lourdes geflogen.

Höhepunkt der Soldatenwallfahrt war der Gottesdienst an der Grotte zu Lourdes. Der Katholische Militärbischof für die Bundeswehr, Erzbischof Johannes Dyba, rief die Soldaten zu einem neuen Bekenntnis des Glaubens und einer Hinwendung zu den Mitmenschen auf. Auch globalisierten die pilgernden Soldaten den Frieden und setzten damit „ein Zeichen für die Zukunft der Völker“.

Generalleutnant Rainer Schuwerth, Kommandierender General

des IV. Korps in Potsdam, begrüßte die Wallfahrer im Soldatenfeldlager im Namen von Bundesverteidigungsminister Rudolph Scharping und Generalinspekteur Hans-Peter von Kirchbach und dankte den Organisatoren der Wallfahrt. „Mit diesem Angebot fördert die Militärseelsorge ein Grundanliegen der Bundeswehr: die internationale Verständigung auf der Basis von Werten und der Achtung der Würde des Menschen. Ich wünsche mir, dass noch recht viele Soldaten diese Erfahrung aus Lourdes mitnehmen können“, so der General.

Neben den „normalen“ Wallfahrern wurde die 42. Lourdes-Wallfahrt von 14 Soldaten von der Luftlandebrigade 26 „Saarland“ begleitet. Sie bewältigten die 1.300 Kilometer Wegstrecke in zwölf Tagen mit dem Fahrrad. Neben der außergewöhnlichen sportlichen Leistung hatte diese Aktion auch einen besonderen karitativen Zweck: die vorher von den Fahrradpilgern gesammelten 10.000 Mark wurden in Lourdes an den deutschen Pilgerleiter Militärdekan Georg Kestel vom Katholischen Militärbischofsamt übergeben. Das Geld erhält die Hilfsaktion „Kindern lachen helfen“, die deutsche Soldaten mit der Absicht gegründet hatten, Kinder und Familien in Bosnien-Herzegowina und im Kosovo zu unterstützen.

Für viele, die Lourdes noch nicht kannten, war es nicht nur eine Reise nach Frankreich, sondern ein einmaliges Erlebnis, da eine Pilgerfahrt nach Lourdes niemanden gleichgültig lässt. Neben den vielen Erlebnissen bleiben wohl auch die Worte des Militärbischofs in Erinnerung: „Hier in Lourdes sehen wir die Soldaten nicht als bedrohliche Krieger, sondern als Garanten des Friedens – nicht als Konkurrenten, sondern als Kameraden im besten Sinne des Wortes.“ (MS)



NACHLESE ZUM WELTFRIEDENSTAG DES HEILIGEN JAHRES 2000

Bischof Spital anerkennt Dienst der Soldaten



Unter dem Leitwort des Weltfriedentages 2000 von Papst Johannes Paul II. „Friede auf Erden den Menschen, die Gott liebt“ hatte der Katholische Wehrbereichsdekan IV, Mainz, Monsignore Carl Ursprung, am 29. März 2000 nach Trier eingeladen. Gefolgt waren rund 800 Soldaten aus dem Saarland und dem westlichen Rheinland-Pfalz. Gemeinsam feierte der Trierer Bischof Dr. Hermann-Josef Spital in Konzelebration mit Militärgeistlichen aus dem Wehrbereich IV mit den Soldaten Eucharistie.

In seiner Begrüßung warnte Militärdekan Ursprung vor der irrigen Auffassung, dass Frieden nur Menschenwerk sei: „Geben wir uns nicht dem Irrtum hin, Frieden zu schaffen, sei nur das Werk unserer Hände. Es will und soll auch um den Frieden gebetet werden.“

Bischof Spital deutete in seiner Ansprache die Seligpreisungen der Bergpredigt und hob hervor, dass der zum Frieden fähig sei, der den Geist Gottes in diese Welt trage. Aus der Kraft Gottes könnten wir den Frieden stiften. Bischof Spital, der auch Präsident der Deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung PAX Christi ist, würdigte den Dienst der Soldaten im ehemaligen Jugoslawien. Ihre Anwesenheit

mache erst die Arbeit von Friedenshelfern möglich, die ohne den Schutz der Soldaten dort keinen Schritt tun könnten. Er forderte die anwesenden Soldaten auf, sich mit Gott versöhnen zu lassen und mit sich selbst Frieden zu schließen. Denn nur wer mit sich selbst im Frieden lebe, könne auch Frieden an andere weitergeben. Die Einladung Gottes zum Frieden bedeute: JA zu Gott, JA zu sich selbst und ein JA zu dieser Welt, in

der wir uns zu bewähren hätten.

Nach dem Gottesdienst war zu einer Stunde der Begegnung und einem kräftigen Bundeswehr-Erbseneintopfen im Domkreuzgang eingeladen.

Ein reichhaltiges Rahmenprogramm bot eine Führung durch die Stadt Trier, einen Blick ins Bischöfliche Priesterseminar, einen Gesprächskreis „Trier als Studienort“ in der Katholische Hochschulgemeinde oder eine Besichtigung der Hohen Domkirche an. Ein besonderer Akzent dieses Rahmenprogramms war das Orgelkonzert in der Jesuitenkirche. Domorganist Josef Still hatte verschiedene „High-Lights“ der Orgelliteratur vorgetragen und in einem einstündigen Konzert zu echter Besinnung und Freude beigetragen.

(Text u. Fotos: Jürgen Strohe)



Am Ende des Gottesdienstes richtete Generalleutnant Rüdiger Drews, Befehlshaber des Heeresführungskommandos in Koblenz, ein Grußwort an den Bischof, die Militärfarrer und die Soldaten. Hierin hob er besonders hervor, dass der soldatische Dienst nur gelingen könne, wenn er auf festen Werten fuße. (Foto links)

Bischof Hermann-Josef Spital mit den Militärgeistlichen (im Foto oben links v.l.n.r.) P. Josef Dohmen (StOpfr Mayen), Msgr. Carl Ursprung (KWBD IV Mainz) und Axel-Maria Kraus (StOpfr Idar-Oberstein) an den Altarstufen des Trierer Domes.

KURZ NOTIERT

Erstmals Gottesdienst für Soldaten in Limburg

Erstmals hat es in der Bischofsstadt Limburg einen katholischen Soldatengottesdienst gegeben, berichtete die Katholische Nachrichtenagentur KNA am 8. Juni in einer Kurzmeldung. Etwa 200 Soldaten aus den rheinland-pfälzischen Standorten Diez und Montabaur nahmen am Dienstag, dem 6. Juni, an einer

Eucharistiefeier zum diesjährigen Weltfriedentages im Limburger Dom teil, der Weihbischof Gerhard Pieschl vorstand.

Die Initiative dazu war vom Katholischen Standortpfarrer Mainz Ralf Hufsky ausgegangen, der zurzeit „Vakanzvertreter“ für den Militärfarrer Diez ist. – Limburg selbst ist keine Garnisonsstadt. (PS)

AUS DEM WEHRBEREICH II:

Partnerschaft mit Kroatiens Militärseelsorge

Es war in Maria Bistrica, fünftausend Soldaten der kroatischen Armee hatten sich im größten Marienwallfahrtsort Kroatiens versammelt, um die Gottesmutter um ihre Fürsprache anzurufen: Friede, Freiheit, Wohlergehen dem Land und den Familien – vieltausendfache Gebetsanliegen stiegen zum Himmel auf. Dekan Darpel und ich waren eingeladen, anstelle unseres Militärbischofs an dieser Wallfahrt teilzunehmen. Aufs herzlichste begrüßt durch den kroatischen Militärbischof Juraj Jezerinac und seinen Generalvikar Josip Santic begann sich hier die Idee zu realisieren, eine Paten- und Partnerschaftsaktion zwischen der katholischen deutschen und der kroatischen Militärseelsorge zu begründen. Der Wehrbereich II hatte sich bereit erklärt, diese mit Leben zu füllen!

Am 16. Juni traf die kroatische Delegation zu einem ersten Besuch in Hannover ein und wurde im Bischof-Janssen-Haus in der alten Bischofsstadt Hildesheim untergebracht. Der kroatische Militärbischof hatte seinen Bischofsvikar Pater Nikola Mate Roscic – Referatsleiter für Pastoral – sowie seinen Ordinariatskanzler Don Anjelko Kacunko entsandt. Diese hatten wiederum Petar Klaric, den Verbindungsoffizier zum Verteidigungsministerium, sowie Zeljko Kralj, den Verbindungsoffizier zum Innenministerium mitgebracht, damit die Militärseelsorge nicht nur durch Geistliche repräsentiert war.

Die Paten- und Partnerschaftsaktion sollte im Rahmen einer Dienstbesprechung begründet werden. So war auf deutscher Seite durch unseren Militärbischof Prälat Walter Theis, Referatsleiter Ausland, vom Katholischen Militärbischofsamt entsandt, alle Militärseelsorger aus dem Wehrbereich II und die Pfarrhelfer (auch die ehemaligen) mit ihren Ehefrauen präsent. Zum weiteren nahmen sowohl der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich II, Hauptmann Peter Muermans, als auch der Moderator der Arbeitskonferenz beim Katholischen Wehrbereichsdekan II, OStFw Hans Jürgen Lang, als Vertreter der Seelsorgebezirksräte teil. Der Kommandeur der Divisionstruppen der 1. PzDiv in Hannover, Brigadegeneral Reinhard Günzel, war bei der Partnerschaftsbegründung anwesend und hieß die Gäste mit einer eindrucksvollen Rede willkommen.

Nach herzlicher Begrüßung wurden die Paten- und Partnerschaftsurkunden durch die Delegationsleiter unterzeichnet und ausgetauscht. Gastgeschenke wurden uns übergeben, die uns Land und Leute nahe brachten, ergänzt durch Dias über Kroatien, insbesondere Zagreb und Maria Bistrica. Es wurden Erfahrungen ausgetauscht, wie sich Militärseelsorge in den beiden Ländern gestaltet. Kroatiens Militärseelsorge, die sich seit drei Jahren im Aufbau befindet, folgt dem deutschen Militärseelsorgemodell.

Umrahmt wurde die Partnerschaftsbegründung mit einem abwechslungsreichen Besuchsprogramm. Zunächst stand natürlich der Besuch der Dienststelle des Katholischen Wehrbereichsdekans II und der Stadt Hannover an. Danach ging die Fahrt in den Seelsorgebezirk Celle mit Besuchen der Panzerkaserne in Scheuen sowie der Heeresflieger in Wietzenbruch. Im Seelsorgebezirk Goslar sahen wir uns die Dienststelle des Pfarrers beim Luftwaffenausbildungsregiment 1 an. Im Anschluss daran besichtigten wir das Weltkulturerbe der Stadt, das Silberbergwerk Rammelsberg sowie die Altstadt mit Kaiserpfalz. Der Besuch von St. Michael und der Dom, das Weltkulturerbe von Hildesheim, sowie die alte, durch Benediktinerinnen neu belebte Zisterzienserabtei Marienrode, wo wir die Vesper mitbeteten, waren weitere Stationen.

Ein Höhepunkt im Programm war der Besuch der EXPO 2000, wo natürlich der kroatische Pavillon im Mittelpunkt des Interesses stand. Aus den verschiedenen Landstrichen Kroatiens hatte man Heimaterde auf dem Fußboden arrangiert mit alten Fundamenten und Kulturobjekten. Ein Glasboden war darüber so angeordnet, dass das Land dem Besucher durch einen ansprechenden Film nahe gebracht wurde.

Ja, es war schön die kroatischen Gäste unter uns zu haben und ich denke, es war ein guter Beginn unserer Partnerschaftsaktion. Erste Kontakte knüpften sich, und wenn unsere Militärseelsorger im September Gemeinschaftsexerziten in Kroatien machen werden, um danach auch weiteren kroatischen Militärseelsorgern begegnen zu können, so ist die Partnerschaft auf gutem Weg. Möge Gott den begonnenen Weg schützen und begleiten. (Hans Peter Miebach)

Partnerschaftstreffen in Hannover; im Bild v.l.: Verbindungsoffizier zum BMVg Petar Klaric, Militärdekan Walter Theis, BrigGen Reinhard Günzel, Bischofsvikar Pater Nikola Mate Roscic, Ordinariatskanzler Don Anjelko Kacunko, Verbindungsoffizier zum BMI Zeljko Kralj und Wehrbereichsdekan II Heinz Peter Miebach. (Foto: H. Schminkamp)



ZUM SEMINAR 3. LEBENSPHASE

Nach dem Arbeitsleben fängt das Leben an

Wir können heute nicht mehr von dem Beginn des Lebensabends sprechen, weil wir als Berufssoldaten relativ jung in Pension gehen. Es beginnt vielmehr eine neue, andere Lebensphase, ohne äußeren Druck, mit neuen Herausforderungen, die man meist selbst gestalten kann. Der allgemeine Trend der 15 Ehepaare, die an dem Seminar „3. Lebensphase“ in Nürnberg teilnahmen war, dass man nach der Pension im Allgemeinen keine feste Anstellung mehr eingehen will und diesen Lebensabschnitt mit seinem Ehepartner bewusster zusammen gestalten möchte.

Mit gemischten Gefühlen kam ich mit meiner Frau in der Akademie „Caritas Pirkheimer-Haus“ in Nürnberg an. Volker Trassl von der GKS begrüßte alle Ankommenden so herzlich, dass sofort die erste Barriere des Fremdseins gebrochen war.

Prof. Dr. Heimo Ertl, Leiter der Akademie, und Pater Johannes Jeran SJ nahmen bei der Vorstellung am Abend die letzten Hürden. Die Art und Weise, wie wir uns vorstellen mussten, war ungewöhnlich. Anhand von Fotografien, die einem besonders ansprachen und einen Bezug zu unserem Leben hatten, erhielten die anderen Teilnehmer einen Einblick über unser Umfeld und lernten unseren Namen kennen.

In Arbeitsgruppen wurden die Vor- und Nachteile einer frühen Pensionierung erarbeitet und ausgetauscht.

Zur Auflockerung führte uns Frau Gölzen durch die Altstadt von Nürnberg.

Dr. med. Horst Weidinger referierte über „Altern als Schicksal und Chance – Erfahrungen und Perspektiven des Arztes“. Er zeigte auf, welches normale Alterserscheinungen sind und nahm damit einige Ängste von uns. Er gab Ratschläge, wies auf gesundheitliche Gefahren hin und gab Hinweise, wie man gesund leben könne. Anhand einer Kurzgeschichte „Reisender ohne Fahrkarte“ erarbeitete Prof. Dr. Heimo Ertl folgende Fragen mit uns: Haben wir unser Leben gelebt? Haben wir es noch vor? Haben wir etwas versäumt? Es zwar

gab kein Ergebnis – aber viele Gedanken wurden aufgearbeitet.

Mit Pater Ludger Hillebrand und Lothar Handrich, zwei Novizen von den Jesuiten, erarbeiteten wir Bibeltexte aus dem Buch Kohelet, Kap. 3 und Lukas 5,1-11. Zusammen dachten wir über die Berufung in unserem irdischen Leben nach.

Sachlich, mit viel Hintergrundwissen und einer Portion Humor informierte Ernst Schleicher vom DBw-Verband über das Versorgungs- und Sozialversicherungsrecht. „Freien Ausgang“ hatten wir am Samstagvormittag. Wir konnten Nürnberg und Umgebung eigenständig erkunden und kennen lernen.

Das Spirituelle kam auch nicht zu kurz und fand seinen Höhepunkt in der Sonntagsmesse, die von den beiden Novizen gestaltet wurde. Die Predigt war auf das Seminar abgestimmt: Welche Farbe hat die Zeit? Auf unser Leben bezogen waren bzw. sind es helle oder überwiegend dunkle Farben?

Prof. Heimo Ertl, der uns in den fünf Tagen bei allen Themen mit seinem Sach- und Fachwissen begleitet hat, lockerte das Seminar durch seine natürliche Art im Umgang mit uns und seinem fränkischen hintergründigen Humor auf.

Dieses Seminar, von der GKS für katholische Soldaten mit ihren Ehefrauen angeboten, können meine Frau und ich nur weiter empfehlen. Wir bekamen keine fertigen Ergebnisse vorgesetzt, konnten aber viele neue Gedanken und Ideen mitnehmen und auch kritisch zurückblicken. Die Seminarteilnehmer fühlten sich wie eine große Familie. Der Abschied am Sonntag fiel einigen nicht leicht, aber in ca. drei Jahren wollen wir uns zum Erfahrungsaustausch wieder treffen. Für dieses Seminar sage ich im Namen aller Prof. Dr. Heimo Ertl für das Caritas Pirkheimer-Haus und Volker Trassl für die GKS vielen Dank und vergelt's Gott.

(Text u. Foto: Hans Jürgen Lang)



Brief an die Redaktion

Zum Bericht über den Weltfriedenstag in Köln, AUFTRAG 239, S. 24 merkt ein Leser an:

Mit großer Freude habe ich den Bericht über den Soldatengottesdienst im Kölner Dom gelesen. Leider hat sich der „Fehlerteufel“ zu dem Kommentar des unteren Bildes eingeschlichen. Es handelt sich bei diesem Chor um das Luftwaffen-„Quartett“ Wahn, ei-

nem vierstimmigen Standortchor, der kirchliche wie auch weltliche Lieder zum besten gibt. Der Standortchor ist nicht vom Luftwaffenamt Wahn, sondern vielmehr ein Chor der Militärseelsorge Wahn. Die Gründung geht auf die Initiative des früheren Kath. Standortpfarrer Wahn, Militärdekan Pater Josef Kohlhaas ss.cc. und des Vorsitzenden des PCR Wahn, Hauptmann Peter Lorber, zurück.

Ralf Pieper, Pfarrhelfer Wahn

WB VI – GKS-KREIS HAMMELBURG:

Gemeinsamer Glaube verbindet

Amerikanische Familien beim Weltfriedenstag in Hammelburg

Gemeinsam feierten die Angehörigen der Katholischen U.S. Militärgemeinde Schweinfurt und der Katholischen Militärgemeinde Hammelburg den Weltfriedenstag in der Christkönigskirche, zu der die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) Hammelburg eingeladen hatte.

Militärpfarrer Norbert Sauer und Chaplain Victor Tadeo, der Nachfolger von dem in die Vereinigten Staaten zurückgekehrten Chaplain David Sunberg, gestalteten den Festgottesdienst, dessen Texte abwechselnd in deutscher, englischer und lateinischer Sprache vorgetragen wurde. Neben dem Friedensgruß der beiden Geistlichen bestimmte der Wunsch, gemeinsam für Frieden und Gerechtigkeit zu beten, den Gottesdienst, denn der gemeinsame Glaube verbindet die Menschen über die Grenzen hinaus.

Die gegenseitigen Besuche sind schon Tradition. So werden die Got-

tesdienste zum Weltfriedenstag im Wechsel jeweils in Hammelburg und Schweinfurt gefeiert. Was aber auch dieses Jahr wieder besonders auffiel war die Tatsache, dass sowohl auf amerikanischer, als aber auch auf deutscher Seite sehr viele Kinder an der Feier teilnahmen. Selbst das unabdingbare „Geheule“ und die sonstigen Aktivitäten der Kleinen brachte die beiden Geistlichen nicht aus der Ruhe.

Die Predigt von Militärpfarrer Sauer folgte dem Leitwort des Papstes „Friede auf Erden den Menschen, die Gott liebt“. Der Mensch gestalte diese Welt, betonte Norbert Sauer. Täglich entscheide er neu was geschehe, ohne dabei die Verantwortung für sein Tun abzulegen.



Chaplain (Major) Victor Tadeo von der Katholischen U.S. Militärgemeinde Schweinfurt (links) und Militärpfarrer Norbert Sauer feiern gemeinsam den Gottesdienst zum Weltfriedenstag in der Christkönigskirche in Hammelburg.

Neben dem General der Infanterie und Kommandeur der Infanterieschule, Brigadegeneral Wolf-Dieter Löser, dem Kommandeur des Jägerlehrbataillon 353, Oberstleutnant Peter Utsch, sowie dem Kommandeur des VN-Ausbildungszentrum, Oberst Hans-Jürgen Folkerts, nahmen auch der amerikanische Verbindungs-offizier an der Infanterieschule, Oberstleutnant Raymond Millen teil.

„Frieden ist das höchste Gut des Menschen“ bekräftigte General Löser in seinem Grußwort. Erst wenn man in einem Einsatz wie im Kosovo war, lerne man Frieden, Freiheit und geordnete Familienverhältnisse richtig schätzen.

Auch viele zivile Gottesdienstbesucher bestätigten durch ihr Kommen die Verbundenheit mit den Soldaten. So war neben dem ersten Bürgermeister der Stadt Hammelburg Arnold Zeller auch der neue Direktor der Bayerischen Musikakademie Hermann Grollmann anwesend.

Den Gottesdienst gestaltete wie in den letzten Jahren die Hammelburger Gruppe St. Johannes unter der Leitung von Hauptmann der Reserve Martin Stapper.

Die Feier des Weltfriedenstages endete mit einem gemeinsamen Mittagessen, das durch die Unteroffizierheimgesellschaft bereitgestellt wurde. (Text u. Foto: P.M. Pillich)



Mit dem Motto „Christi Himmelfahrt – nicht nur ein Vatertag!“ hatte der GKS-Kreis Amberg-Kümmersbruck zu einer Wanderung für Familien eingeladen. Die jungen und älteren Teilnehmer wurden durch Militärpfarrer Werner Herrmann (r.) mit einer festlichen Andacht in Gottes schöner Natur auf den Feiertag mit dem Hinweis eingestimmt, dass es heute leider nicht mehr selbstverständlich sei, der Himmelfahrt Jesu zu gedenken, sondern dass in einer Zeit der allgemeinen Abkehr von christlichen Traditionen der Tag immer mehr als Vatertag bezeichnet werde. (Anton Schill)

WB VI – GKS-KREIS INGOLSTADT

„Der Mensch lebt nicht nur vom Brot“

Familienwochenende in Strahlfeld

In diesem Jahr konnte der Vorsitzende des GKS-Kreises Ingolstadt, Norbert Rödl, rund 80 Teilnehmer zum Familienwochenende im KAB-Bildungs- und Erholungszentrum in Strahlfeld vom 3. bis 5. März begrüßen. Neben zahlreichen Neumitgliedern, die erstmals an einem Familienwochenende der GKS teilnahmen, konnten auch der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich III, StFw Johann-A. Schacherl, und der Vorsitzende des benachbarten GKS-Kreises Neuburg an der Donau, StFw Georg Schneeberger, mit ihren Familien als Gäste willkommen geheißen werden.

Zum Thema „Der Mensch lebt nicht nur von Brot, Lk 4,4 – Ganzheitliche Betreuung von Soldaten“ referierte Militärfarrer Hans Meyer aus Ingolstadt über seine Erfahrungen aus dem Einsatz im ehemaligen Jugoslawien. Dabei kam immer wieder deutlich zum Ausdruck, wie stark diese Erlebnisse nach Beendigung des Einsatzes im normalen Alltag nachwirken. Besonders so prägende Eindrücke wie Tod, Elend, zerstörte Gebäude und „ganze Bevölkerungsgruppen auf der Flucht“ lassen die Alltagsprobleme zu Hause gänzlich in den Hintergrund treten. Vor allem die besonderen Belastungen für die Partnerschaft kamen ausgiebig zur Sprache. So schilderten Soldaten-ehfrauen, deren Männer im Einsatzland waren, wie sie mit der veränderten Situation zurecht kommen mussten. Der Vortrag des Sozialberaters der Standortverwaltung (StOV) Ingolstadt, Regierungsamtmann Gernot Groll, befasste sich mit der sozialen Absicherung der Soldaten bei Auslandsverwendungen. Dabei wurde den Teilnehmern die gesamte Bandbreite der Sozialarbeit der Bundeswehr vor Augen geführt. Herr Groll stellte besonders den Aspekt der vorausschauenden Vorsorge und die Unterstützung der Familienangehörigen in Notsituationen in den Vordergrund.

Als zusätzliches Thema wurde durch Herrn Schacherl der Förderkreis der GKS vorgestellt und die

Ziele erläutert. Am Faschingssamstag avancierte die gesellige Abendveranstaltung zum Höhepunkt des Familienwochenendes. Hier verstanden es die Teilnehmer mit einstudierten Sketchen, Büttenreden, Gesängen und Tänzen einen gelungenen Abend zu veranstalten, der allen noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben wird. Selbst erprobte Karnevalsjecken kamen zu dem Fazit: „Auch die Bayern können feiern!“

Nach einer kurzen Nacht stand der Sonntagmorgen im Zeichen der



Faschingsstimmung der GKS-Ingolstadt beim Familienwochenende im KAB-Erholungszentrum Strahlfeld

Liturgie. Militärfarrer Hans Meyer machte hier den Gottesdienstbesuchern durch eine Predigt in Versform klar, dass Ernst und Heiterkeit durchaus zusammengehören.

(Text u. Foto: Helmut Häckl)

WB VI – GKS-KREIS NEUBURG/DONAU

Familienwochenende in Aschau

Der GKS-Kreis Neuburg/Donau veranstaltete vom 12. bis 14. Mai ein Familienwochenende in Aschau mit dem Thema „Krisen als Chance“.

Der Referent Peter Wendl, Diplomtheologe aus Freiburg, analysierte mit uns das Thema „Krise bedeutet: Scheidung – Entscheidung“. Er machte deutlich, wie Krisen verlaufen, dass sie notwendig sind fürs Leben, dass sie manchmal schmerzen oder auch wohltuend sein können. Er erklärte auch ihre Ursprünge, Auslöser und Bedeutung.

In der Diskussion stellte sich heraus, dass jeder Teilnehmer bereits Krisen hinter sich hatte und auch immer wieder neue durchlebt.

Durch die Ausführungen des Referenten, bekam das Wort „Krise“ für die Teilnehmer eine ganz neue Bedeutung. So mancher konnte im Gespräch zurückliegende Krisen aufarbeiten.

Insgesamt harmonisierten die „GKS-Familien“ und erholten sich. Dazu trug auch die hervorragen-

gende Betreuung der Kinder bei, die u.a. Muttertagsgeschenke für alle Mütter bastelten.

Der Katholische Militärfarrer aus Bad Reichenhall, Hermann Schlicker, feierte mit uns einen sehr schönen, themenbezogenen Gottesdienst und rundete somit dieses gelungene Wochenende ab.

Die Teilnehmer freuen sich schon auf das nächste Wochenende des Neuburger GKS-Kreises in der Zeit 8. bis 10. September auf Schloss Hirschberg bei Beilngries.

(Georg Schneeberger)



Pater Arno ofm wurde 65 Jahre alt

Zweihundert Gäste bei der Geburtstagsfeier des nebenamtlichen Standortpfarrers von Euskirchen



In äußerst eindrucksvoller Weise wurde der 65. Geburtstag des Katholischen Standortpfarrers im Nebenamt Euskirchen, Franziskanerpater Arno Schmidt, in der Euskirchner Gersdorff-Kaserne gefeiert. Pater Arno ist im Bereich des Katholischen Standortpfarrers Bonn in erster Linie verantwortlich für die Standorte Euskirchen und Mechernich.

An dem Tag, an dem für die „Normalbürger“ mit dem Eintritt ins Rentenalter der sogenannte „3. Lebensabschnitt“ beginnt, würdigte der Katholische Wehrbereichsdekan III, Militärdekan Msgr. Rainer Schadt, in die zahlreichen Aktivitäten und Hauptaufgaben des Geistlichen in der Militärseelsorge. P. Arno habe alle Facetten des Priesterberufes miterlebt und könne auf viele schöne, doch auch traurige Erlebnisse in den 19 Jahre seines Einsatzes in der Militärseelsorge zurückblicken. Aber er zählte auch die weiteren, zahlreichen „Nebenbeschäftigungen“ dieses über die Maßen engagierten und bekannten „Gottesmannes“ in verschiedenen anderen Bereichen auf. So ist Pater Arno auch sehr rührig als Geistlicher Beirat im erst vor rund einem Jahr gegründeten GKS-Kreis Mechernich.

Die Zahl der Gratulanten war groß: Soldaten aus allen drei Teilstreitkräften, Vertreter der haupt-

amtlichen Militärseelsorger, Reservisten und Ehemalige, Mitglieder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten und der Mitarbeiterkreise waren ebenso vertreten, wie zahlreiche Schützenabteilungen – Pater Arno ist Bezirkspräses der Schützen im Bereich Euskirchen –, Kommunalpolitiker, Verwandte, Bekannte und Freunde. Musikalisch umrahmt wurde die Geburtstagsfeier durch den Männerchor Mechernich 1863 und eine Jagdhornbläsergruppe.

Fast ebenso lang wie die Zahl der Gratulanten war dann auch die Zahl der Anekdoten, die es über diesen Franziskaner zu berichten gab, sei es aus dem militärischen oder aus dem zivilen Bereich. Der Kommandeur Luftwaffenversorgungsregiment 8, Oberst Hans-Jürgen Speckhahn, schenkte Pater Arno im Namen seiner unterstellten Soldaten und zivilen Mitarbeiter einen aus Holz gezimmerten Schaukelstuhl mit gepolsterter Auflage, Symbol für den eigentlich wohlverdienten Ruhestand des 65-jährigen Ordensmannes. Doch Pater Arno erklärte kurz, aber unmißverständlich und begleitet von lang anhaltendem Beifall der anwesenden Geburtstagsgäste, dass er noch so lange aktiv in der Militärseelsorge und seinen anderen „Nebenämtern“ arbeiten möchte „solange es Gott zulässt“. (Wilfried Puth)

Pater Arno (Mitte) denkt nicht an Ruhestand, obwohl Oberst H.-J. Speckhahn ihm zur Freude von Wehrbereichsdekan III, Prälat Rainer Schadt (l.), einen Schaukelstuhl zum Ausruhen schenkt.

Personalia

Bertram Meier (40), Leiter der deutschsprachigen Abteilung im Vatikanischen Staatssekretariat, ist vor kurzem von Papst Johannes Paul II. zum „Kaplan Seiner Heiligkeit“ mit dem Titel Monsignore ernannt worden. Der promovierte Dogmatiker ist Priester der Diözese Augsburg und wurde 1996 nach mehrjähriger Tätigkeit in der Seelsorge, zuletzt als Pfarrer und Regionaldekan in Neu-Ulm, für den Dienst am Vatikan freigestellt. Meier, der in Augsburg und Rom studiert hat und 1985 in Rom zum Priester geweiht wurde, bekleidet auch das Amt des Vize-Rektors am deutschen Priesterkolleg des Campo Santo Teutonico. Im Laienapostolat der katholischen Militärseelsorge wurde Dr. Meier bekannt durch seinen Vortrag „Zweitausend Jahre Christentum: Was dürfen wir im dritten Jahrtausend von der Kirche erwarten?“ bei der diesjährigen Woche der Begegnung in Salem am Kummerower See (s.S. 12 ff.)

Nach vier Jahren im Dienst des Vatikan wird Msgr. Meier nun Domkapitular der Diözese Augsburg. Er soll in der Bistumsleitung die beiden Referate Ökumene sowie Orden, Mission und Entwicklung übernehmen. Zum Domkapitular „aufgeschworen“ wird er am 1. Oktober. Endgültig kehrt er aber voraussichtlich erst in einem Jahr in sein Heimatbistum zurück, wenn die Verpflichtung in Rom abgelaufen ist, wie die Bischöfliche Pressestelle Mitte August in Augsburg mitteilte.

Karl-Heinz Woitzik, stellvertretender Vorsitzender des GKS-Kreises Bonn, Rundfunkjournalist und Fregatkapitän d.R., ist zum Ersten Stellvertretenden Vorsitzenden des Gesamtpersonalrats des Rundfunksenders Deutsche Welle gewählt worden.

Personalia

Der Fuldaer Weihbischof und Generalvikar **Ludwig Schick** (50) beging am 15. Juni 2000 sein silbernes



Priesterjubiläum. In der Deutschen Bischofskonferenz gehört Schick der Pastorkommission an; er wurde dort zum Beauftragten für die Männerseel-

sorge und in die Unterkommission Frauen und Kirche berufen. Seit 1981 lehrt Schick an der Theologischen Fakultät Fulda und am Katholischen Seminar an der Marburger Philipps-Universität Kirchenrecht.

Prälat Franz Stenzaly, Militärdekan a.D., ist am 16. Juni 2000 im Alter von 65 Jahren gestorben. Stenzaly war am 1. Oktober 1997

nach 29

Dienstjahren als Katholischer Wehrbereichsdekan I (Kiel) in den Ruhestand verabschiedet worden. Anfang Mai hatte er



noch – bereits von Krankheit gezeichnet – in Neubrandenburg am Bischofsgottesdienst der diesjährigen 40. Woche der Begegnung teilgenommen. In der Militärseelsorge hatte Stenzaly den Soldaten Heimat und Geborgenheit gegeben und die GKS-Arbeit in seinem Wehrbereich stets kritisch begleitet.

Nach Erreichen der in Frankreich geltenden Altersgrenze von 58 Jahren für den Militärbischof schied **Michel Dubost** am 15. April 2000 aus dem Amt des französischen Militärbischofs aus und ist seit dem neuer Bischof von Evry-Corbeil-Essonnes. Sein Nachfolger als französischer Militärbischof ist **Patrick Le Gal** (47), der bislang Bischof im südwestfranzösischen Tulle war.

Die Bundesvorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) **Gaby Hagmans** wurde am

6. Mai 2000 für weitere drei Jahre in ihrem Amt bestätigt. Die 32-jährige gelernte Bankkauffrau und Diplom-Psychologin vom Niederrhein erhielt bei der BDKJ-Hauptversammlung 54 Ja-Stimmen bei 14 Nein-Stimmen und 12 Enthaltungen.



Der **Fuldaer Weihbischof Johannes Kapp** (71) ist nach dem Tod von Erzbischof Johannes Dyba vom Dom-



kapitel in Fulda zum Diözesanadministrator und damit zum Verwalter des Bistums Fulda bis zur Neubesetzung des Bischöflichen Stuhls

gewählt worden. Das teilte ein Bistumssprecher am 29. Juli in Fulda mit.

Kapp, der auch Fuldaer Domdechant ist, wurde 1954 zum Priester geweiht. 1976 erhielt er die Bischofsweihe. Von 1975 bis 1980 leitete er das Priesterseminar in Fulda. In der katholischen Deutschen Bischofskonferenz gehört er der Kommission für geistliche Berufe und kirchliche Dienste an. Sein bischöflicher Wahlspruch lautet: „Die Freude am Herrn ist unsere Stärke“. – Die kirchlichen Statuten schreiben die Wahl eines Diözesanadministrators innerhalb der ersten acht Tage nach dem Tod des Diözesanbischofs vor. Dyba war in der Nacht zum 23. Juli einem plötzlichen Herzversagen erlegen. Am Freitag war er im Fuldaer Dom beigesetzt worden.

Mit einer Neubesetzung des Fuldaer Bischöflichen Stuhls wird für das nächste Jahr gerechnet. In Fulda geht

man von einer Vakanz von etwa neun Monaten aus.

Das Bistum Fulda gibt es seit 1752. Es zählt rund eine halbe Million Katholiken und zirka 220 Pfarreien. Das Bistum, das zur Kirchenprovinz der Erzdiözese Paderborn gehört, erstreckt sich auf eine Fläche von etwa 10.200 Quadratkilometern, die größtenteils auf hessischem Boden liegen. Im Fuldaer Dom hat der als „Apostel der Deutschen“ geltende heilige Bonifatius sein Grab. Dessen Schüler Sturmius hatte 744 das Kloster Fulda gegründet. Das einstige Kloster gilt als Keimzelle der Stadt wie des Bistums Fulda. 1867 trafen sich die katholischen deutschen Bischöfe erstmals zu gemeinsamen Beratungen in Fulda, wo sie sich seither regelmäßig in jedem Herbst versammeln.

Der Bamberger **Alterzbischof Dr. Elmar Maria Kredel** (78) feierte am Sonntag, den 30. Juli, sein Goldenes

Priesterjubiläum.

Vor 50 Jahren hatte er im Kaiserdom der Bischofsstadt an der Regnitz die Weihe empfangen. Sein

Wahlspruch

als Bischof lautet: „Für Christus leisten wir Botschafterdienste.“ Kredel war von 1977 bis zu seinem Rücktritt aus Gesundheitsgründen 1994 Erzbischof von Bamberg gewesen. Zugleich hatte er 13 Jahre lang, von Mai 1978 bis Mai 1990, das Amt des Katholischen Militärbischofs für die deutsche Bundeswehr inne. In diese Zeit fiel die Gründung des Instituts für Theologie und Frieden in Barsbüttel bei Hamburg. Am 14. Februar 1990 stimmte Militärbischof Kredel der Einordnung der GKS als „freier Zusammenschluss von Gläubigen“ gemäß Canon 215 des Codex Iuris canonici (CIC) zu und erkannte damit die Gemeinschaft auch formell als katholischen und kirchlichen Verband an.

(Foto: PS, Brockmeier, BDKJ)



DAS INTERVIEW

Offizier und Journalist aus Berufung

Oberst a.D. Helmut Fettweis mit achtzig immer noch aktiver Journalist

Helmut Fettweis, Oberst a.D., Journalist, ein engagierter Bürger und Katholik, feierte seinen 80. Geburtstag am 1. Juni in Südfrankreich mit seiner Frau Emily, Tochter, Schwiegersohn und erstem Enkelkind.“, schrieb der Bonner Generalanzeiger am 26.06.2000, als er über den offiziellen Geburtstagsempfang berichtete, den am Vortag Radio Bonn/Rhein-Sieg seinem Vorsitzenden der Veranstaltergemeinschaft im Bonner Hotel Königshof gab. Die Glückwünsche der GKS überbrachte der Referent des Bundesvorstands Oberst a.D. Jürgen Bringmann in Vertretung des Bundesvorsitzenden, der seit Mai das Logistikregiment GECONKFOR in Tetovo/Mazedonien kommandiert. Auch AUFTRAG konnte den Jubilar, der 25 Jahre lang (1966-90) Chefredakteur unserer Verbandszeitschrift war, nur aus der Ferne beglückwünschen: Der heute verantwortliche Redakteur weilte zu einem Pressebesuch beim deutschen KFOR-Kontingent.

Statt einer kurzen Personalia soll Helmut Fettweis durch ein Interview gewürdigt werden.

AUFTRAG: Was im Rückblick auf 80 Lebensjahre erscheint Ihnen heute besonders wichtig, was hat Sie geprägt?

Helmut Fettweis (H.F.): Die Bindung an die Kirche, die vom Elternhaus her über die Schulzeit immer für mich Pate gestanden hat. Besonders im Krieg war das gute Verhältnis zur Kirche für mich hilfreich. Das war auch in der Truppe bekannt. So meinte mein Divisionskommandeur einmal, als ein neuer Militärpfarrer eintraf: „Den schicken wir zum Fettweis, der kann ihn einführen.“

AUFTRAG: 25 Jahre Chefredakteur der „Königsteiner Offizierbriefe“ (KOB) dann des AUFTRAG's; 165 Hefte sind unter Ihrer Regie erschienen. Wie bewerten Sie diese Redaktionsjahre? Haben Sie Ihre Vorstellungen einbringen und die Laienarbeit in der Militärseelsorge prägen können?

H.F.: In gewisser Hinsicht ja. Ich konnte viele – da fallen mir spontan die Namen Gen. Heß, Dr. Korn, Gen. Clauß ein – mit Informationen versorgen, die für sie wichtig waren. Die Reaktion auf den damals noch „kleingeschriebenen“ auftrag waren auch zu meiner Zeit unterschiedlich: von wertvoll, unverzichtbar bis Bleiwüste, langweilig. Die Veröffentlichungen im auftrag waren wichtig für die von der GKS herausgegebenen Bücher „Wenn Soldaten Frieden sagen“ und „Rom-Seminare“.

AUFTRAG: War es Ihnen 1990 nach 25 Redakteursjahren schwer gefallen,

die Arbeit in jüngere Hände zu legen?

H.F.: Lebenswerke möchte man lange behalten. Aber Wechsel muss sein. Man kann das nicht ad infinitum mache, weil man sich von der Lesergemeinde entfernt. Wenn man dann einen geeigneten Jüngeren findet, kann man die Aufgabe getrost übergeben.

AUFTRAG: Was halten Sie heute von der Publikation der GKS?

H.F.: Der AUFTRAG ist immer noch ein umfassendes Informationsorgan. Allerdings bedaure ich, dass die Berichte aus den Standorten – vielleicht zeitbedingt – zurückgegangen sind.

AUFTRAG: Welche Wünsche haben Sie an die Redaktion AUFTRAG?

H.F.: Sie soll weiterhin lebendig berichten und dabei die Entwicklungen in der Kirche nicht aus dem Auge verlieren.

AUFTRAG: Was ist Ihr größter Wunsch?

H.F.: Die mir noch zugebilligte Zeit wachen Geistes erleben und das Gute weitersagen können.

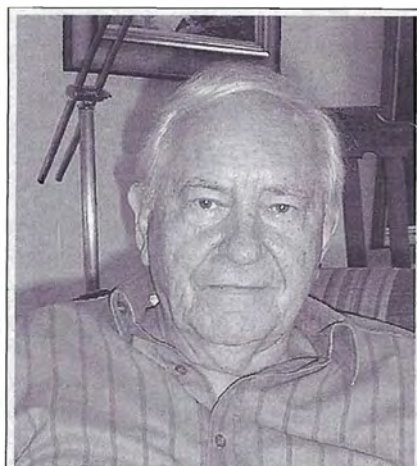
AUFTRAG: Was wäre für Sie das größte Unglück?

H.F.: Wenn sich unser Volk noch mehr vom Glauben und von der Kirche entfernen würde.

AUFTRAG: Ergänzen Sie bitte folgende Satzanfänge:

Christsein heißt für mich ... bekennen und leben.

Frauen in der Kirche ... haben Aufgaben und bestimmte wichtige Räume.



Lebensdaten:

01.06.1920	in Düsseldorf geboren
1938	Arbeitsdienst
1938-45	Militärdienst, letzter DstGrd: Olt; Auszeichnungen: EK II, KVK II, VerAbz Silber u.o.
1945-56	Kommunalbeamter (2. Kurdirektor in Wiesbaden)
1945-48	Volontariat bei der Rheinischen Post
16.07.1956	DE als Olt in die Bw, 1976 Oberst, DZE 30.09.79
1956-61	Mitbegründung der organisierten Laienarbeit in der Militärseelsorge
1961-67	Sprecher KOK-Kreis Bonn
seit 1962	Mitglied im Bundesvorstand KOK/GKS, Mitarbeit an KOB
seit 1966	allein verantw. Redakteur KOB/ab 1970 „auftrag“, bis 1990 von 190 Ausgaben 165 unter Regie H.F.
1970-72	Studium „Theologie im Fernkurs“
1974	„Wenn Soldaten Frieden sagen“, 1988 3. Aufl.; Ritter des Silvesterordens
1980-86	Geschäftsführer GdeVerb der kath. Kirchen BN
1981	Rom-Seminare: „Begegnung mit der Kirche im Wandel der Zeit (I)“, 1988 (II)
1985 bis heute	Beauftr. Erzbischof Köln für Lokalfunk BN
1986-98	Vorsitzender Katholikenrat BN
1987-98	Mitglied im Vorstand der Caritas BN
1985 bis heute	Vorsitzender der Veranstaltergemeinschaft Lokalfunk Bonn-Rhein-Sieg; gehört zu den Gründungsvätern dieses Privatsenders
1990	Komturkreuz des Silvesterordens, BVK

Die katholische Kirche sollte ... das Positive stärker betonen.

Die Militärseelsorge ... war für mich die richtige Einrichtung zur rechten Zeit, um den Problemen standhalten zu können.

Der GKS wünsche ich ... eine stärkere Beteiligung durch engagierte Laien. Ökumene heißt für mich ... nicht Einheitsbrei, sondern Zusammenführen der Grundüberzeugung.

Der Papst müsste ... noch mal zwanzig sein.

AUFTRAG: Wie lautet Ihr Motto?

H.F.: „Quid quid agis, prudenter agas et respice finem“, frei übersetzt: „Den Tag leben und an die Zukunft denken“.

Das Interview führte Paul Schulz. □

Briefe an die Redaktion

Eine wundertätige Waffe

Kostengünstige, effektive und menschenfreundliche Alternative nicht nur zur Reform der Bundeswehr.

Aus dem Ministerium der Verteidigung habe ich ein Antwortschreiben erhalten. Bei der Reform der Bundeswehr empfehle ich nämlich die stärkste Waffe der Welt: den Rosenkranz. Kennen Sie die Macht des Gebetes? Kennen Sie den Schutz unserer himmlischen Heerführerin im Kampf gegen das Böse?

Es sind Medaillen. Ich lege zehn Stück bei (s. Abb. oben) und bitte Sie, fahren Sie mal an Wallfahrtsorte in Deutschland (Heroldsbach bei Forchheim, Nähe Bamberg; Witzgradsbach; Marienfried; Marpingen ...).

Weil Sie der NATO angegliedert sind, lege ich auch zwei Medaillen des hl. Benedikt bei (s. Abb. unten). Er ist der Patron Europas.

Ich bin Mitglied der Legion Mariens. Wir haben elf Millionen Legionäre. Unser Vorbild ist die römische Legion. Unsere Waffe ist der Rosenkranz. Er ist stärker als Atombomben, weil er



positiv ist. Bitte sorgen Sie dafür, dass alle Soldaten in Deutschland wundertätige Medaillen tragen.

Sicher wollen Sie mit Maria siegen! Wenn Soldaten Langeweile haben, können sie Rosenkränze knüpfen. Das ist hilfreich! – Maria siegt!

Johanna Bryck, 63457 Hanau

Abbildung der zugesandten Medaillen in ca. doppelter Größe

der Schlacht (1241) bei Liegnitz (Wahlstatt) vernichtend geschlagen; die Mongolen zogen sich jedoch zurück.

König Kasimir III. von Polen verzichtete 1335 im Vertrag von Trentschin „für ewige Zeiten“ auf Schlesien. Damit wird die schlesische Grenze zu Polen festgelegt, die bis in unsere Zeit Bestand hat und eine der ältesten Grenzen in Europa ist.

Zu der Verschiebung der polnischen Grenzen nach Westen und der Umsiedlung der ostpolnischen Bevölkerung, ist festzustellen, dass polnische Truppen im Mai 1919 in die Ukraine einmarschiert waren. Von den Alliierten hatten sie die Vollmacht zur Besetzung Ostgaliziens. Die Polen stießen jedoch weiter nach Weißrussland vor und besetzten im September 1919 sogar Minsk. In diesen polnischen Ostgebieten lebten nunmehr 6 Millionen Ukrainer und Weißrussen, etwa 1,4 Millionen andere, vor allem Juden und nur etwa 1,5 Millionen Polen.

Die Tatsache, dass Polen die Grenzen, die Boleslaw mit dem Schwert gezogen hat, von den deutschen Heimatvertriebenen nicht bejubelt wird, ist wohl allgemein verständlich – siebenhundert Jahre deutsche Aufbaugeschichte in Schlesien, sind eine Realität. Über drei Millionen Schlesier wurden heimatvertrieben. Bei dieser Vertreibung, so hat das Statistische Bundesamt Wiesbaden errechnet, haben durch Ermordung, Verschleppung und Vertreibung 386.870 Schlesier ihr Leben verloren. „Trotz allem, haben die deutschen Heimatvertriebenen bereits 1950 in ihrer Charta feierlich auf Rache und Vergeltung verzichtet. Nur offene und vorurteilsfreie Gespräche werden zu einer dauerhaften, guten nachhaltigen Verständigung beider Staaten führen.“

Als Literatur ist zu empfehlen: AUFTRAG 211/Okt. 1995.

Information zur politischen Bildung Heft 142/143 bei Franzis-Druck GmbH, Postfach 150740, 8000 München (kostenlos, schriftlich u. Berufsangaben erforderlich).

Achim Rupprecht, 21465 Wentorf

„Wo Polen geboren wurde“

Eine kritische Leserschrift zum Beitrag „Wo Polen geboren wurde“ von Gabriele Burchardt (KNA-Korr.) in AUFTRAG 239 / April 2000, Seite 63.

Mit Kopfschütteln habe ich den o.a. Artikel gelesen. Diese Zeilen fallen wieder in die für politische Zwecke inspirierten und ausgenutzten Erinnerungsliteratur aus den Jahren vor der Vereinigung Deutschland zurück.

Eins soll ganz klar gesagt sein, der Staat Polen ist in der NATO und auch in der Europäischen Gemeinschaft willkommen. Sogar die leidgeprüften Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten bejahen den Anschluss. Solche oberflächliche und einseitige Aufsätze schaden mehr den sich angebahnten guten Verbindungen beider Staaten.

Die Geschichte Polens wird auch durch Weglassung keine andere. Vor tausend Jahren bestätigte Kaiser Otto III. nur das Bistum Gnesen und nicht den polnischen Staat. Polen entstand

auch nicht in grauer Vorzeit. Im 3. und 4. Jahrhundert drängten slawische und baltische Stämme aus dem Osten in die Gebiete zwischen Weichsel und Elbe. Einer dieser slawischen Stämme wurde als Poloni bzw. Polen, das heißt Feldebewohner, bezeichnet. Bei dieser territorialen westlichen Ausdehnung der slawischen Stämme, trafen sie auf Reste der dort wohnenden Wandalen.

Schlesien hat seinen Namen von dem vandalischen Stamm der Silinger. Um den Berg Zobten, westlich von Breslau, fand man bei Ausgrabungen ihre Spuren.

Im Jahre 1000 kam es durch den Übertritt des polnischen Herzog Mieszko zum Christentum (966) zur Erhebung Gnesens zum Erzbistum (1000; Bistümer: Breslau, Krakau, Kolberg und Posen).

Von 1200 bis 1350 kam es zur deutschen Rückwanderung und Besiedlung der fast menschenleeren Gebiete. Unter dem Herzog von Schlesien Heinrich dem Frommen wurden deutsche, polnische und Ordensritter in

GKS IM WEHRBEREICH I

Die GKS im Wehrbereich I unterhält eine Patenschaft zur russisch-orthodoxen Kirchengemeinde im Dorf Nowospasskoje, Bezirk Jelnja bei Smolensk. AUFTRAG hat wiederholt über den Stand der Beziehungen und Besuche in Nowospasskoje mit Hilfeleistungen für Schule und Krankenhaus sowie die Herrichtung eines kleinen deutschen Soldatenfriedhofes berichtet.

Zu einem Gegenbesuch auf Einladung der GKS weilte eine Delegation dieser Gemeinde vom 8. bis 17. November 1999 in Deutschland. Diese Gruppe bestand aus drei Personen und wurde geleitet durch den Popen Vater Nikolai Priwalow. Die anderen beiden waren ein Veteran des II. Weltkrieges, der 72-jährigen Valentin Gunko, und der Korrespondent einer Zeitung aus Desnogorsk, Michail Frejnk.

In den folgenden Beiträgen berichtet zunächst Kapitänleutnant a.D. Bernhard Mroß aus Flensburg/Harlislee über den Stand der patenschaftlichen Beziehung zu dem russischen Dorf Nowospasskoje, in dem der russische Komponist Michail I. Glinka geboren wurde. Es folgen Auszüge aus zwei Artikeln in der Tageszeitung „Smolensker Atom“ aus Desnogorsk vom 27. Januar 2000 und 3. Februar 2000, welche die Eindrücke des Besuchs in Deutschland aus russischer Sicht schildern. Mroß war Anfang der 90er-Jahre Dolmetscheroffizier beim Deutschen Verbindungskommando zur Westgruppe der russischen Truppen in Deutschland. Von ihm stammt die Initiative, die zur Verbindung nach Nowospasskoje führte.

Besuch aus der russisch-orthodoxen Patengemeinde Nowospasskoje bei der GKS im Wehrbereich I

BERNHARD MROß

Die Beziehung der GKS zu Nowospasskoje

In den Jahren 1991-1993 hatten Soldaten des Deutschen Verbindungskommandos zur Westgruppe der russischen Truppen in Deutschland aus Berlin, der britischen Berlin-Brigade und der russischen Berlin-Brigade Hilfstransporte in das Gebiet Smolensk gebracht. Die Leitung des deutschen Anteils dieser Hilfstransporte hatte ich als Dolmetscheroffizier übernommen. Bei dieser Aktion lernten wir auch den Priester der russisch-orthodoxen Gemeinde, Vater Nikolai Priwalow, und auch die Gemeinde selbst kennen. Der Ort Nowospasskoje ist die Geburtsstätte des russischen Komponisten Michail I. Glinka, welcher in Berlin verstarb. Kurz vor Abzugsende der russischen Truppen aus Deutschland, im Jahre 1994, übernahm die Gemeinschaft Katholischer Soldaten eine Patenschaft über diese russisch-orthodoxe Kirchengemeinde. In den Jahren 1996-1998 sind Hilfstransporte der GKS in das Dorf Nowospasskoje gegangen, darunter auch Geldspenden für Schulspeisungen.

Vater Nikolai Priwalow zeigte 1996 GKS-Angehörigen aus dem Wehrbereich I, ein von Grabräubern geschändetes, am Ufer des Flusses Desna gelegenes deutsches Soldatengrab, in welchem 24 Flak-Soldaten beigesetzt waren. Diese Soldaten sind in den Jahren 1941-1942 beim Vormarsch auf Moskau gefallen. Das Grab wurde 1997 und 1998 durch Mitglieder der GKS aus dem Wehrbereich I (Süderbrarup/Flensburg/Harlislee) in Ordnung gebracht, ein Kreuz wurde errichtet, eine Tafel in deutscher und russischer Sprache angebracht und ein Kranz niedergelegt. Im Juni 1999 waren ehemalige Marineangehörige aus dem Bereich Flensburg vor Ort (Bericht in AUFTRAG Nr. 237/1999 S. 90) und haben wieder einen Kranz mit den Farben Deutschlands und der Deutschen Marine niedergelegt, ebenso einen Kranz auf dem deutschen Soldatenfriedhof Krasnyj Bor bei Smolensk und am Ehrenmal für die gefallenen russischen Soldaten in Smolensk.

Russischer Gegenbesuch im November 1999

Die russisch-orthodoxe Delegation begann ihren Besuch mit einer Kranzniederlegung auf dem Gräberfeld für 165 in der Kriegsgefangenschaft verstorbene russische Kriegsgefangene am Friedenshügel in Flensburg. Es sollte ein Zeichen der Versöhnung über den Gräbern der Toten zwischen unseren beiden großen Völkern in Europa sein. Neben der GKS, nahmen auch Vertreter des VdK Flensburg und Bürger der Stadt Flensburg und Vertreter der örtlichen deutschen Presse und der Presse der dänischen Minderheit teil. Das Totengebet am Gräberfeld sprachen der russisch-orthodoxe Priester Priwalow und der serbisch-orthodoxe Priester Wassili Danfeld aus Flensburg.

Die Delegation erwartete ein reichhaltiges Programm mit Besichtigungen in Flensburg mit Marineoffiziersschule, Stadtbesichtigung, und dem Besuch von zwei Konversionsobjekten. Es folgte Schleswig mit Jäger- und Pionierzentrum, Dom und Wikinger museums. In Hamburg fand in der russisch-orthodoxen Ka-

thedrale ein Treffen mit dem russisch-orthodoxen Erzpriester Dr. Backhaus statt. Es gab eine Stadtbesichtigung und eine Hafenrundfahrt. In Harrislee wurde die Landesfeuerwehrschule besucht, Kameradschaftsabende gab es bei der Marine Kameradschaft Flensburg, aber auch in verschiedenen Familien und Restaurants.

Am Wochenende fand ein Besuch in Laboe des Marineehrenmals mit Uboot U-995 und in Möltenort des Ubootfahrerdenkmals statt. Am Abend gab es ein Treffen zwischen dem Katholischen Flottendekan, Prälat Joachim Robran, dem serbisch-orthodoxen Priester Wassili Danfeld, Pastor Götz Neitzel und Ulf-Norman Neitzel, welcher dem evangelischen Johanniterorden angehört, GKS-Angehörigen und der russisch-orthodoxen Delegation. Höhepunkt des Besuchs war am Sonn-

tag der gemeinsame Gottesdienst in Kappeln in der kath. St. Marienkirche. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt, als der katholische Ortsgeistliche Pfarrer H. Gehrman zusammen mit dem russisch-orthodoxen Priester Nikolai Priwalow hinter der GKS-Fahne in die Kirche einzogen.

Im Verlaufe des Gottesdienstes dankte Vater Nikolai der GKS für die Unterstützung seiner Gemeinde. Nach dem Gottesdienst gab es einen Frühschoppen mit der Gemeinde, hier trat der örtliche Kirchenchor auf und anschließend ging es zu einem gemeinsamen Mittagessen in das Offz-Heim des Marinestützpunktes Olpenitz, wo Vater Nikolai für die Schulspeisung der Kinder der Gemeinde Nowospasskoje und Lapino im Jahre 2000 namens der Bundes-GKS einen namhaften Betrag durch Hauptmann Schrader überreicht be-

kam. Für die GKS des Wehrbereich I überreichte OSBtsm a.D. Helmwart Doiwa eine Spende.

Im Anschluss besichtigte die Delegation den deutschen Minensucher „Medusa“ im Hafen von Olpenitz. Den Abschluss des Programms im Norden bildete eine Brauereibesichtigung in Flensburg und ein gemeinsamer Abschiedsabend. Mit Tränen in den Augen schied man voneinander und es ging nach Berlin, wo Kranzniederlegungen am Sterbehaus des russischen Komponisten Michail Glinka und an den sowjetischen Ehrenmalen in Tiergarten und in Treptow stattfanden.

Für die russische Delegation war der Aufenthalt mit den vielen Eindrücken, Veranstaltungen und Begegnungen mit deutschen Menschen unvergesslich, die deutschen Teilnehmer verspürten durch diesen Besuch, dass es Menschen gibt, denen man helfen muss und die auch dankbar für diese Hilfe sind. Ein wesentliches Ergebnis solcher Besuche und Gegenbesuche ist, dass man ein Zusammengehörigkeitsgefühl über die Grenzen hinweg unter Christen verschiedener Konfessionen entwickelt. Die GKS-Angehörigen haben hieran einen maßgeblichen Anteil.



Nach dem Gottesdienst in der St. Marien Kirche in Kappeln (v.l.): Hauptmann Walter Schrader, Vorsitzender der GKS im WB I, Vater Nikolai Priwalow, Nowospasskoje, Pfarrer H. Gehrman, St. Marien Kappeln, Kapitänleutnant a.D. Bernhard Mroß, GKS und Übersetzer, Major Warner, stellvertretender Vorsitzender der GKS im WB I.

„Hier erklang zum ersten Mal die russische Sprache“

M. NEWEROWA

Tausende unsichtbarer Fäden verbinden die entferntesten Eckchen unseres Planeten miteinander.

Der Name des großen russischen Komponisten Michail Iwanowitsch Glinka ist mit dem Gebiet von Smolensk untrennbar verbunden. Geboren wurde er im Dorf Nowospasskoje, unweit von Jelnja. Hier, an den Ufern des Flusses Desna, inmitten weiter Wiesen und schattiger Wälder, liegen die Quellen seiner ... Schaffenskraft. Hier erklingen bis zum heuti-

gen Tage die russischen Lieder, denen auch er gelauscht hatte.

Viele Einwohner von Desnogorsk weilen oft im Dorf Nowospasskoje, welches ein paar Dutzend Kilometern von unserer Stadt entfernt gelegen ist, sie besuchen das Museums-Gutshaus von M.I. Glinka, nehmen an Gottesdiensten teil, welche in der bis zum heutigen Tage erhaltenen Kirche der Familie Glinka abgehalten werden.

Das Smolensker Atomkraftwerk hat einen großen Anteil am Wieder-

erstehen des Museums-Gutshauses und der Kirche (des ältesten Gebäudes im Bereich der 30-km-Zone des Smolensker Atomkraftwerks), welches wie durch ein Wunder bis in unsere Tage erhalten geblieben ist, trotz Krieg, Zerstörung und der Jahre der Verfolgung der orthodoxen Religion. Zur Tradition wurde für die Einwohner von Desnogorsk die Teilnahme an den jährlichen Glinka-Festspielen.

Seine Tage beendete M.I. Glinka weit entfernt von der durch ihn ge-

liebten Smolensker Erde, in Berlin, wo er unerwartet im Jahre 1857 starb.

Im November des letzten Jahres besuchte eine kleine Gruppe aus dem Gebiet Smolensk das Haus im Zentrum Berlins, in dem Michail Iwanowitsch Glinka lebte und verstarb. An der Gedenkplatte, die an diesem Haus angebracht ist, wurde ein Kranz mit der Aufschrift „Von den Landsleuten des Komponisten“ niedergelegt.

Aber der Hauptgrund für die Reise der Gruppe aus dem Gebiet Smolensk nach Deutschland war ein anderer.

... Bereits acht Jahre kommen Mitglieder der Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) mit humanitärer Hilfe in das Gebiet Smolensk. Im Jahre 1997 übergaben sie Mittel für die Ausgabe einer warmen Mahlzeit an die Schüler der Dorfschulen von Nowospasskoje und Lapino, Bezirk Jelnja, sie kauften einen Autobus mit dem man jetzt die Kinder in die Schule fährt. Bei einem der letzten Besuche der deutschen Veteranen mit humanitärer Hilfe in Nowospasskoje zeigte der Vorsteher der Kirche von Nowospasskoje, der Priester Nikolai Priwalow eine durch ihn gefundene Beerdigungsstätte deutscher Soldaten, die durch Unbekannte geschändet und beraubt worden war. An der Beerdigungsstätte wurden die sterblichen Überreste 24 gefallener deutscher Soldaten gefunden. Die Deutschen schufen ein gemeinsames Grab für die gefallenen deutschen Soldaten und im Oktober 1998 stellten sie ein Kreuz mit einer Tafel in zwei Sprachen auf und legten einen Grabstein auf die Beerdigungsstätte.

Im letzten Jahr kamen die Vertreter der GKS wieder ins Gebiet Smolensk. Als sie nach Nowospasskoje zum Glinka-Musikfestival gefahren kamen, suchten sie auch das Grab der gefallenen deutschen Soldaten auf. Es war mit Gestrüpp von hohem Unkraut zugewachsen. Am Grab wurde gebetet und es ist gesäubert und in Ordnung gebracht worden. Und damals wurde der Gedanke geboren, eine Reise einer Gruppe aus dem Gebiet von Smolensk und zwar aus Nowospasskoje und Desnogorsk in die deutsche Hafenstadt Flensburg zu organisieren, wo sich

Gräber sowjetischer Soldaten und Zivilpersonen, welche in den Jahren des Zweiten Weltkriegs ums Leben gekommen waren, befinden. Alle Ausgaben für die Reise nahm die deutsche Seite, die Gemeinschaft Katholischer Soldaten auf sich.

Diese Reise, an der Priester Nikolai Priwalow, der Veteran des Smolensker Atomkraftwerkes Valentin Iwanowitsch Gunko und der Reporter Michail Frejnk teilgenommen haben, fand im November vorigen Jahres statt.

...Am Morgen des 9. November kam auf dem Friedhof „Friedenshügel“ in Flensburg eine große Anzahl an Menschen zusammen. Von der Ankunft der Russen wussten viele und so kamen sie, um an der Zeremonie der Kranzniederlegungen teilzunehmen.

Auf diesem Friedhof sind deutsche Soldaten und Bewohner der Stadt beerdigt, die in den Jahren des Ersten und Zweiten Weltkrieges ums Leben gekommen waren. Es gibt hier auch drei russische Gräber.

108 Personen, unsere Landsleute, ruhen unter dem Denkmal, einem Granitstein, aufgestellt durch die Deutschen. Auf der Metallplatte ist die Aufschrift angebracht: „Ewiges Gedenken an die russischen Kriegsgefangenen, die durch den faschistischen Terror ums Leben gekommen sind“. Wer sie sind, wie sie in Kriegsgefangenschaft geraten sind, wie sie ums Leben kamen, wie sie hießen, das wird wohl jetzt niemand mehr erfahren. Die Namen von nur zwei Soldaten, die im Jahre 1945, bei der Einnahme Flensburgs gefallen sind und die nebenan beerdigt worden waren, sind bekannt: Hauptmann Kudinow Gawrill Wasiljewitsch (1908-1945) und Obersergeant Saschisch Sajchi (?-1945). Vielleicht wissen ihre Verwandten bis zum heutigen Tage nichts über ihr Schicksal?

Hier sind auch 55 sowjetische Bürger beerdigt, welche in die faschistische Unfreiheit verschleppt worden sind und die in Deutschland verstarben.

An diesen Gräbern erklang zum ersten Mal die russische Sprache. In den 55 Jahren, die seit Kriegsende vergangen waren, war niemand aus Russland auf diesem Friedhof gewesen. Zum ersten Mal wurden hier

Worte des orthodoxen Gebetes „Um den Frieden der dahingeschiedenen Seelen“ gesprochen. Gemeinsam mit einem Vertreter der deutschen orthodoxen Gemeinde wurde durch Vater Nikolai eine Totenmesse gelesen. An die Grabsteine wurden Kränze mit der Aufschrift „Von den Veteranen der Stadt Desnogorsk“ niedergelegt. Der Friedhof wird in vorbildlicher Weise von den Mitgliedern des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge in Ordnung gehalten. Sie machen hierbei keinen Unterschied, ob es ein Russe oder ein Deutscher ist, sie liegen für immer in dieser Erde zur Ruhe gebettet.

Das Reiseprogramm der Gruppe aus dem Gebiet Smolensk war sehr gedrängt. Sie lernten die Geschichte mehrerer Städte kennen, sie waren in Betrieben, sie tauchten in das moderne Leben Deutschlands ein. Auf der Rückreise nach Russland gab es einen nicht sehr langen Aufenthalt in Berlin, bei dem sie an Stellen weilten, die mit dem Leben von M.I. Glinka verbunden waren. Sie waren am berühmten Ehrenmal im Treptower Park, wo 5.000 sowjetische Soldaten beerdigt liegen, die bei den Kämpfen um Berlin gefallen sind. Hier erhebt sich das zu einem eigenwilligen Symbol des Sieges gewordene Monument des sowjetischen Soldaten mit dem geretteten deutschen Mädchen auf dem Arm. Die Mitglieder der Delegation aus dem Gebiet von Smolensk legten auch am Ehrenmal in Berlin Tiergarten, welches hinter dem Brandenburger Tor gelegen ist, Kränze im Namen der Veteranen von Desnogorsk und der Arbeiter des Smolensker Atomkraftwerkes nieder. Hier ruhen die sterblichen Überreste von 9.500 sowjetischen Soldaten. In deutscher Erde ruhen die sterblichen Überreste sowjetischer Soldaten. Im russischen Lande gibt es deutsche Gräber. Der zweite Weltkrieg ist im Gedächtnis der beiden Völker, des russischen und des deutschen, als eine unvergessliche Tragödie haften geblieben. Vieles hat sich in den 55 Jahren, die nach der Zerschlagung des Faschismus vergangen sind, verändert. Geändert haben sich die Vorstellungen, die Begriffe, die ganze Welt ist eine andere geworden. Unverändert bleibt aber unsere menschliche Pflicht den Gefallenen gegenüber.

„Sie waren am berühmten Ehrenmal im Treptower Park, wo 5.000 sowjetische Soldaten beerdigt liegen, die bei den Kämpfen um Berlin gefallen sind. Hier erhebt sich das zu einem eigenwilligen Symbol des Sieges gewordene Monument des sowjetischen Soldaten mit dem geretteten deutschen Mädchen auf dem Arm.“



Begegnungen auf deutschem Boden

Ein russischer Bürger berichtet über seine Eindrücke von einem Besuch in Deutschland

„Smolensker Atom“-schreibt: Wir haben bereits darüber berichtet, dass Ende des letzten Jahres eine Gruppe Russen aus dem Gebiet Smolensk auf Einladung der Gemeinschaft Katholischer Soldaten aus der deutschen Stadt Flensburg in Deutschland geweiht hatte. An dieser Reise nahm auch Valentin Iwanowitsch Gunko, Veteran des Smolensker Atomkraftwerkes, teil und dieser ließ uns an seinen Reiseeindrücken teilhaben.

• *Valentin Iwanowitsch, was war für Sie das Wichtigste an dieser Reise?*

Wir fuhren mit dem Gedanken los, dass wir eine humanitäre, christliche Mission erfüllen; wir werden Kränze an den Gräbern sowjetischer Soldaten niederlegen, Orte besuchen, die mit dem Namen unseres Landsmannes, dem Komponisten M. Glinka, verbunden sind. Das war das Wichtigste, natürlich. Wir waren die ersten Russen, die auf dem Friedhof „Friedenshügel“ in Flensburg weilten und des Andenkens der dort beerdigten sowjetischen Soldaten und Bürger unseres Landes gedachten, welche in das faschistische Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt worden waren und dort verstarben. Auf dem Rückwege machten wir in Berlin halt, dort besuchten wir ebenfalls die Gedenkstätten im Treptower Park und in Berlin-Tiergarten, wo viele tausende unserer Landsleute beerdigt liegen.

Aber im Endergebnis ergab es sich, dass diese Reise für mich zu einer echten Entdeckungsreise geworden ist. Man gab uns die Möglichkeit das moderne Leben der deutschen Menschen näher kennen zu lernen und alle meinen vorherigen und bis-

herigen Vorstellungen wurden zum Einsturz gebracht, ich blickte auf Vieles mit ganz anderen Augen. Mich befiel sogar eine Art Furcht und Scham wegen unseres Landes, unserer Menschen, als ich verglich, wie die Menschen dort leben und wie wir leben, wir, die wir eigentlich so viele Reichtümer haben und in Armut leben. Es ist sogar schwierig zu vergleichen, wie die Menschen dort und bei uns leben. Ich denke, dass, um das Lebensniveau der Deutschen erreichen zu können, wir noch 50 bis 60 Jahre benötigen werden.

• *Warum meinen Sie denn das?*

Die Grundlage des Erfolges der Deutschen ist die Arbeit, die Liebe und die Achtung der eigenen Geschichte. In diesem Staate stehen an erster Stelle die Interessen des Menschen. Sie haben eine andere Beziehung zur Arbeit, dazu erzieht man schon von Kindheit an. Claus Bade, der Bezirksleiter der Brauerei, in dessen Haus ich wohnte, hat einen Sohn, welcher die zehnte Klasse besucht. Dieser arbeitet zwei Tage in der Woche als Verkäufer in einem Baumarkt. Natürlich hat dessen Vater alles. Und so fragte ich: „Wie, reicht denn bei

euch das Geld nicht?“ – „Nein, warum, er soll einfach wissen, was Arbeit heißt, wie man Geld verdient und es dann zusammenhält. Alles was er verdient, gibt er selbst aus. Er ist Herr seines Geldes“.

Und wie sie wirtschaftlich an alles herangehen! Kein einziges Steinchen geht verloren. Man zeigte uns ehemalige Militärobjekte, die, nach Auflösung der Militärtruppenteile, an Privatleute verkauft worden waren. Diese Grundstücke sollen mit Familienhäusern bebaut werden. Dort wird aber das alte Baumaterial nicht auf die Schutthalde gebracht, nein, es wird zur Schotter zerkleinert. Alles wird wieder verwendet, ganz wirtschaftlich.

• *Wo waren Sie denn überall?*

Das Besuchsprogramm war sehr reichhaltig. Man könnte sagen, dass unser Aufenthalt in Deutschland nach Minuten aufgeteilt war und alles wurde streng durchgeführt. Die Deutschen sind Menschen des gehaltenen Wortes. Was sie auch nicht sagen, alles führen sie aus. Es gab Ausflüge in einige Städte, wie Flensburg, Schleswig, Hamburg, Kiel, Harrislee, Haithabu, Kappeln.

In jeder der Städte erzählte man uns etwas über dessen Geschichte, wir besichtigten Museen. Wir waren im Schiffahrtsmuseum, im Wehrgeschichtlichen Zentrum der Deutschen Marine. Im Pionierzentrum haben wir uns mit dem Alltag eines aktiven Truppenteils bekannt gemacht. Jeder Truppenteil hat dort eigene Traditionsecken. Ich habe sogar den Helm eines Soldaten des Kaiserreiches anprobiert, man merkte an, dass ich einem Deutschen sehr ähnlich sehen würde. Sehr interessant war es im Vikingermuseum in Haithabu.

Fast einen ganzen Tag haben wir in Laboe am Marineehrenmal verbracht. Wir besichtigten das Uboot-Denkmal, U-995, aus dem II. Weltkrieg, das Uboot-Ehrenmal für alle im I. und II. Weltkrieg gefallenen deutschen Ubootsfahrer. Auf den gegossenen Gedenktafeln sind alle Namen der Kriegsschiffe und die Verzeichnisse der gefallenen Besatzungen abgebildet. An jeder Gedenktafel stehen Blumensträuße.

Wir waren auch im deutschen Marinestützpunkt Olpenitz. Wir haben ein aktives Kriegsschiff, einen modernen Minensucher, besichtigt - wir haben uns diesen von oben bis unten angesehen. Der Vorsitzende der GKS im Wehrbereich I, Hauptmann Schrader, übergab am Ende dieses Treffens Geld im Namen des Bundesvorstandes der GKS an Vater Nikolai, damit für die Schulkinder in den Schulen von Nowospasskoje und Lapino ein warmes Frühstück erreicht werden kann.

Jeden Tag beeindruckte mich mehr und mehr die Liebe und Achtung der Deutschen gegenüber ihrem Land und der Geschichte ihres Volkes, Staates und einer jeden ihrer Städte. In Hamburg haben wir den Hafen besichtigt, welcher über eine Fläche von über 100 km² verfügt. Der Hafen wird jetzt modernisiert, aber alle alten Gebäude werden sorgfältig erhalten, die neuen Anlagen werden so konstruiert, das das Gesamtbild nicht gestört wird. Sogar in den Restaurants werden dort irgendwelche Andenkenstücke aufbewahrt, vielleicht haben diese einen Andenkenwert nur für eine kleine Anzahl von Menschen, aber alle werden sorgfältig erhalten. Die Restaurants werden dort wie eine

Art von Klubs geführt und hier treffen sich Bekannte, verbringen ihre Zeit, hier werden Familienfeste abgehalten, damit man zu Hause keine Unruhe und Unordnung hat.

• *Das Bier fließt dort bestimmt in Strömen?*

Bier wird dort auch getrunken, und dieses ist dort wirklich sehr schmackhaft. An unserem letzten Tag in Flensburg waren wir auch in der Brauerei „Flensburger Bier“. Das Erste was wir am Eingang erblickten, war ein Plakat mit der Aufschrift: „Heute besucht uns eine russische Delegation unter Leitung des Popen Priwalow“. Wir sahen uns den ganzen Brauereibetrieb an, sahen auch den gesamten Prozess der Bierherstellung. Alles ist automatisiert. In einer Schicht arbeiten nur 23 Personen, aber am Tage werden dort zwei Millionen Flaschen abgefüllt!

• *Nicht unwichtig ist die Frage: Wo haben Sie gewohnt, wie haben Sie sich verständigt?*

Man hat uns in Privathäusern untergebracht. Ich habe im Hause des Bezirksleiters der Brauerei, Claus Bade, gewohnt. Das Haus ist groß und gemütlich. Ich war nie der Meinung, dass ich schlecht wohnen würde. Aber das was nach unseren Maßstäben gut ist, das ist bei ihnen schlecht. Und das, was man bei uns als mittelmäßig betrachtet, so kann man bei ihnen überhaupt nicht leben. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass Menschen so gut leben können, wie man es dort tut.

Insgesamt gesehen gab es keine besonderen Schwierigkeiten, obwohl, außer dem Leiter der deutschen Gruppe, Bernhard Mroß, niemand russisch sprach. Manchmal begleitete uns ein Dolmetscher. Ich hatte irgendwann Mal die deutsche Sprache gelernt, aber die Jahre haben fast alles aus dem Gedächtnis ausradiert. Man musste also alles vor Ort wieder ins Russisch-Deutscher Sprachführer.

In der Regel aßen wir fast jeden Abend das Abendbrot im Hause eines der deutschen Freunde. Obwohl wir uns über den Dolmetscher unterhielten, hörten die Gespräche nie auf.

An einem dieser Abende schaute auf ein „letztes Glas“ der Nachbar

des Hausherrn vorbei. Es zeigte sich, dass er fünf Jahre nach Kriegsende in Kriegsgefangenschaft in Russland gewesen war. Wir fragten ihn, wo er denn gewesen sei. Und es zeigte sich, dass er fünf Jahre lang nach Kriegsende die Stadt Smolensk wiederaufbauen half. Dann händigte man ihm, an Stelle von Papieren, einen Zugfahrtschein aus und schickte ihn nach Hause, nach Deutschland. Diesen Zugfahrtschein hat er bis heute aufbewahrt. Er ist in die Heimat zurückgekehrt, hat gearbeitet und ein eigenes Haus gebaut.

Die Veteranen haben eine gute Pension, sie haben die Möglichkeit zu reisen, sich in beliebigen Kurorten der Welt zu erholen. Nachdem sie alle ihre Kraft dem Lande gewidmet hatten, vergisst der Staat auch sie nicht, er versorgt sie gut. In Deutschland gibt es Veteranenvereine und Klubs. Die Veteranen leben dort bei ihnen sehr dicht zusammen, sie helfen sich gegenseitig in schwieriger Lage und das nicht nur mit Worten, sondern mit Taten.

• *Valentin Iwanowitsch, Sie waren nicht nur an den Gräbern sowjetischer Soldaten in Flensburg, in Berlin, sondern auch an den Ehrenmalen für die gefallenen deutschen Marineangehörigen und Ubootsfahrer des I. und II. Weltkrieges, als unsere Länder sich noch feindlich gegenüberstanden. Rief das bei Ihnen nicht ein inneres Unwohlsein hervor?*

Ich bin der Meinung, dass es auch für uns ganz wichtig ist, sich daran zu erinnern, dass in diesem furchtbaren Kriege nicht nur Russen starben, sondern auch Deutsche. Das ist, natürlich, eine nicht ganz einfache Frage. Man darf hier nicht sagen, dass es unpatriotisch sei. Wir sehen bei uns, in Russland, nur russische Beerdigungsstätten, so als wenn nur unsere Soldaten gefallen wären. Aber es liegen doch auch nicht wenige deutsche Soldaten in unserer Erde begraben. Ja, es stimmt, niemand hat sie nach hierher gerufen. Aber man muss doch auch rein menschliche und christliche Motive sehen. Diese Toten haben doch auch ein Recht auf ein Grab. Man muss sich seiner Vorfahren, seiner Wurzeln und seiner Geschichte erinnern. Das ist das, was für die kommenden Generationen zurückbleibt. □

Böhler, Volker W.

Oberst a.D., bis 1999 Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten. Von 1992-95 Leiter eines Militärattaché-Stabes für die Länder Syrien, den Libanon und Jordanien.

Bossle, Prof. Dr. Lothar

Sozialwissenschaftler Universität Würzburg. Vortrag vor der Bundeskonferenz der GKS am 4. Mai 2000 in Salem am Kummerower See/Mecklenburg-Vorpommern.

Bringmann, Jürgen

Oberst a.D., Referent des Bundesvorstandes der GKS, Bonn. Generalsekretär des Apostolat Militaire International (AMI).

Görlich, Joachim Georg

Magister, freier Journalist, Schwerpunkt mittel- und osteuropäische Gesellschaften. Publiziert häufig u.a. in „Die Tagespost“ und im AUFTRAG.

Hafen, Karl

Der Autor ist Geschäftsführender Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte. Beitrag aus: „Die Tagespost“ Nr. 94 vom 08.08.2000

Heinz, Manfred

Dipl.-Theol., wissenschaftlicher Mitarbeiter und Referent im Referat „Kirche und Gemeinde“ des KMBA, Bonn. Geschäftsführer der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs.

Jermer, Helmut

Oberstleutnant im Streikräfteamt, Mitglied im ZdK und in der Zentralen Versammlung, Vorsitzender des Sachausschusses „Innere Führung“ der GKS.

Liebetanz, Klaus

Major a.D., Berater für humanitäre Hilfe im Ausland, Dörverden/Aller.

Meier, Dr. Bertram

Leiter der deutschsprachigen Abteilung im päpstlichen Staatssekretariat in Rom. Vortrag vor der Zentralen Versammlung Katholischer Soldaten (entspr. einem Katholikenrat beim Kath. Militärbischof) am 2. Mai 2000 in Salem am Kummerower See/Mecklenburg-Vorpommern.

Overmann, Pater Michael

Mitglied der Ordensgemeinschaft der Salvatorianer; Dipl. Sozial-Pädagoge u. Dipl. Theologe; Pfarrer für den Bundesgrenzschutz in Berlin.

Rauch Andreas

Beitrag aus: „Die Tagespost“ Nr. 93 vom 05.08.2000

Ruffing, Dr. Andreas

Dipl.-Theol., Theol. Referent der Arbeitsstelle Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen e.V., Fulda; Generalsekretär UNUM OMNES.

Sofsky, Wolfgang

geboren 1952, Publizist, zz. Gastprofessor für Soziologie und Anthropologie an der Universität Erfurt. Der Beitrag wurde mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der Monatsschrift zu Fra-

gen der Zeit „Die politische Meinung“, Nr. 368/Juli 2000, S. 43-48, entnommen.

Steinborn, Hartmut

Oberstleutnant, AbtLtr an einer Schule der Bundeswehr; seit 1994 Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung der katholischen Soldaten.

Stuff, Eckhard

Journalist; am Sender Freies Berlin zuständig für die Aus- und Weiterbildung des Nachwuchses und der Mitarbeiter. Veröffentlichungen im AUFTRAG.

Theis, Prälat Walter

Militärdekan, Leiter des Referats „Kirche und Gemeinde“ im KMBA; Koordinator der Auslandseinsätze von Militärpfarrern; Geistlicher Beirat der GKS.

Uhle, Ludger

Militärpfarrer im Standort Rheine; zz. Moderator des Priesterrates im Jurisdiktionsbereich des Katholischen Militärbischofs.

Völkel, Matthias

Hauptmann und Mitglied der GKS

Weber, Peter

Hauptfeldwebel, Mitglied im Vorstand der Zentralen Versammlung (ZV) der katholischen Soldaten; Vorsitzender des Sachausschusses „Soziales Engagement“ der ZV.

Wübbeke, Bernd

Militärdekan beim Deutsch-Niederländischen Korps Münster, Standortpfarrer Münster.



Zum 150-jährigen Bestehen des Kolpingwerkes hat die Deutsche Post am 14. September eine neue Sonderbriefmarke herausgegeben. Sie hat einen Wert von 1,10 Mark. Das Format ist quadratisch (35 x 35 mm). Der Entwurf stammt von den Bremer Grafikern Jung und Pfeffer und zeigt ein Porträt Adolph Kolpings, das aus dem Logo des Kolpingwerkes zusammengefügt ist.

Spendenkonto:
52 100
Sparkasse Aachen
BLZ 390 500 00

Info-Telefon:
0241/442-125
www.misereor.de

ÜBERLEBEN

Von der Welt verges-
sen: Der Krieg im Süd-
Sudan seit 45 Jahren.
Die Opfer: Frauen,
Männer, Kinder, Alte.
Ihr Schicksal: Hunger,
Krankheit, Flucht,
Todesangst.



Helfen Sie
mit MISEREOR:

Die Kirche legt Fundamente für
den Frieden – mit Schulen für
Tausende Kinder. Lesen, Schrei-
ben, einmal am Tag etwas zu
essen. Sie bildet Gesundheits-
helfer aus, die Kriegsverletzte
und Kranke in Selbsthilfe heilen.
Licht am Ende des Tunnels.

MISEREOR

Gemeinsam • handeln

Das Politische Buch

Eine Fälschung und ihre tödlichen Folgen
Stephen Eric Bronner: Ein Gerücht über die Juden. Die „Protokolle der Weisen von Zion“ und der alltägliche Antisemitismus. Verlag Propyläen, Berlin 1999, 239 S.

Als der spätere Chefideologe der NSDAP, Alfred Rosenberg, sich 1918 auf den Weg von Reval nach München macht, hat er ein Exemplar der „Protokolle der Weisen von Zion“ im Gepäck. Schon bald nach seiner Ankunft in Bayern kam er mit Rudolf Heß, dem späteren Privatsekretär Hitlers und „Stellvertreter des Führers“ zusammen. Dort und bei anderen Nazis der ersten Stunde fand er Gesinnungsgenossen. Sie alle sahen die Protokolle als Beleg für die vermeintliche internationale Verschwörung der Juden zur Erlangung der Weltherrschaft. Schon 1919 veröffentlichten sie über die Thulegesellschaft die Protokolle. Die „Protokolle der Weisen von Zion“ wurden zur Bibel des Antisemitismus.

Stephen Eric Bronner, Professor für Politikwissenschaft und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Rutgers University in New Jersey, hat die Vor-, Entwicklungs- und Wirkungsgeschichte der Protokolle in seinem Buch „Ein Gerücht über die Juden“ untersucht. Auch wenn die Autoren der „Protokolle der Weisen von Zion“ bis heute namentlich unbekannt sind, ist doch die Herkunft geklärt: „Angeblich handelt es sich um die Mitschrift von vierundzwanzig Sitzungen eines Kongresses von Repräsentanten der 'zwölf Stämme Israels', die sich unter der Leitung eines Oberrabbiners zusammengefunden haben, um die Eroberung der Welt zu planen. Dieser Kongress hat nie stattgefunden. In Wirklichkeit war das Pamphlet eine grobe Fälschung der Ochrana, der Geheimpolizei des zaristischen Russland. 1903 zum ersten Mal erschienen, enthält es viele der bösartigsten Mythen über die Juden, die seit Jahrhunderten überliefert worden waren. Wurden die Protokolle zunächst dazu benutzt, die Schuld an der russischen Revolution von 1905 den Juden und ihren angeblich dienstfertigen Verbündeten, den Freimaurern, in die Schuhe zu schieben, so sollten sie bald zu einem weltweiten Exportschlager werden.“ Die wirkungsvollste Fälschung des 20. Jahrhunderts!

Genau und sehr ausführlich legt Bronner die literarischen Wurzeln der Protokolle frei. Eine Welle von Progromen, zu der die Protokolle vermutlich schon beitrugen, fand im Land des Ursprungs des fatalen Dokuments, im zaristischen Russland statt: „Allein 1905 kosteten die Progrome in 53 Städten und über 600 Dörfern mehr als 5.000 Menschenleben.“ Das kulturell und politisch rückständige Russland war ergiebiger Nährboden für den Antisemitismus, noch gefördert durch ein reaktionäres und engstirniges Zarenpaar.

Einen weiteren Schub erhielt der Antisemitismus im Ersten Weltkrieg. Dazu Bronner: „Der Antisemitismus wuchs im selben Maß, wie die anfängliche Euphorie nach Ausbruch des Krieges 1914 verebbte. Grabenkrieg, Schiebergeschäfte, Finanzspekulationen, schwere militärische Füh-

rungsfehler, Politikerstreit, ein katastrophaler Friedensvertrag, der Zustrom von Juden aus dem Osten: alles schien durch die traditionellen Stereotypen erklärbar zu sein, die von den neuen paramilitärischen und agitatorischen Organisationen der äußersten Rechten verbreitet wurden. Der Feind im Innern war derselbe wie der äußere.“ Die Folgen sind bekannt. (Eckhard Stöff)

Juden im Nachkriegsdeutschland
Richard Chaim Schneider: Wir sind da! Die Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis heute. Ullstein Verlag, Berlin 2000, 499 S.

„Deutschjüdische Nachkriegsgeschichte ist keine Selbstverständlichkeit. Und sie entstand durch Zufall: Die Alliierten hatten die Menschen aus den KZs auf deutschem Boden befreit, aus Ravensbrück, aus Dachau, aus Bergen-Belsen. Diese Menschen wussten nicht mehr, wohin. Sie waren ohne Heimat, ohne Familie, ohne Hoffnung. Zunächst. Sie waren DP's. Displaced Persons.“ Und wieder begann ein Leben in Lagern für ungefähr 200.000 Juden in Deutschland. Die meisten von ihnen wollten weg, nach Israel, nach Amerika. Nach wenigen Jahren waren noch 12.000 Menschen da, sie waren der harte Kern, bildeten den Nukleus der Jüdischen Gemeinde in Deutschland. Warum blieben sie? Sie waren vielleicht zu krank, zu schwach um wegzugehen, sie wollten in ihrem Sprach- und Kulturraum bleiben, oder es war ihnen – nach dem Holocaust – egal, wo sie lebten: „Es gab keinen Grund, keine Ausreden, keine Argumente. Nach Auschwitz und Treblinka, nach Majdanek und Sobibor machte es keinen Unterschied mehr, wo man war, wie man lebte. Man war Strandgut, das an irgendein Ufer gespült worden war.“ So jedenfalls sieht es der Journalist Richard Chaim Schneider, der mit „Wir sind da!“ die Geschichte der Juden in Nachkriegsdeutschland geschrieben hat. Es ist das Buch zu einer ARD-Fernsehproduktion. Richard Chaim Schneider, 1957 in München als Kind ungarischer Juden geboren, hat keinen historisch vollständigen Überblick geschrieben, sondern „eine Art Stoffsammlung jüdischen Lebens in Nachkriegsdeutschland, eine Art Anregung auf mehr – hoffentlich.“

Gelingen ist ein sehr lebendiges Buch, getragen von vielen Interviews mit Juden, die in Deutschland leben oder hier gelebt haben oder eine besondere Mission hatten, wie zum Beispiel Shimon Peres, der im Auftrag von Ben Gurion inoffizielle Verhandlungen mit dem damaligen Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß führte. So kommen unter anderen Inge Deutschkron, Dan Diner, Ignatz Bubis und Daniel Libeskind zu Wort, werden viele Facetten des jüdischen Lebens im Nachkriegsdeutschland aufgezeigt. Entstanden ist ein journalistisches Buch, ein Lesebuch, das eine beachtliche Zahl subjektiver Prismen zu einer beeindruckenden Collage zusammenfügt.

So geraten auch viele Entwicklungen der neuesten deutschen Geschichte wieder in den Blickpunkt, müssen vom Leser neu aufgearbeitet werden. Etwa die Haltung der deutschen Linken zu Israel: „Keine Linke in Europa war vor 1967 so Israel-freundlich

wie die deutsche – und keine war nach 1967 so Israel-feindlich wie die deutsche. Der Sieg der Israelis und die plötzliche Rolle als Besatzungsmacht gegenüber der palästinensischen Bevölkerung in den eroberten Gebieten zwang – so glaubten viele Linke – die jungen Deutschen, ihre Solidarität mit den Opfern auch weiterhin zu beweisen.“ Oder die Bühnenbesetzung 1985 gegen Fassbinders Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“, über den Ignatz Bubis im Buch sagt: „Ich habe Fassbinder immer für einen faschistoiden Linken gehalten und als solcher hat er sich da nur bestätigt bei diesem Stück. Allerdings: aufgrund der Reaktionen damals habe ich das einzige Mal zwischen 1945 und heute ernsthaft gedacht, ob ich nicht auswandern soll.“ Zum Glück hat er es nicht getan. (Eckhard Stöff)

Der Dresdner Weg in die Freiheit
Herbert Wagner: 20 gegen die SED. Der Dresdner Weg in die Freiheit. Hohenheim Verlag, Stuttgart und Leipzig 2000, 200 S.

In unserer Wahrnehmung steht Leipzig als Ort der großen Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 im Mittelpunkt der friedlichen Revolution in der untergehenden DDR. Dabei sind andere Orte und Akteure in den Hintergrund geraten. So auch Dresden.

Der heutige Dresdner Oberbürgermeister Herbert Wagner, seit 1990 in dieses Amt gewählt, war damals Sprecher der oppositionellen Gruppe der 20. Er schildert in seinem Buch „20 gegen die SED“ den Dresdner Weg in die Freiheit aus eigenem Erleben.

Die Gruppe der 20 entsteht, als eine große Zahl von Demonstranten am 8. Oktober 1989 durch die Polizei eingekesselt ihre Beauftragten wählt, um mit dem damaligen Oberbürgermeister Berghofer zu sprechen. Herbert Wagner schildert die Situation in der eingekesselten Demonstrationsmenge: „Sofort melden sich etwa 50, von denen nach einer kurzen Vorstellung viele wieder zurückgeschickt werden, so dass eine einigermaßen repräsentative Gruppe von etwas mehr als 20 übrigbleibt. In einem demokratischen Urakt werden sie per Akklamation bestätigt. Unter ihnen Arbeiter, Ingenieure, Studenten, Lehrlinge, Frauen und Männer der verschiedensten Altersstufen: das Volk. Bis auf Ulrich Baumgart (CDU) und Friedrich Boltz (SED) sind alle parteilos. Als Gesprächspartner fordern die Demonstranten den Oberbürgermeister der Stadt, Wolfgang Berghofer.“ Auch die Themen werden benannt: Reisefreiheit, Pressefreiheit, Zivildienst, offener und gewaltfreier Dialog, freie Wahlen, Demonstrationenfreiheit, Freilassung der politischen Gefangenen.

Herbert Wagner wird einer der Sprecher der Gruppe der 20. Der SED-Oberbürgermeister Berghofer versucht noch im Oktober 1989, auf Zeit zu spielen, verweist immer wieder auf die zuständigen Organe und sieht die Gruppe der 20 als 20 Einzelpersonen ohne besondere Legitimation. Um Legitimation durch Massenunterstützung nachzuweisen, kommt die oppositionelle Gruppe auf eine originelle Idee: „Nun hat die Gruppe der 20 eine in der deutschen Demokratiegeschichte einmalige Idee zur Erreichung ihrer demokratischen Legitimation: Wer die

Gruppe der 20 unterstützt, soll einen symbolischen Betrag von genau 1 Mark auf ein bestimmtes Konto einzahlen, nicht mehr und nicht weniger. So kann genau gezählt werden, wie viele Bürger die Gruppe der 20 als ihre Interessenvertretung ansehen.“ Bis Jahresende kommen so 100.000 Mark zusammen, und man hat 2 Fliegen mit einer Klappe geschlagen: die Massenunterstützung ist nachgewiesen und Geld für Aktionen ist vorhanden.

Nachdem es im Oktober 1989 noch zu massiver Gewaltanwendung gegen die Demonstranten kommt, lenkt Berghofer im November schließlich ein, und gemeinsam beschließt man Montagsdemos nach dem Vorbild in Leipzig. Die erste findet am 6. November 1989 statt. Der Fall der Mauer am 9. November 1989 begeistert auch Herbert Wagner; er verfolgt gespannt die Kundgebung vom 10. November vor dem Rathaus Schöneberg auf Mittelwelle im Radio. Das Auspfeifen von Bundeskanzler Helmut Kohl empört ihn allerdings: „Ich bin allerdings auch verärgert und erregt über das Pfeifkonzert der linken Antifa-Chaoten vor dem Schöneberger Rathaus. In den Freudentaumel über den Fall der Mauer mischt sich der bittere Beigeschmack der Störer und Spalter, die nicht nur in der SED Ostberlins sitzen, sondern auch in Westdeutschland. Diese Lektion bewahrt mich vor maßloser Sekt-Euphorie, die sich bis zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 1990 bei vielen Menschen wiederholt. Ich wusste nun: Einigkeit und Recht und Freiheit haben in Deutschland nicht zu unterschätzende Feinde.“

Herbert Wagner gibt einen lebhaften Bericht von den Ereignissen des Herbst '89 aus seiner Dresdner Perspektive. 1990 wird er als CDU-Kandidat zum Oberbürgermeister gewählt. Rückblickend sagt er: „Von dem Geheimpapier Gerhard Schürers, des Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission, weiß niemand etwas. Dort ist der Bankrott der DDR dargestellt mit der Aussage, dass im bisherigen System keine Chance für den Erhalt der DDR-Zahlungsfähigkeit bestehe. Allein ein Stoppen der Auslandsverschuldung im Jahr 1990 würde eine Senkung des Lebensstandards der Bevölkerung um 25 bis 30 % erfordern.“ Warum werden diese lange bekannten Zusammenhänge und Zahlen nur von so vielen ehemaligen DDR-Bürgern bis heute übersehen? Warum wollen so viele nicht wahrhaben, dass die DDR in jeder Beziehung am Ende war? Wer es nicht glaubt, sollte Herbert Wagners Buch lesen.

(Eckhard Stuff)

Generalfeldmarschall Paulus aus sowjetischer Perspektive

Feldmarschall Friedrich Paulus im Kreuzverhör 1943–1953, Leonid Reschin, aus dem Russischen übersetzt von Barbara und Lothar Lehnhardt. Bechtermünz Verlag, Weltbild 2000, 328 S., mit historischen Fotos und Dokumenten.

Stalingrad war der Wendepunkt in der Geschichte des 2. Weltkrieges. Die bis dahin siegreiche deutsche Armee erlitt eine Niederlage, die kriegsentscheidend wurde. Mit dem Ausgang dieser Schlacht ist der Name des Generalfeldmarschall Friedrich Paulus

in der Geschichte für immer verbunden.

Aus sowjetischen Archiven ist nunmehr eine Darstellung veröffentlicht worden, die mehr Klarheit über diesen Abschnitt des Deutsch-Sowjetischen Krieges durch die Aussagen eines „Tatzeugen“ bringen soll. Mehr als 10 Jahre war Paulus in der Gefangenschaft der Sowjets. Wer nun erwartet hätte, dass man Klarheit über die Hintergründe dieser verlustreichen und für Deutschland vernichtenden Schlacht bekommen würde, muss enttäuscht sein. Nach diesem Werk hatte die sowjetische Führung keinen Anlass über taktische oder strategische Folgen zu forschen. Man wollte einzig und allein einen General mit hoher Bekanntheit für die eigenen Ziele zum Aushängeschild machen.

Erkennbar wird, dass Paulus für Stalin und seine sowjetischen Helfer nur solange einen Wert hatte, als man dadurch die Propaganda gegen Hitler stärken konnte.

Dabei wird deutlich, dass Paulus ein Mann eigener Prägung war. Von seiner beruflichen Ausbildung war Paulus weder ein Nazi noch ein Strategie oder besonders geprägter Typ. Er war ein disziplinierter Arbeiter, ein guter Fachmann, aber ihm fehlte jene Nähe zur Truppe, die viele deutsche Generäle auszeichnete, noch hatte er jene Veranlagung, die zum Strategen befähigen. Und dieses Dilemma wird in der Schilderung seines Lebensweges in der Gefangenschaft deutlich.

Er wurde auch auf Dauer für die Zwecke der Sowjets „unbrauchbar“. Damit beginnt die Tragik dieses Mannes. Man versucht von sowjetischer Seite ihn zu einem Antipoden gegen Hitler aufzubauen. Aber das gelingt nicht (ganz), weil dieser Feldmarschall einfach nicht den Genius zum Handeln hat, den man von einem Mann in dieser Stellung erwarten – kann / sollte?

Das Spiel, das dann die sowjetischen Handlanger mit ihm treiben ist noch unwürdiger als was man heute unter Unmenschlichkeit versteht. Man gebraucht seine Aussage vor dem Nürnberger Kriegsverbrecherprozess, um Hitler, Göring und führenden Generälen die Schuld – Mitschuld am Kriege nachzuweisen. Man hatte vorher versucht, seinen Namen gegen die Frontsoldaten auszuspielen. Aber er hat sich in fast selbstquälerischer Art nicht von seiner Eidesleistung lösen können. Die „Organisationen“ – von Stalin ausgehalten „Nationalkomitee, Freies Deutschland und Bund Deutscher Offiziere“ waren für ihn lange Zeit kein Ort für ein Mittun. Dabei hat er in vielen Briefen an Stalin und andere russische Generäle erkennen lassen, dass er mit Hitler gebrochen hatte. Einige dieser Eingaben sind nur unter dem Aspekt zu verstehen, dass seine Informationen aus russischen Quellen ebenso einseitig waren, wie alles was Göbbels dem deutschen Volk mitteilte.

Paulus hat in seiner „Abgeschiedenheit einer Generalsgefangenschaft“ nicht erkennen können, dass das Sowjetsystem ebenso menschenfeindlich war wie das der Nazis.

Deutlich wird aber in diesem Werk, wie menschenverachtend auch mit einem „prominenten“ Gefangenen in den UdSSR umgegangen wurde. Unterhaltungen, Oper etc. wurden ebenso geplant wie die Zurückhaltung persönlicher Post (Nachricht über den

Tod der Ehefrau). Der Schacher mit den Machthabern der damaligen DDR über die Rückkehr von Paulus (Ulbricht, Grotewohl usw.) ist ein politisch „peinlicher“ – ja für Menschen unwürdiger Akt. So wird dieses System in seiner Verachtung des Menschen als Individuum brutal erkennbar. – Ein Buch von besonderer Brisanz. (H.F.)

Religionen

Islam im Zeugnis von Christen
Adelgunde Mertensacker: Der Islam im Zeugnis von Heiligen und Bekennern. Verlag Christliche Mitte, Lippstadt, 152 S.

Die Christen unserer Tage haben es schwer, die Ziele, Absichten und verbindlichen Lehren des Islams – mit mehr als einer Milliarde Gläubiger, die nach dem Christentum zweitgrößte Religion der Welt – einzuschätzen. Er ist in seinem Selbstverständnis ein religiös-politisches Bekenntnis, was von den Fundamentalisten unter den Moslems aggressiv vertreten wird. Islam heißt „Unterwerfung unter Allah“, ein Muslim ist der sich „Unterwerfende“. Der „Heilige Krieg“ (Dschihad), als einst allen Männern zur Verbreitung des Glaubens auferlegte Pflicht, hat sich nicht durchgesetzt. Sie wird aber von radikalen Muslimen immer wieder gefordert, um durch Gewaltanwendung ihre Ziele durchzusetzen. Seit Mitte der 70er-Jahre prägt der wiedererstarkte Islam als politische und gesellschaftliche Kraft in mehreren Staaten die Regierung und beeinflusst Politik sowie Gesetzgebung. In der „Umma“, der islamischen Weltgemeinschaft, gibt es mehr als 80 unterschiedliche Glaubensrichtungen. Dabei bilden die Sunniten mit 90 Prozent der Gläubigen die Mehrheit, gefolgt von den Schiiten.

Erschwerend bei der Beurteilung dieser jüngsten unter den großen Weltreligionen kommt hinzu, dass es „den Islam“ nicht gibt. Es fehlt eine zentrale Instanz ähnlich dem Papst in der katholischen Kirche. Selbst bei den Sunniten, ist die Verbindlichkeit der Lehrmeinung, der von ihnen weltweit geachteten Kairoer Universität und Moschee „Al Azhar“, nur begrenzt. Außerdem wird die Öffentlichkeit des Westens durch die antidemokratischen und antichristlichen Schreckenstaten fundamentalistisch geprägter militanter Moslems, sei es in Algerien, im Sudan, in Afghanistan oder auf Ost-Timor, um nur einige Beispiele zu nennen, immer wieder erschüttert. Dabei berufen sich die Islamisten auf den Koran und Mohammed ihren Propheten, der selbst 66 Kriege gegen Nicht-Muslime – davon 27 als Feldherr – geführt hat.

Es gibt aber viele tolerante, fortschrittlich denkende islamische Geistliche, Politiker und einfache Muslime, deren Ansichten und Handeln jedoch weniger medienwirksam sind. Mit ihnen hat das katholische Lehramt in Rom den interreligiösen Dialog begonnen, um das gegenseitige Verständnis zu fördern und ein friedliches, für die Menschen gedeihliches Miteinander zu erreichen. Dieser Zwiespältigkeit des Islams ist die langjährige Hochschulprofessorin und Islampublizistin Adelgunde Mertensacker in dem vorliegenden Buch nachgegangen. Da-

bei beruft sie sich auf Äußerungen zahlreicher Heiliger und Bekenner, deren Lebensführung durch die Kirche geprüft wurde, als echte Zeugen Christi. Angefangen beim hl. Johannes von Damaskus, der 675 – 43 Jahre nach Mohammeds Tod geboren wurde – bis hin zu Kardinal Newman (gest. 1890) lässt die Autorin glaubwürdige Christen (mit kurzen Lebensläufen versehen), die zum Islam Stellung genommen haben, zu Wort kommen: Franz von Assisi, Thomas von Aquin, der deutsche Kardinal Nikolaus von Kues, der Retter Wiens vor dem Türkeneinfall Marco d'Aviano und viele weniger bekannte Glaubenszeugen auch des 20. Jh. Aber auch die Zeugnisse der Konzilien – zu Nizäa (325), zu Konstantinopel (382), zu Ephesus (431) und zu Chalzedon (451) – erklären die Verbindlichkeit der Dreifaltigkeit Gottes für die gesamte Christenheit, weit vor der Gründung des Islams mit Allah. Allah wurde schon lange vor dem Auftreten Mohammeds neben vielen anderen Stammesgöttern auf der arabischen Halbinsel verehrt und war der allen arabischen Stämmen gemeinsame „Herr der Götter“. Mohammed hielt an Allah der Alt-Araber fest, worüber es Zeugnisse im Koran, im Hadith und ältesten Mohammed-Biographien des 8. und 9. Jh. gibt.

Die 35 kurzen Kapitel auf 150 Seiten mit einem Literatur- und Quellenverzeichnis sind verständlich und gut lesbar geschrieben. Dabei zeigt sich auch die Glaubensbegeisterung der Christen früherer Jahrhunderte. Diese Dokumentation kann Christen helfen, sich auf ihre Wurzeln zu besinnen. Gleichzeitig sollte sie bei der Suche nach einem fundierten Urteil über den Islam nachdenklich machen. (bt)

Yasar Nuri Öztürk: 400 Fragen zum Islam – 400 Antworten. Ein Handbuch. 270 S., Grupello Verlag Düsseldorf.

Dieses fundierte Handbuch bietet die Grundlage für eine sachliche und vorurteilsfreie Auseinandersetzung mit dem Islam. Im Widerspruch zu den unseligen fundamentalistischen Entstellungen und Überspitzungen stellt Yasar Nuri Öztürk, Rechtsanwalt und Professor für islamische Philosophie, einen modernen und liberalen Islam vor. Mit seinem umfassenden Themenspektrum richtet sich das Buch gleichermaßen an Fachleute wie an ein breites Publikum. (PS)

Orthodoxie

Gregorios Larentzakis: Die orthodoxe Kirche – Ihr Leben und ihr Glaube. Verlag Styria Graz, Wien, Köln, 228 S.,

Im Rahmen des ökumenischen Dialogs auf vielen Ebenen sowie der politischen Globalisierung wird es auch für katholische Christen immer wichtiger, die Lehren und das Leben der orthodoxen Kirchen des Ostens kennen und verstehen zu lernen. Umso mehr als seit dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums in den einzelnen osteuropäischen Ländern sich die orthodoxen Glaubensgemeinschaften wieder frei entwickeln können. Aber auch in Mitteleuropa, wo die Orthodoxie mehr oder weniger in der Diaspora lebt, gibt es viele Begegnungen, die nach mehr Informationen über das östliche Christentum verlangen. Ebenso wird dies durch ökumenische Kontakte gefördert.

Diese Wissenslücke über die östliche Kirche will das vorliegende Buch in allgemein verständlicher Form und Sprache schließen. Das Werk gliedert sich in sechs Abschnitte, die in sich abgeschlossen sind: Der erste behandelt die Orthodoxie und die Gemeinschaft einschließlich der historischen Entwicklung der Patriarchate, der einzelnen orthodoxen Kirchen. Der zweite beschäftigt sich mit der Theologie und dem Leben, wobei auch auf die Sakramente, kirchliches Leben und Feste in der Orthodoxen Kirche eingegangen wird. Der dritte befasst sich mit den Heiligen in der Kirche sowie der Stellung von Maria als Gottesgebärerin in der Orthodoxie. Im vierten Abschnitt geht der Autor intensiv auf die wesentlichen Inhalte des Glaubens ein. Hierfür zeigt sich der heute 58-jährige besonders berufen. Er studierte orthodoxe Theologie in Chalki (Konstantinopel) sowie katholische Theologie in Salzburg und Innsbruck. Heute lehrt er orthodoxe Theologie an der Universität in Graz. Folgerichtig schließt sich der fünfte Abschnitt über Liturgie und Spiritualität in der orthodoxen Kirche an. Im letzten nimmt Grigorios Larentzakis Stellung zum Thema Orthodoxe Kirche und die Ökumene. Dabei kommt zum Tragen, dass der Verfasser das Zweite Europäische Ökumenetreffen in Graz 1997 entscheidend mitgestaltet hat.

In allen Abschnitten geht der Verfasser auch auf die Unterschiede in den beiden „Lungenflügeln der Kirche – dem östlichen und dem westlichen – ein, wie Christoph Kardinal Schönborn, Erzbischof von Wien, in seinem Vorwort zu diesem Buch die beiden urchristlichen Kirchen bezeichnete. Jeder, der gerade das schwierige Verhältnis in der Ökumene zwischen der östlichen und der westlichen Kirche beurteilen und verstehen will, sollte dieses Werk gelesen haben. (bt)

Praxisbücher

Peter Handzik und Bernd Meyer: Die Eigenheimzulage – Steuerrechtliche Förderung des selbstgenutzten Wohneigentums unter Berücksichtigung der Änderungen ab 01.01.2000. 304 S., kartoniert. Erich Schmidt Verlag Berlin, Bielefeld, München 2000.

Die steuerliche Förderung des Wohneigentums ist seit 1996 im Eigenheimzulagegesetz geregelt. Dieses Gesetz wurde Anfang 2000 mit der Absenkung der Grenzen für die Einkommenssteuer wieder wesentlich geändert. So gilt jetzt auch für das Wohneigentum, dass es Spielraum für die steuerliche Gestaltung gibt, zum Beispiel bei der Festlegung des richtigen Zeitpunktes für die Antragstellung.

Künftige Besitzer von Wohneigentum haben also allen Grund, sich im eigenen Interesse mit dieser Materie auseinanderzusetzen.

Der jetzt in 3. Auflage erschienene Ratgeber: „Die Eigenheimzulage“ ist zwar sehr umfangreich und fachlich differenziert. Er bietet aber nicht nur dem Steuerberater und den Geldgebern, sondern auch dem normalen Hauslehaber gute Grundlagen und Hilfen, um sich intensiv mit dem Thema Finanzierung von Wohneigentum auseinanderzusetzen. (Jürgen Bringmann)

Pons-Collins: Großwörterbuch Deutsch-Englisch/Englisch-Deutsch ... für Experten und Universit. 2056 Seiten. Gebunden, DM 98,00. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1999.

Der Untertitel dieses Super-Wörterbuchs verweist auf die Zielgruppe; aber auch jeder, der die „Times“ lesen, einen Geschäfts- oder Leserbrief schreiben oder Englisch eben etwas mehr als der Durchschnitt beherrschen will, ist angesprochen.

Der „Pons“ versucht der Tatsache Rechnung zu tragen, dass Sprache lebendig ist und sich beständig weiter entwickelt – er nimmt die Gegenwartssprache, die Alltagssprache auf und wendet sich an den „gebildeten Laien“.

Landeskundliche Informationen werden in eigenen Artikeln abgehandelt; amerikanisches Englisch ist berücksichtigt. Im deutschen Teil wird die reformierte Rechtschreibung verwendet. Der Gebrauchswert dieses Wörterbuchs ist groß – nur zum Mitnehmen eignet es sich nur bedingt: es ist sieben Zentimeter dick und wiegt 2,4 Kilogramm.

(Jürgen Bringmann)

Spannende Unterhaltung

John Grisham: Das Testament. Aus dem Amerikanischen (The Testament). 512 S., gebunden. Heyne Verlag, München 2000.

John Grisham gehört zur kleinen Elite von Bestsellerautoren wie Stephen King und Michael Crichton. Seine Titel wurden mit einer Auflage von 110 Millionen in 34 Sprachen übersetzt. Und sein neuestes Buch „Das Testament“ wurde mit einer Erstauflage von 2,8 Millionen bereits nach einer Woche in den USA ausverkauft.

Das Testament ist damit eines der weltweit am meisten verkauften Bücher; es setzt sich sogar mit Werten der Bibel auseinander. Ein kauziger, grässlicher Multimilliardär stürzt sich aus dem Fenster eines Hochhauses und hinterläßt einer widerwärtigen Erbgemeinschaft, immerhin drei Ex-Frauen mit sechs unnützen Nachkommen und allesamt Berufsversager, ein teuflisches Testament.

Ein Anwalt, ehemaliger Alkoholiker, muss sich in den Urwald Brasiliens aufmachen, um dort die Haupterin, die als Missionarin bei einem Indianerstamm der Steinzeit wirkende uneheliche und verschollene Tochter des Toten aufzuspüren. Es zeigt sich, dass die menschliche Gier der Erbgemeinschaft größere Fallstricke bereithält als der Amazonas-Dschungel. Und der Roman wird zu einer unerwarteten Bibelstunde, die die Missionarin dem Anwalt erteilt – eine Bibelstunde, die am Ende des Romans zu etwas führt, das nahe bei Vergebung und Läuterung liegt.

Natürlich darf man Spannungsliteratur nicht ethisch überfordern. Dennoch: Hier wird auf leichte Weise und darum um so überzeugender etwas über Werte und menschliches Verhalten in Extremsituationen erzählt, das man um so leichter aufnimmt, als es ohne erhobenen Zeigefinger daherkommt. Nur am Rande: Das Ehepaar Grisham bekennt sich zur First Baptist Church und hat auch schon Bibelkurse durchgeführt. (Jürgen Bringmann)



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen des GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit nunmehr 40 Jahren begleitet.



Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint viermal jährlich.

Hrsg.: GKS, Breite Straße 25, 53111 Bonn.

Redaktion: verantwortl. Redakteur Paul Schulz (PS), Oberstleutnant a.D., Satz und Layout; Klaus Brandt (bt), Oberstleutnant a.D., Redakteur; Helmut Fettweis (HF), Oberst a.D., Redakteur; Hauptmann Marco Schauff (MS), Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG
c/o Paul Schulz, Postfach 3768,
51537 Waldbröl, Tel/Fax: 02291-900461
oder 02295-1044 (bt),
e-Mail: GKS.Redaktion@t-online.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH,
Ernst-Robert-Curtius-Str. 14, 53117 Bonn.
Überweisungen und Spenden an: Förderkreis der GKS e.V., Pax Bank eG Aachen,
BLZ: 391 601 91, Konto-Nr.: 1009439010.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von DM 10,- an den ausliefernden Köllen Verlag.